Jahrbuch des Oberaargaus 2016

Herzlichen Dank für die finanzielle Unterstützung an:

Glas Trösch Holding AG

SWISSLOS Lotteriefonds Kanton Bern

59. Jahrgang

Herausgeber:	Jahrbuch des Oberaargaus mit Unterstützung der Gemeinden
Umschlag:	Globale Stadt (Biel) © Martin Ziegelmüller
Geschäftsstelle:	Oberaargauer Buchzentrum OBZ Oschwandstrasse 18, 3475 Riedtwil Telefon 062 922 18 18 www.jahrbuch-oberaargau.ch
Satz:	Oberaargauer Buchzentrum OBZ
Druck:	Merkur Druck AG, Langenthal
Ältere Jahrbücher im Volltext im Internet:	www.digibern.ch/katalog/jahrbuch-des-oberaargaus

Jahrbuch des Oberaargaus 2016

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 6
(Daniel Gaberell, Riedtwil)

Einen frommen Knecht habe lieb. – Sirnach 8
(Marianne Derron, Hauterieve)

Hauptsache Kugel – Eine Langenthaler Weihnachtsgeschichte 26
(Neue Schule für Gestaltung Langenthal: Cynthia Häfliger, Grossdietwil)

Martin Ziegelmüller – Ein Portfolio 40
(Martin Ziegelmüller, Vinelz)

Juragämsen 70
(Bettina Riser, Walden ob Niederbipp)

Flechten 82
(Ernst Grütter, Roggwil)

Die Oschwand in den Buchsibergen (1. Teil) 98
(Anne-Marie Dubler, Bern)

Die Kirche Roggwil, der festlichste Sakralbau im Oberaargau. 132
(Walter Gfeller, Herzogenbuchsee)

Das erste Protokoll-Buch der
Käsereigenossenschaft Mannshaus (1881-1941) 146
(Katja Meister, Wyssachen)

Die Geschichte des Hans Martin Langhoff 166
(Simon Kuert, Langenthal)

Entwicklung der Siedlungsfläche im Oberaargau 1865-2009 182
(Jürg Rettenmund, Huttwil)

70 Jahre SC Langenthal 194
(Walter Ryser, Langenthal)

Neuerscheinungen 222

Autoren, Redaktion 230

Vorwort

Ein Buch ist ein Gemeinschaftswerk. Besonders das Jahrbuch des Oberaargaus, in welchem bei jeder Ausgabe gegen 60 Personen mitarbeiten. Sie denken, die Zahl scheine etwas sehr hoch, gar übertrieben?
Offensichtlich und vordergründig stehen an erster Stelle natürlich die Schreibenden und die Bildzulieferer. Im Jahrbuch 2016 sind das zwölf Autorinnen und Autoren, einige davon realisieren und organisieren auch noch gleich die dazugehörenden Fotos. Reine Bildlieferanten sind heuer drei zu finden. Hinzu kommt die Arbeit von Redaktionsmitgliedern, die einzelne Kapitel inhaltlich begleiten. Dieses Jahr zum Beispiel Ueli Reinmann mit dem Gämsen-Beitrag, Res Greub mit dem Ziegelmüller-Kapitel und Jürg Rettenmund beim Text über die Käserei Mannshaus. Inhaltlich beteiligt sind auch unscheinbare Zulieferer, als Beispiel sei hier erwähnt: Walter Ischi, der sein Archiv für Anne-Marie Dublers Kapitel über die Oschwand zugänglich machte, oder Christine Keller, die beim Flechtenkapitel von Ernst Grütter die Bestimmungen vornahm. Manchmal ist es auch nur ein kurzes Telefongespräch mit einer Fachperson, die einem hilft, die eigenen Wissenslücken zu schliessen; stellvertretend nenne ich hier Urs Siegenthaler aus Wangen a.A. – er gab bestens Auskunft über das «Christen-Haus», welches im Gotthelf-Kapitel von Marianne Derron eine Rolle spielt. Auch diese Experten gehören zum Gemeinschaftswerk.
Um die Inhalte zusammenzuführen, zu gestalten, die Bilder zu optimieren und die Rechtschreibung zu kontrollieren, sind eine Handvoll weiterer Personen nötig. Dann folgt die Produktion: Die Druckvorstufe, der Drucker an der Maschine, der Chauffeur, welcher die Druckbögen in die Buchbinderei fährt, um sie dort zu falzen, heften, leimen, kaschieren, folieren – und manchmal werden dort sogar Löcher in Bücher gestanzt. Unterdessen werden die Vorbereitungen für die baldige Lancierung der diesjährigen Ausgabe des Jahrbuches getroffen: Adresskleber und -listen werden mit den dazugehörenden Rechnungen ausgedruckt (und 30 Tage später sauber verbucht oder – ganz selten – gemahnt), Journalisten berichten über die Neuerscheinung, es gilt die Vernissage zu organisieren, im Lager werden die alten Jahrbücher zur Seite geschoben – alle sind parat und warten und warten ... Dann endlich ist es soweit: Der Lastwa-

gen fährt vor, vier Paletten Bücher mit einem Gesamtgewicht von 1600 Kilo werden abgeladen. Und jetzt, werte Leserinnen und Leser, wie gelangen die druckfrischen Jahrbücher in Ihre Briefkästen?

Das geht folgendermassen: **Hans Locher** holt seine Bücher für die Gemeinden Seeberg, Grasswil, Riedtwil, Oschwand, Ochlenberg und Wäckerschwend ab. **Hannes Kuert** verteilt jene in Melchnau, Busswil und Steckholz. In Bleienbach und Rütschelen übernimmt **Arthur Schnyder** das Verteilen. **Rosmarie Zehnder** fährt durch die Gemeinden Madiswil, Rohrbach, Kleindietwil, Leimiswil und Lotzwil. Am «Bärg äne» sind **Vreni und Edi Christen** zuständig: Wiedlisbach, Attiswil, Farnern, Rumisberg, Wolfisberg, Nieder- und Oberbipp. **Lotti Urben** verteilte die Jahrbücher in Inkwil, Wangenried, Heimenhausen, Wanzwil, Röthenbach, Graben, Berken und Walliswil-Wangen. Wangen a.A. übernimmt **Ueli Reinmann.** Und **Christine Röthlisberger** Bützberg und Thunstetten. **Katharina Jenzer** kümmert sich um Ober- und Niederönz und **Markus Gaberell** um Aarwangen, Schwarzhäusern, Bannwil, Wynau und Roggwil (bis 2014 war dort Martin Kummer unterwegs). **Frieda und Erwin Lüthi**, die langjährigen Geschäftsstellenleiter, bringen die Jahrbücher nach Herzogenbuchsee, Thörigen, Bettenhausen und Bollodingen. In Langenthal teilen sich **Robert Schwab, Christoph Landolt** und **Jürg Rettenmund** die Quartiere auf – Letzterer übernimmt auch noch Huttwil. Und für die übrigen Gemeinden in der Schweiz ist die Post zuständig.

Chapeau!, werte Jahrbuchverteilerinnen und Jahrbuchverteiler. Vor euch ziehe ich den Hut, verneige mich leicht und bedanke mich im Namen aller Leserinnen und Leser, der Redaktion und des Vorstandes von ganzem Herzen für euren Einsatz. Das Verteilen der Jahrbücher ist ein zentraler Teil des eingangs erwähnten Gemeinschaftswerks.

Daniel Gaberell

Jahrbuch-Redaktion
Daniel Gaberell, Riedtwil, Präsident
Martin Fischer, Leissigen
Andreas Greub, Lotzwil
Simon Kuert, Langenthal
Ueli Reinmann, Wolfisberg
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Jürg Rettenmund, Huttwil
Fredi Salvisberg, Subingen
Esther Siegrist, Langenthal

Einen frommen Knecht habe lieb. – Sirach

Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf) an die Ersparniskasse Wangen a.A.

Marianne Derron

Bevor Albert Bitzius (1797–1854), der sich später das Schriftsteller-Pseudonym Jeremias Gotthelf zulegte, 1831 die Pfarrstelle im Lützelflüh antrat, war er von 1824 bis 1830 Vikar in Herzogenbuchsee. In seinem letzten dortigen Amtsjahr verfasste er ein Essay, das als Antwort auf eine Preisfrage gedacht war, welche die Amtsersparniskasse von Wangen a.A. ausgeschrieben hatte.[1] Dieser Text – nahezu unbekannt im Gotthelfschen Gesamtwerk – ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert:
- Er gibt Zeugnis über die gemeinnützige Bewegung im Kanton Bern,
- er zeichnet ein Portrait der Landbevölkerung in den 1820er Jahren,
- er greift sozio-ökonomische Brennpunkte auf, die Jahre später u.a. in Gotthelfs Traktat «Die Armennoth» (1840/50) wieder auftauchen,
- er kündet in etlichen Formulierungen, in Sprachwitz und Dialektwörtern, den späteren Schriftsteller an.

Die Gründung einer Ersparnis- und Anlehnkasse am 5. Februar 1824 ging auf die Initiative des Oberamtmanns von Wangen, Rudolf Emanuel von Effinger (1771–1847), zurück.[2] Effinger war Mitglied der 1759 gegründeten Oekonomischen Gesellschaft und eine wichtige Figur der Berner gemeinnützigen Bewegung. In Kiesen initiierte er 1815 die erste Berner Talkäserei.[3] (Die Talkäsereien inspirierten Gotthelf 1850 zum Roman «Die Käserei in der Vehfreude».) Auch der Zweck der Wangener Sparkasse war gemeinnützig: Die Spareinlagen von Dienstboten, Handwerkern und sonstigen Arbeitern sollten sicher verzinst und günstige Darlehen an Bedürftige gewährt werden – alles in der Absicht, «um dem gedrückten Mittelstand so viel als möglich unter die Arme zu greifen und dem Wucher zu wehren».[4]

Rudolf Emanuel Effinger von Wildegg (1771–1847) Oberamtmann zu Wangen (1821-1831) und Gründer der Ersparniskasse Wangen (1824).
Dieses eindrückliche Originalgemälde der Kunstmalerin Helene Roth (1887–1966) hängt im 2. Stock der Gemeindeverwaltung Wangen a.A. und ist eine Schenkung der UBS Wangen a.A. an die Gemeinde (1997).
Foto: Daniel Gaberell

Goldene Dukaten für gute Vorschläge

Die Sparkasse von Wangen a.A. hatte Erfolg. Als sie 1830 erneut einen Überschuss von 750 Franken erzielte, fragte sich das Direktorium, wie dieser am sinnvollsten reinvestiert werden könne. Da eine Zinserhöhung rechtlich ausgeschlossen war, richteten sich die Anstaltsgründer mit einer Preisfrage an die Öffentlichkeit, lancierten also einen «Ideenwettbewerb». Die «Neue Schweizerzeitung» (Nr. 36, S. 320f.) publizierte am 13. Juli 1830 die Preisfrage der Amtsersparniskasse, wie man den Gewinn «zum Besten und zur Ehre des Amtsbezirkes Wangen und seiner Einwohner» verwenden könne. Frist für die Einreichung der Arbeiten war der 1. Dezember 1830. Zugleich liess die Sparkasse das Programm der Hauptversammlung der «Aktionnairs der Ersparniss- und Anlehn-Casse des Oberamts Wangern [!]» vom 9. Juli 1830 abdrucken. Die Direktion betonte, wie «wohlthätig sich das Institut sowohl für die Gläubiger wie für die Schuldner» erwiesen habe. Jetzt dränge sie ihr Pflichtgefühl dazu, «die Grundgesetze [...] durch ein nachträgliches Statut» betreffend Überschussverwendung zu ergänzen.[5] Sehr wahrscheinlich sassen in der Wettbewerbsjury nebst dem Präsidenten Rudolf E. von Effinger die Sparkassenverwalter.[6] Als erster Preis winkte ein Ehrengeschenk in Gold von vier, als zweiter die Belohnung von zwei Dukaten.

In zwei Archiven, dem Staatsarchiv des Kantons Bern und dem UBS-Archiv in Basel (die UBS ist seit 1994 die Rechtsnachfolgerin der Amtsersparniskasse Wangen), sind heute insgesamt sechs Einsendungen auf die Preisfrage überliefert. Neben Bitzius beteiligten sich Rudolf Manuel aus Bern, Samuel Friedrich Moser von Herzogenbuchsee, Samuel Güdel[7] (Prokurator) in Sumiswald, Christian Obrecht in Wiedlisbach sowie, verspätet am 21. März 1831, Friedrich Mühlethaler aus Bollodingen, ein Aktionär der Ersparniskasse. Die eingesandten Antworten spiegeln die Diskussionen wider, die in der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft seit 1810 geführt wurden. Manuel, Moser und Güdel schlugen vor, den Gewinn der Ersparniskasse für Schulen und Bildung zu verwenden. Obrecht, von Beruf Walker, legte dem Bankdirektorium hingegen die «Hebung des Landbau[s], des Baurenstand[s]» ans Herz. In der Hauptversammlung sprachen die Aktionäre am 2. September 1831 Obrechts Arbeit den

Südlicher Eingang zum Städtli Wangen a.A.: Die damalige Schule, in welcher die ersten Bank-Sitzungen über die Bühne gingen, befand sich im Gebäude rechts neben dem Turm (heutige Gemeindeverwaltung), die Sparkasse war 1911 bis 1949 im Haus im Vordergrund.
Foto: Daniel Gaberell

ersten Preis von vier Dukaten zu, während der zweite Preis von zwei Dukaten an einen «Ungenannten» ging.[8]
Im einzigen nicht signierten eingesandten Text nämlich steht gegen Schluss: «Meinen Namen schreibe ich nicht auf.» Noch der Verfasser der «Denkschrift» von 1924 vermochte den wahren Urheber nicht zu identifizieren; doch die Herausgeber der Sämtlichen Werke (SW/EB) fanden in Gotthelfs Nachlass in der Berner Burgerbibliothek (BBB) einen Entwurf zur Preisschrift, der eindeutig aus dessen Hand stammt. Am 26. November 1830 schrieb Bitzius zudem Samuel Moser in Herzogenbuchsee: «Meine Arbeit wird bis morgen Abend fertig. Dann werde ich sie Ihnen übergeben oder senden zur gütigen Spedition; denn ich muss inkognito bleiben» (EB 4, Nr. 34, S. 96).[9] Moser scheint also Bitzius' Essay kopiert und an seiner Stelle eingesandt zu haben. Bitzius selbst erklärte: «ein Kamerad, der auch eine [Antwort auf die Preisfrage] schreibt», solle nicht «neidisch» auf ihn werden. Der wahre Grund lag vermutlich anderswo: Von Effinger sollte nichts von seiner Teilnahme erfahren, weil sich die beiden kurz vorher zerstritten hatten, ja der Oberamtmann hatte Bitzius

deswegen im Mai 1830 sogar strafversetzen lassen.[10] Als der Vikar sein Essay verfasste, hatte er das Amt Wangen bereits verlassen und war seither in der Stadt Bern.

Bitzius' «Acht-Punkte-Plan» für das Landproletariat

1. Der Gewinn soll auf jeden Fall dem eigentlichen Zweck der Kasse dienen, nämlich «zum sparen auf[]muntern.»
2. Er soll in erster Linie denjenigen zugutekommen, die schon jetzt «Theilnehmer[]» seien, d.h. «Dienstboten oder […] Kindern von Reichen, welche Dienstboten haben». Denn auch von den Vermögenden könne niemand wissen, «ob nicht einst Kinder oder Kindskinder dienen müßen».
3. Das Geld muss – dies der wichtigste Punkt – «auf eine Sache verwendet werden, für welche niemand verpflichtet ist zu sorgen».
4. Die Überschussverwendung «muss den Credit und den Ruhm der Anstalt bedeutend vermehren».
5. Das Oberamt Wangen würde attraktiv werden für «alle braven Dienstbotten».
6. Die Gemeinden hätten weniger Fürsorgeausgaben für die Armen.
7. «Die Meisterleute hätten mehr Gewalt über die Dienstbotten», weil die Anstellung mit guten Sparkassenbedingungen verbunden wäre.
8. Der Vorschlag wäre auch eine «Wohlthat» für Dienstboten.

Die Ideen des Vikars zuhanden der Sparkasse bedeuten im Wesentlichen: Die Überschüsse könnten als Vorsorgekasse und Unfallversicherung für das landwirtschaftliche Dienstpersonal verwendet werden. Dazu brauche es feste Kriterien zur Beitragsberechtigung, zur Gewinnausschüttung und zu den Rentenempfängern. Bitzius formulierte dabei das Solidaritätsprinzip. Der aus dem Gewinn gespeiste Fonds müsse für verschiedene Rententypen und zur Verzinsung der Einlagen eingesetzt werden. Vermutlich orientierte sich Bitzius an der Berner Dienstenzinskasse, die gleichzeitig eine Rentenanstalt war, da jeder Einleger sein Sparguthaben in eine lebenslange Rente umwandeln konnte. An die Adresse der Sparkasse schrieb er aber verständlicherweise, wie «neü außergewöhnlich» sein Vorschlag sei, «an keinem Orte noch vorgebracht, sonst dienen solche

Kaßen nur sich selbst, es ist keine Pflicht, sondern ein freyer vernünftiger Entschluß, darum glaube ich er müße auch zu etwas absonderlichem angewendt werden, für welches die Regierungen und die Gemeinden nicht nur keine Pflicht haben zu sorgen, sondern woran auch niemand denkt, so gut als niemand daran dachte, die Kaße von Wangen auf diese Weise zu benutzen».

Ganz so originell war aber Bitzius' Idee nicht. Die Möglichkeit, Dienstboten und anderen Lohnempfängern einen sicheren, zinstragenden Hort für ihr Gehalt anzubieten, entstand bereits Ende des 18. Jahrhunderts in England. Neu war hingegen die Idee, aus den Erträgen einer Sparkasse eine richtige Vorsorgeversicherung aufzubauen.

Dass auf dem Land eine Art Proletariat heranwuchs, das weitgehend besitz- und bildungslos war und knapp über der Armutsgrenze lebte, stellte der Vikar Bitzius bereits in seinen ersten amtlichen Schriften, den Visitationsberichten, fest. Im Bericht zur Pfarrgemeinde Utzenstorf, in der er aufgewachsen war, sprach er schon 1824 mehrere problematische Punkte an, die im Essay von Wangen und in der «Armennoth» (1840/50) wieder auftauchen: Bei Tanzgelegenheiten verschleuderten vor allem Knechte und Mägde ihren Lohn im Wirtshaus (vgl. EB 18, S. 48; SW 15, S. 113, 115). «Knechte und Mägde [legen] von ihrem Lohn nicht nur nichts bei Seite, sondern [stecken] meistens in Schulden.» (EB 11, S. 48). Auch bringe diese Personengruppe «die meisten unehlichen Kinder» hervor (ebd.). Im Wangener Essay fragt Bitzius rhetorisch: «wer thut am wüstesten in den Wirthshäusern?» Wie ungebührlich sich Knechte in Wirtshäusern aufführten, ist ein Motiv in Gotthelfs späteren Romanen, z.B. im «Bauern-Spiegel», in «Uli der Knecht», aber auch in der Kalendererzählung «Benz am Weihnachtdonnstag 1825». Wenn vernünftige Meisterleute ihnen gut zuredeten – so Bitzius – so würden ihnen die Dienstboten erbost «den Büntel vor die Tühr» werfen. Bitzius wusste sehr gut, wie Knechte und Mägde der Armut zu entrinnen hofften: «[Man] heyrathet nämlich so schnell als möglich in der Meinung es gehe viel beßer wenn 2. einander helfen; aber aus nichts wird selten etwas anders als Kinder.» In der «Armennoth» heisst es später: «Der Knecht will ins Welsche hingehen, die Magd auf Bern, in die Stadt, sie hoffen beide dort nicht bloß Arbeit, sondern einen guten Schick. Auf einen [guten] Wurf hoffen sie, setzen für diesen Wurf Lohn, Gesundheit, Ehre ein und ziehen

Schloss
Kyburgerresidenz bis 1407
Bernische Landvogtei bis 1798
Bezirksverwaltung seit 1830
Gesamterneuerung 1973/77
Verwaltungsreform 2009

Das Schloss Wangen a.A. von Norden her (Eingang Städtli), worin sich heute das Regierungsstatthalteramt befindet.
Fotos: Daniel Gaberell

endlich Not und Schande» (SW 15, S. 122). Bitzius beobachtete also eine Migration, wie sie heute aus Drittweltländern bekannt ist: Landflucht in der Hoffnung auf besseren Verdienst, Zusammenballung unter miserablen Wohnbedingung in den Städten oder Vorstädten.

Topoi pfarrherrlicher Beschwerden oder triste Realität?

Bitzius' Beobachtungen über frühe Ehen als Sackgassen wurden von Zeitgenossen von nah und fern gestützt. Pfarrer Rudolf Fetscherin von Sumiswald stellte in seinen «Briefen über das Armenwesen» (1833) besorgt fest, dass die Bevölkerung steige, wenn der Anteil Lediger sinke; die meisten Familien hätten aber zu wenig Vermögen, um eine grosse Kinderschar durchzubringen.[12] In seinem «Mémoire sur le pauperisme» (1837) konstatierte kein Geringerer als Alexis de Tocqueville in Frankreich dieselben Probleme:
«Que voyons-nous chaque jour nous-mêmes sous nos yeux? Quels sont parmi les membres des classes inférieures ceux qui se livrent le plus volontiers à tous *les excès de l'intempérance* et qui aiment à vivre comme si chaque jour n'avait pas de lendemain? Lesquels montrent en toute chose le plus d'imprévoyance? Qui contracte *ces mariages précoces* et imprudents qui semblent n'avoir pour objet que de multiplier le nombre des malheureux sur la terre? – La réponse est facile. *Ce sont les prolétaires, ceux qui n'ont sous le soleil d'autre propriété que celle de leur bras.*»[13]
Auch den planlosen Umgang mit Geld und häufige Wirtshausbesuche beobachtete Tocqueville. Auf einer Englandreise im Sommer 1833 sah er, wie junge, kräftige Männer von der Gemeinde Arbeit und Unterstützung forderten, aber ihren Lohn «im Handumdrehen in Schenken» verschleuderten.[14]
Erste Statistiken zeigen tatsächlich, dass uneheliche Geburten unter dem Dienstpersonal und im Handwerkerstand besonders häufig waren – nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa. Die Rate unehelicher Kinder scheint zwar in der Schweiz vom 17. bis 19. Jahrhundert niedrig gewesen zu sein, im Kanton Bern aber relativ hoch. Die Emmentaler Amtsbezirke sowie Aarwangen wiesen eine überdurchschnittlich hohe Rate auf. Im Amtsbezirk Wangen lebten in den Jahren 1827/28 neben 111 ehelich

geborenen Kindern ganze 83 uneheliche. Laut dem Staatsverwaltungsbericht (SVB) 1814–1830 versiebenfachte sich deren Zahl von 1724 bis 1814, gerade in den 1820er Jahren nahmen sie im Kanton Bern besonders stark zu.[15] So folgerte Bitzius: «Kann man daher auf irgend eine Weise der Klasse der Dienstboten aufhelfen und verbesserend auf sie einwirken, so ist dieses ein Werk Reichen und Armen im Amte nützlich, ein Werk das wir allein und vor allen zum voraus haben.»

Es lebe die Gemeinnützigkeit

Anfangs seines Essays erlaubte Bitzius sich eine «captatio benevolentiae», indem er der Preisfrage eine grosse Ausstrahlung beimass: «Wenn man mit der Zitig fertig war, so sprach man diesen Herbst durch viel von der Preisfrage, welche in Wangen ausgeschrieben worden ist.» Dieses Kompliment an die Sparkasse lässt er in eine fiktive Ebene einfliessen, indem er erfundene Personen und deren Ideen einführt. Die reale Preisfrage wird somit zum Ausgangspunkt eines Textes, dessen Beginn sich wie eine kleine Erzählung liest. Dieses Verfahren wird er in seinem späteren schriftstellerischen Werk mehrfach anwenden, nämlich die Behauptung, von realen Personen zu sprechen, deren Name der Erzähler aber tunlichst verschweige: vorgespiegelte Realität.
«Hans war nicht gleicher Meinung wie Joggi über die Anwendung der uberflüssigen Gelder, und Benz sprach anders als Sami. Da sage mir nur einer, der Bauer sey dumm, ihm komme nichts in den Sinn, man hatte hören sollen wie viele und spizfündige Sachen darüber vorgebracht wurden. Meinte nicht sogar einer man könnte die neue Brüke vor dem untern Thor in Bern mit bauen, welche an der Kunstausstellung so schön anzusehen war besönders von weitem. Einer meinte man sollte daraus den Auszügern [militärisch Aufgebotenen] Sakgeld geben, wenn sie nach Bern in die Garnison müssen; auch thäte es manchmal nöthig, ihre Weiber und Kinder, die daheim bleiben, zu unterstüzen, das wäre noch besser als allen davon zu geben, da viele es nur gebrauchen würden um wüster thun zu können, besonders die welche die kürzesten und die längsten Säbel haben ihr Name soll übrigens verschwiegen bleiben.»
Mit Bedacht erwähnte Bitzius andere gemeinnützige Projekte des Kantons

Pfarrhaus Herzogenbuchsee um 1825, in welchem Bitzius als Vikar arbeitete.
Foto: www.helveticarchives.ch

Bern, «die neue Brüke vor dem untern Thor in Bern» und die «Kunstausstellung», denn sein eigener Vorschlag wirkte dadurch nur umso sattelfester: Die Nydeggbrücke in der Stadt Bern war seit 1830 in Planung (1844 verwirklicht);[16] die Kunstausstellung in Bern fand 1830 vom 19. Juli bis zum 10. August statt. Sie war 1804 erstmals auf Initiative der Oekonomischen Gesellschaft organisiert worden und präsentierte neben der bildenden Kunst handwerkliche und mechanische Produkte.[17] Rhetorisch geschickt, warf Bitzius die Frage auf, was andere wohl mit den Überschüssen der Sparkasse subventionieren würden. Seine Erläuterungen verschaffen ein lebendiges Bild der Modernisierungsbestrebungen im Kanton Bern, wenn auch fokussiert auf den Oberaargau, und ziehen Bilanz über dessen soziale und wirtschaftliche Lage:
«Das Amt Wangen ist kein armes Amt», meinte er zu Beginn bestimmt; die «Betteley» sei eher «ein Zeichen schlechter Ordnung» als von Armut. Die Quellen scheinen Bitzius recht zu geben, denn die Armutssituation im Kanton Bern war regional sehr unterschiedlich. Der Staatsverwaltungsbericht (SVB) 1814–1830 nennt das Emmental sehr arm, das Seeland vermögend; der Oberaargau wird gar nicht erwähnt.[18] Pfarrer Markus Lutz hatte 1826 einen guten Eindruck der Gemeinden des Amtsbezirks Wangen: Herzogenbuchsee z.B. kenne viel «Handel und Gewerbsthätigkeit» und sei sogar «überaus wohlhabend».[19] Ein etwas anderes Bild

vermitteln allerdings die von 1759 bis 1855 für die Oekonomische Gesellschaft verfassten «Topographischen Beschreibungen». Roggwil und Melchnau im anliegenden Oberamt Aarwangen schienen deutlich unter Armut zu leiden, noch stärker als die Emmentaler Gemeinden Sumiswald und Trub.[20] Trotzdem schloss Bitzius aus seinen Kenntnissen, es sei überflüssig, «das Geld in den Armensekel der Gemeinden [zu] vertheilen». Ebenso unmissverständlich meinte er: «Für einen Spittal bin ich gar nicht.» (Spitäler waren Fürsorgeeinrichtungen, in denen auf Gemeindekosten Alte und Behinderte versorgt wurden.) Laut dem SVB 1814–1830 waren im Emmental (aber nicht im Oberaargau) mehrere Spitäler eröffnet worden, um die Armenlast der Gemeinden zu mindern. Zwar notierte Bitzius, ein Spital «wäre freylich eine schöne Sache», nur würden die Überschüsse der Sparkasse niemals ausreichen, um dessen jährliche Kosten zu decken. Was spräche gegen die Verwendung der Gelder für das Schulwesen? – Eigentlich nichts, im Gegenteil: «Die Schulen, die Schulmeister und die Kinder haben allerdings viel nöthig, da sieht es noch gar schlecht aus, nicht nur hier und da sondern fast überall.» So brauche es auf jeden Fall neue Schulhäuser, höhere Lehrerlöhne, eine bessere Lehrerausbildung und mehr Bücher. Doch gerade Neubauten würden das Geld sofort verschlingen. Dennoch war Bitzius in diesem Bereich optimistisch: «Namentlich mit den Schulen geht es vorwärts, schon klagen die Alten, daß ihre Kinder mehr wissen als sie; lasst allmählig die Jungen nachkomen, so wird es noch weit besser gehen, und weit schneller mit der Verbesserung der Schulen.»

In der Tat war das Schulwesen ein grosses Thema der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Auf den Traktanden ihrer Jahresversammlung in Luzern 1825 stand: «Was ist bereits in den verschiedenen Kantonen der Schweiz für den Unterricht und die Fortbildung der Schullehrer getan worden, und mit welchem Erfolg?»[21] An der Jahresversammlung 1829 in Bern waren die Schulen erneut auf der Agenda. Die Berner waren nicht untätig geblieben: Zwischen 1806 und 1830 hatte die Anzahl Schulen im Kanton um fast 200 zugenommen! Auch in den Bücherkauf investierte der Kanton seit 1820 deutlich mehr; 1829 gab er dafür die Maximalsumme von 7'387 Franken aus.[22] Der tiefe Lehrerlohn galt seit Jahrzehnten als «Hauptübel der Landschulen».[23] Während der Helvetik (1798–1803) hatte sich Bildungsminister Philipp Albert Stapfer (1766–

1840) zwar für staatliche, höhere Lehrerlöhne eingesetzt, aber schliesslich blieb die Lehrerbesoldung Sache der Gemeinden. Im Amt Wangen betrug der Lehrerlohn 1806 67 Franken jährlich, gesamtkantonal eine leicht überdurchschnittliche Summe.[24] 1834 erhielt ein Lehrer aus dem Amtsbezirk Wangen dann 205 Franken Jahreslohn (Berner Durchschnitt: 154 Franken).

Allerdings sei es – so Bitzius – «höchst nöthig daß [die Schullehrer] mehr lernen als bisher.» Doch auch in diesem Punkt hatte der Kanton Bern Fortschritte vorzuweisen, wenn auch gemächliche: «Zwischen 1814 und 1830 wurden 642 Lehrer, meist im Anschluss an einen fünfmonatigen Sommerkurs, weitergebildet und geprüft».[25] Diese Weiterbildung geschah in privaten Seminaren, z.B. in Philipp Emanuel von Fellenbergs kantonal unterstützter Anstalt in Hofwil.[26] Der SVB 1814–1830 nennt «zahlreiche[...] Privat-Erziehungs-Anstalten im Kanton, welche zum Theil auf einer hohen Stufe von Ausbildung stehen».[27] Alle diese Fakten mussten Bitzius, der sich seit Jahren mit dem Schulwesen befasste, bekannt sein – nicht verwunderlich deshalb, dass er es als Geldempfänger ausschloss.

Wie stand es um die Landwirtschaft im Oberamt Wangen, für die sich der Gewinner des Preisausschreibens, Christian Obrecht, stark gemacht hatte? Von Landwirtschaft sprach Bitzius nur in einem kurzen Satz: «Da sage mir nur einer, der Bauer sey dumm, ihm komme nichts in den Sinn.» Offensichtlich nahm er hier eine Kritik an den Landwirten auf die Schippe, die zum Stereotyp verkommen war und die aus der Anfangszeit der gemeinnützigen Bewegung stammte. Im 18. Jahrhundert hatten die Landwirte den Ruf, wenig innovativ zu sein. Bekannt ist die Bemerkung des Huttwiler Pfarrers Ludwig Lienhart in seinem Pfarrbericht von 1764: «[Die Bauern] glauben, arbeitende Hände und recht gefaulter Schweizer Mist übertreffe weit der gelehrten Magazine List.»[28] Für die Entwicklung der Landwirtschaft, die Diversifizierung und Produktionssteigerung war aber seither einiges getan worden. Unter der Ägide der Oekonomischen Gesellschaft ermunterten agronomisch Interessierte die Landwirte zu neuen, produktivitätssteigernden Techniken.[29] Gerade im Oberaargau, in Melchnau, war Landwirt Jakob Käser (1806–1878) besonders aktiv. Den «Allgemeinen landwirtschaftlichen Verein für gemeine Landwirthe» gründete er zwar erst 1837,[30] aber vielleicht hatte Vikar Bitzius von dem

vielversprechenden Bauern bereits gehört; weiter befasste er sich in seiner Preisschrift jedenfalls nicht mehr mit der Landwirtschaft.

«Kraft und Gesundheit»: das «Kapital» der Dienstboten

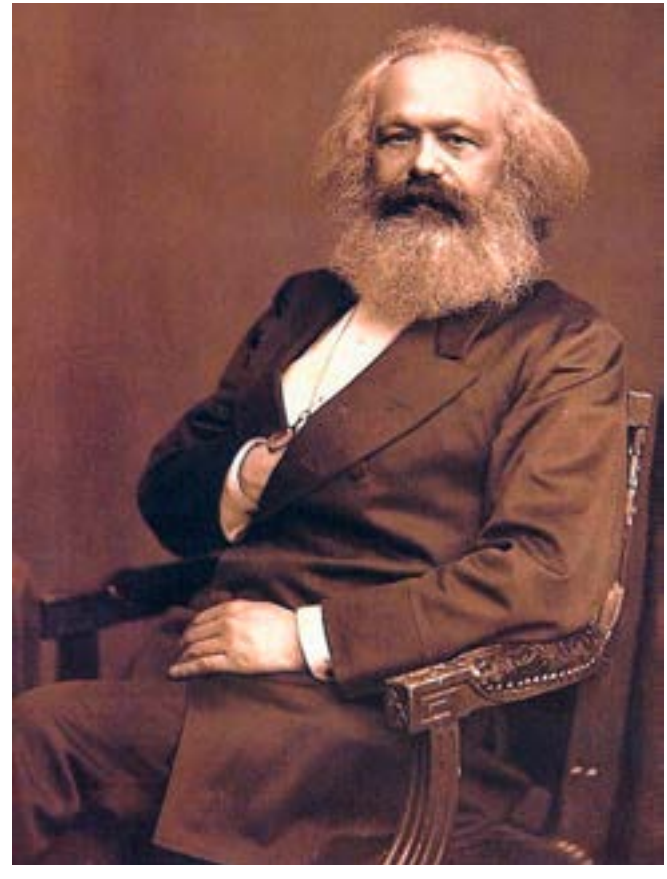
Wenn also in den klassischen Bereichen Fürsorge, Schule und Landwirtschaft so vieles im Gange war, schien es Bitzius nur recht und billig, anderes ins Auge zu fassen: das Dienstpersonal. Er appellierte an das soziale Gewissen der Bankiers, weil sich für diese Kategorie von Angestellten niemand wirklich verantwortlich fühle, «weder eine Gemeinde noch eine Regierung». Die folgenden Sätze wie auch der spätere Abschnitt, wo Bitzius von der Arbeitskraft der Dienstboten als deren Kapital spricht, enthalten eine fast marxistisch anmutende Terminologie: «Die Dienstboten sind Leute die von ihrer Kraft und Gesundheit leben, und sie jemand um einen bestimmten Lohn vermiethen. Jhre Gesundheit ist ihr Vermögen, ihr Lohn ist der Zins desselben.» Bitzius war der Ansicht, sein Vorschlag schaffe eine Win-win-Situation für Arbeitgeber und -nehmer: Erstere hätten doch ein Interesse daran, dass die Angestellten nicht jedes Jahr abwandern. Das Personal solle deshalb finanzielle Anreize erhalten, mehrere Jahre im gleichen Betrieb zu bleiben.
«Dieses scheint mir auf die Weise bezwekt werden zu können, wenn die Dienstboten, welche Theilnehmer der Ersparnisskasse werden, sobald sie treu und ehrlich fünf Jahre beym gleichen Meister bleiben eine Prämie erhalten, welche alle folgende fünf Jahr verdoppelt oder um 1/3 oder 1/4 erhöht wird. Wenn man diese Prämie sobald sie heyrathen in dieser Zeit in ein Hochzeit-Geschenk verwandelt, oder wenn sie 50 oder 60 Jahr alt werden, im Dienst in eine kleine lebenslängliche Pension.»
Die Sparkassenüberschüsse könnten auch als Entschädigung im Brandfall benutzt werden. Wenn jetzt ein Hof abbrenne, dann retteten die meisten Dienstboten einzig ihre wenigen Habseligkeiten, denn sie wüssten genau, dass man sie für ihren persönlichen Verlust nicht entschädige. Wenn die Sparkasse den Schaden aber übernehme, dann würden die Dienstboten im Brandfall ihrem Meister helfen, anstatt rein egoistisch zu handeln. Vielleicht ermuntere eine solche Regelung gewisse Hofbesitzer ja, einer «Mobiliarkasse» oder «Brandkasse» beizutreten. Bereits 1788 hatte die

Oekonomische Gesellschaft einen Preis zur Frage ausgeschrieben, ob «eine Feuerassekuranz im Kanton Bern ratsam»[31] sei. Seit dem 8. Mai 1806 bot Bern als zweiter Schweizer Kanton eine Gebäudeversicherung an, freilich eine fakultative.[32] 1826, also nur vier Jahre vor Entstehung dieses Textes, wurde dann eine «Schweizerische Gesellschaft zur gegenseitigen Versicherung des Mobiliars gegen Brandschaden» gegründet. Doch noch 1844 bedauerte Gotthelf, dass sich Hausbesitzer nicht gegen Brände versicherten:

«Im Kanton Bern verbrannte ein grosses Haus und jetzt bettelt man Steuern [Spenden], den armen, abgebrannten Dienstboten ihre dahingegangenen Kleider zu ersetzen. Warum thut ein Meister nicht in die Mobiliarassekuranz, und zwar nicht für sich, sondern auch für seine Dienstboten? Wäre der Kalendermacher Magd oder Knecht, so würd er diese Versicherung zum Beding machen und wäre er ein Meister, so thäte er es ungeheissen.» (HKG D 1, S. 340)

Visionen keimen im Oberaargau

Im Vergleich zu Fetscherin oder Tocqueville war Bitzius auffallend innovativ: Fetscherin erwähnte die Sparkassen nicht als Mittel zur Armutsbekämpfung, geschweige denn zur Altersvorsorge. Ganz dem traditionellen aufklärerischen Ansatz verpflichtet, postulierte er als wesentliche Massnahme gegen den Pauperismus die Erziehung der Jugend.[33] Tocqueville notierte mit Blick auf England und Spanien, dass den Bauern das Interesse am Sparen fehle: «[…] sie bleiben also untätig oder geben den kostbaren Ertrag ihrer Mühen unüberlegt aus.»[34] Auf Sparkassen ging er in der ersten «Denkschrift über den Pauperismus» kaum ein, sondern stellt nur kurz die Frage: «Kann man es den arbeitenden Schichten nicht erleichtern, Ersparnisse zu sammeln, die es ihnen erlauben, in Zeiten wirtschaftlicher Stagnation zu überleben, bis das Schicksal sich wieder wendet?»[35] In seinem zweiten, zu Lebzeiten unveröffentlichten «Mémoire sur le paupérisme» widmete Tocqueville sich dem Sparkassenwesen jedoch ausführlich: «Favoriser l'épargne sur les salaires et offrir à des ouvriers une méthode facile et sûre de capitaliser ces épargnes et de leur faire produire des revenus» sei der Zweck der Sparkassen, und diese seien



Alexis de Tocqueville (1805–1859), links im Bild, und Karl Marx (1818-1883): verschiedene Ansichten – ähnliche Beobachtungen.
Fotos: de.wikipedia.org

bisher auch das einzige in Frankreich angewandte Mittel, um den Armen den Zugang zum Wohlstand zu ermöglichen.[36] Trotzdem versprach sich Tocqueville davon keine grosse Hilfe. Zum einen ging er als Franzose von zentralistischen Prämissen aus, zum anderen schwebte ihm als Spross des alten Adels nur ein Verwendungszweck für angespartes Geld vor: der Landkauf. Der französische Staat biete viel zu hohe Zinsen, die geradezu gefährlich attraktiv seien: Wenn jedermann sein Geld in Banken hinterlege, stosse die Staatskasse finanziell an ihre Grenzen. Denn sobald der Einleger sein Geld zurückfordere, müsse der Staat die Summe sofort auszahlen, ohne sie selbst lukrativ, z.B. in Staatsanleihen, investieren zu können.[37] Dass aber Geld als Vorsorgekapital, das später in Raten ausbezahlt wird, angelegt werden könnte, erörterte er nicht. Während Bitzius präzis darlegte, zu welchen Konditionen der Sparer Geld hinterlegen und wieder beziehen dürfe, sah Tocqueville nur das Risiko für den Staat.

Bitzius' Schrift gewann immerhin den zweiten Preis, und dem Thema Sparkassen blieb er als Gotthelf literarisch treu. In «Uli der Knecht» rät der Meister dem Knecht, das Ersparte auf die Sparkasse zu bringen. Anne Bäbi Jowäger möchte im gleichnamigen Roman Bargeld zinsbringend anlegen, während Hansli, der Ehemann, es lieber im eigenen Haus verstecken würde. Eine eigentliche Werbeschrift für die Sparkassen schrieb Gotthelf 1850 im Auftrag der Sparkasse Langenbruck (BL): «Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber».

Beachtenswert ist schliesslich, dass Bitzius seinen Vorschlag an die Amtsersparniskasse Wangen zu einer Zeit formulierte, da man von Karl Marx noch nichts gehört hatte (der erste Band des «Kapitals» erschien erst 1867!). Trotzdem anerkannte Bitzius die *strukturbedingte Armut*. Freilich schloss er teilweises Selbstverschulden der Dienstboten nicht aus, aber er räumte ein, dass ihr Lohn nicht ausreichte, um der Armutsspirale zu entrinnen, vor allem, wenn ihnen Alter und Unfall einen Strich durch die Rechnung machten. Was den Arbeiterschutz betraf, so entwickelten andere später ähnliche Ideen; überregional ausgedehnt wurden derartige Versicherungen jedoch erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Bitzius' Vorschlag einer Vorsorgekasse, die sowohl Alter als auch Erwerbsausfall nach dem Solidaritätsprinzip versicherte, ist daher als umso origineller, ja sogar als visionär zu werten.

Gotthelfausgaben

SW/EB: Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden [SW], hg. von Rudolf Hunziker und Hans Blösch, und 18 Ergänzungsbände [EB], hg. von dens., fortgeführt von Kurt Guggisberg, Werner Juker u.a. Erlenbach (ZH): Rentsch 1911–1977.
HKG: Jeremias Gotthelf: Schulpolitische Publizistik (1824–1854). Bd. 1: Text. Hg. von Norbert Wernicke u.a. Hildesheim: Olms 2016 (HKG F 2.1). Bd. 2: Kommentar. Hg. von Marianne Derron, Ruedi Graf u.a. Hildesheim: Olms, voraussichtlich 2017 (HKG F 2.2). Neuer Berner Kalender [1840–1845]. Bd. 1: Text. Hg. von Christian von Zimmermann u.a. Hildesheim: Olms 2012 (HKG D 1).

Anmerkungen

[1] Ediert erstmals in EB 18, S. 109-120; die Zitate folgen der vorläufigen Transkription von HKG F 2.1 Nr. 5 (erscheint voraussichtlich Herbst 2016). Der Titel dieses Beitrages ist auch derjenige von Gotthelfs Text. Ein ausführlicher Kommentar zu diesem Text erscheint in HKG F 2.2 (2017). [2] Vgl. Studer, Robert: Die Entwicklung der Ersparniskasse des Amtes Wangen 1824–1924. In: Anderegg, Hans u.a. (Hg.): Denkschrift der Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen 1824–1924. II. Teil, Wangen a.A. 1924, S. 75–213, bes. S. 96–98. Zu den ersten Teilnehmern der Kasse Wangen gehörten gute Bekannte von Bitzius: Pfarrer Bernhard Hemmann von Herzogenbuchsee, Vikar Ludwig Fankhauser und Jakob Schär, Gerichtssäss von Inkwil. Vgl. Graf, Ruedi u.a.: «Ein Fund zwischen alten Brettern: Jeremias Gotthelf in Inkwil.» Jahrbuch des Oberaargaus [JOA] 58 (2015), S. 8–21. [3] Vgl. Stuber, Martin u.a. (Hg.): Kartoffeln, Klee und kluge Köpfe. Die Oekonomische und Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern OGG (1759–2009). Bern 2009, bes. S. 13–34; Art. «Effinger, Rudolf Emmanuel (von Wildegg)», in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), www.hls.ch. [4] Brief Effingers an die Regierung, 28. Februar 1824, zitiert in: Studer 1924, wie Anm. 2, S. 98. [5] Zu den Anfangsstatuten vgl. Bläuer, Christian: «Zum Besten aller Burger und Einwohner». Bern: Historisches Institut, 2009, S. 38–41. [6] Vgl. Studer 1924, wie Anm. 2, Anhänge. [7] Studer 1924, wie Anm. 2, S. 110 liest fälschlicherweise «Grädel». [8] Zitiert in: Ebd., S. 109f. [9] Vgl. auch Straub, Werner: «Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee.» JOA 1 (1958), S. 158–181, S. 172. [10] Vgl. Fehr, Karl: Jeremias Gotthelf. Zürich 1954, S. 100–103, 112f. [11] Vgl. Bläuer 2009, wie Anm. 5, S. 24. [12] [Samuel Rudolf Fetscherin]: Briefe über das Armenwesen, vorzüglich im Kanton Bern. Bern: Jenni 1833, S. 8. [13] Tocqueville, Alexis de: Second mémoire sur le paupérisme [1837]. In: Oeuvres complètes. Tome XVI, établi par Françoise Mélonio: Mélanges. Paris: Gallimard 1989, S. 140–157, hier

S. 142; Hervorhebungen durch Marianne Derron. [14] Tocqueville, Alexis de: Denkschrift über den Pauperismus [1835]. In: Bluhm, Harald (Hg.): Alexis de Tocqueville. Kleine politische Schriften (Schriften zur europäischen Ideengeschichte 1). Berlin 2006 S. 61–80, S. 77. [15] Art. «Illegitimität», in: HLS (www.hls.ch); Schnegg, Brigitte: «Illegitimität im ländlichen Bern des 18. Jahrhunderts.» Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 44 (1982), S. 53f., 60, 63, 77–79; Sutter 1995, Eva: «Ein Act des Leichtsinns und der Sünde.» Illegitimität im Kanton Zürich: Recht, Moral und Lebensrealität (1800–1860). Zürich 1995, S. 38f., 42f., 271–277; Schmidt, Heinrich Richard: Dorf und Religion. Reformierte Sittenzucht in Berner Landgemeinden der frühen Neuzeit. Stuttgart/New York 1995, S. 224–229; Bericht an den Grossen Rath der Stadt und Republik Bern über die Staatsverwaltung [Staatsverwaltungsbericht] 1814–1830, Beilage Nr. LXIV, S. 183 (www.digibern.ch). [16] Vgl. Beat Junker: Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Bd. 2, Bern 1990, S. 72f.; Emch, Urs: Die Berner Nydeggbrücke. Geschichte einer bautechnischen Pionierleistung. Bern 2012, S. 28. [17] Vgl. Geiger, Lukas: «Besser, froher, glücklicher» – Franz Sigmund Wagners Kunst und Industrieausstellungen. In: Stuber 2009, wie Anm. 3, S. 143–146. [18] S. 560f., www.digibern.ch. [19] Markus Lutz: Geographisch-statistisches Händlerlexikon der Schweiz für Reisende und Geschäftsmänner. 2 Bde. Aarau: Sauerländer 1822, Bd. 1, S. 302. [20] Vgl. Gerber-Visser, Gerrendina: Die Ressourcen des Landes. Der ökonomisch-patriotische Blick in den Topographischen Beschreibungen der Oekonomischen Gesellschaft Bern (1759–1855). Baden 2012 (AHVB 89), S. 243 und 245, Abb. 30 und 31. [21] Zitiert in: Hunziker, Otto: Geschichte der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1810–1910. Von der Gesellschaft herausgegeben zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Im Auftrag der Gesellschaft bearbeitet bis 1896 von Otto Hunziker, ergänzt bis zum Zentenarjahr von R. Wachter. Zürich 1910 [2005 als Faksimileausgabe], S. 45. [22] Vgl. SVB 1814–1830, Anhang S. 47, «Beilage Nro. X. Uebersicht einiger Hauptausgaben des Schuldepartements»; Montandon, Jens: Gemeinde und Schule. Determinanten lokaler Schulwirklichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts anhand der bernischen Schulumfrage von 1806 (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte 12). Nordhausen 2011, S. 83f., 169–178. [23] Ebd., S. 79. [24] Vgl. ebd., S. 113. [25] Ebd., S. 83. [26] Vgl. ebd., S. 82; Wittwer Hesse, Denise: Die Familie von Fellenberg und die Schulen von Hofwyl. Erziehungsideale, «Häusliches Glück» und Unternehmertum einer bernischen Patrizierfamilie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bern 2002 (AHVB 82), S. 234f. [27] Vgl. SVB 1814-1830, S. 109. [28] Zitiert in: Rettenmund, Jürg: Amtsbezirk Trachselwald. Huttwil [1991], S. 29. [29] Vgl. Stuber 2009, wie Anm. 3, passim. [30] Vgl. Gerber-Visser Gerrendina, in: Stuber 2009, wie Anm. 3, S. 163–165. [31] Zitiert in: Stuber 2009, wie Anm. 3, S. 20. [32] Vgl. Art. «Versicherungen», in: HLS (www.hls.ch). [33] «Briefe über das Armenwesen», wie Anm. 12, S. 90. [34] Tocqueville 1835, wie Anm. 14, S. 71. [35] Ebd., S. 80. [36] Tocqueville 1837, wie Anm. 13, S. 147. Eine «Caisse d'épargne et de prévoyance» wurde 1818 in Paris gegründet. Ihre Einleger waren zu drei Viertel Arbeiter, Handwerker und Dienstpersonal (vgl. ebd., Anm. 7 und Bläuer 2009, wie Anm. 5, S. 20). [37] Vgl. Tocqueville 1837, wie Anm. 13, S. 147–153.

Hauptsache Kugel – Eine Weihnachtsgeschichte aus Langenthal

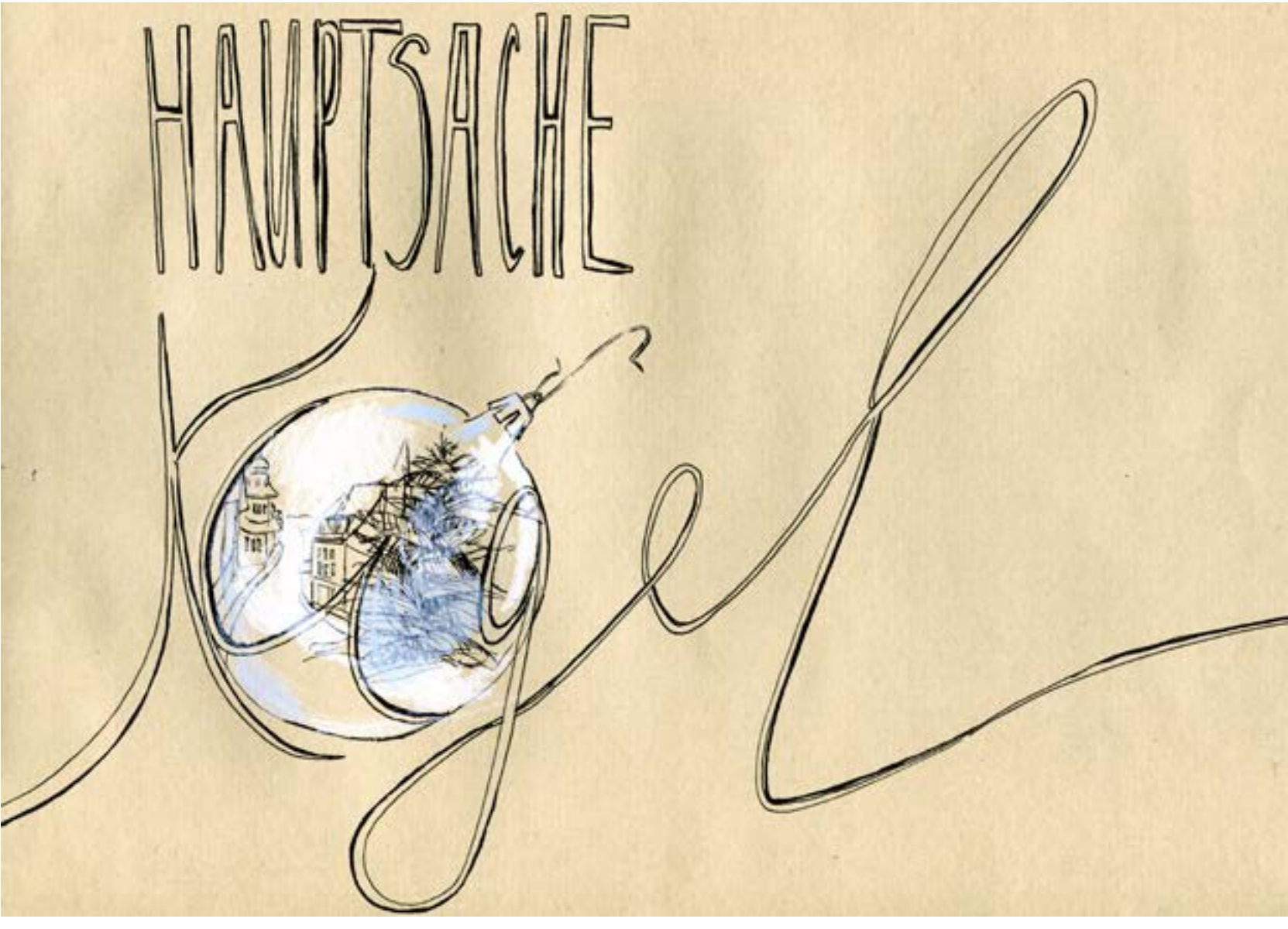
Dieser gestalterische Beitrag von Cynthia Häfliger ist 2015 im Rahmen ihrer Ausbildung an der Neuen Schule für Gestaltung in Langenthal (nsglangenthal) entstanden.

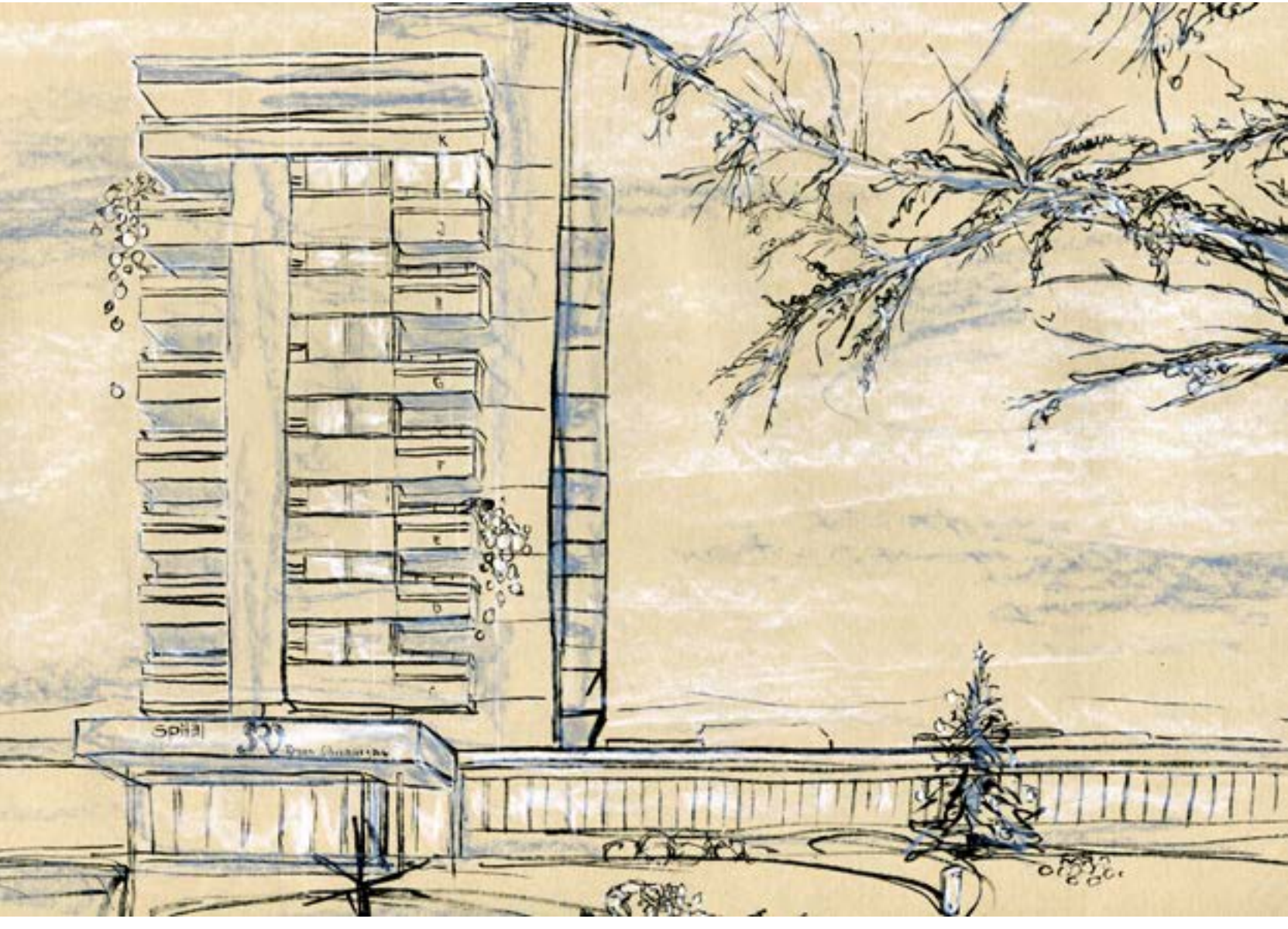
An der nsglangenthal erarbeiten sich Schülerinnen und Schüler Grundlagen in einem breiten Fächerspektrum. Diese sind das Fundament für Berufsfindung und Bewerbung in gestalterischen Bildungsgängen.
Es gibt zwei Angebote, den Vorkurs und das Propädeutikum.
Im Vorkurs bereiten junge Menschen nach ihrer abgeschlossenen obligatorischen Schulzeit ein Jahr lang ihren Einstieg in alle gestalterischen Laufbahnen, seien dies gestalterische Berufslehren oder Fachklassen an einer Schule für Gestaltung vor.
Im Propädeutikum geht es für die Absolventinnen und Absolventen – ohne Altersbegrenzung – mit Matura oder abgeschlossener Berufsausbildung um den Eintritt in einen Studiengang an einer Fachhochschule oder an der Hochschule der Künste.

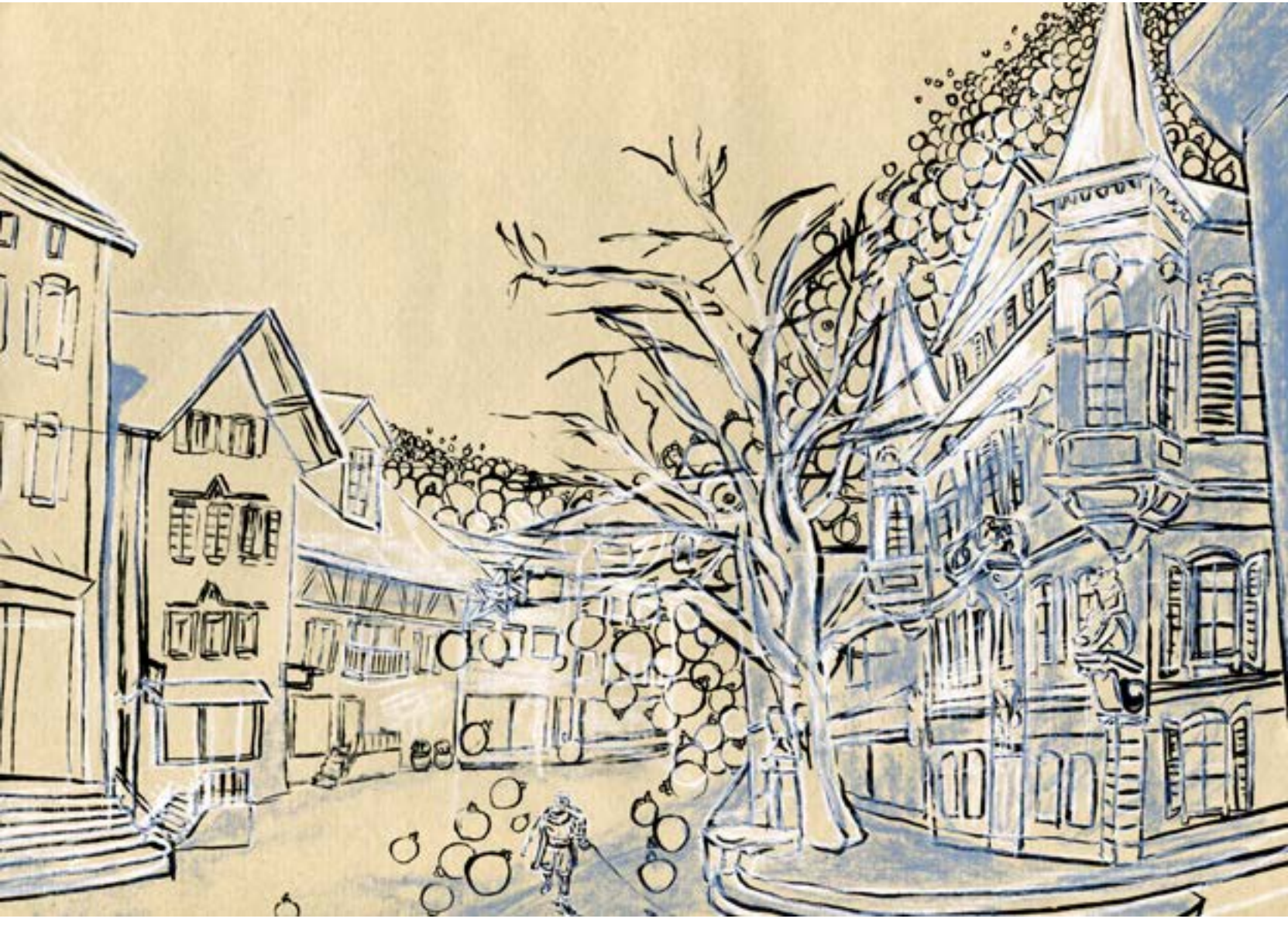
Die nsglangenthal wurde am 3.3.2003 von Peter Amsler und Bruno Sommer gegründet und hat bisher rund 450 Absolventinnen und Absolventen erfolgreich begleitet. Ihre Räume hat sie in den Gebäuden der traditionsreichen ehemaligen Leinenweberei in Langenthal.

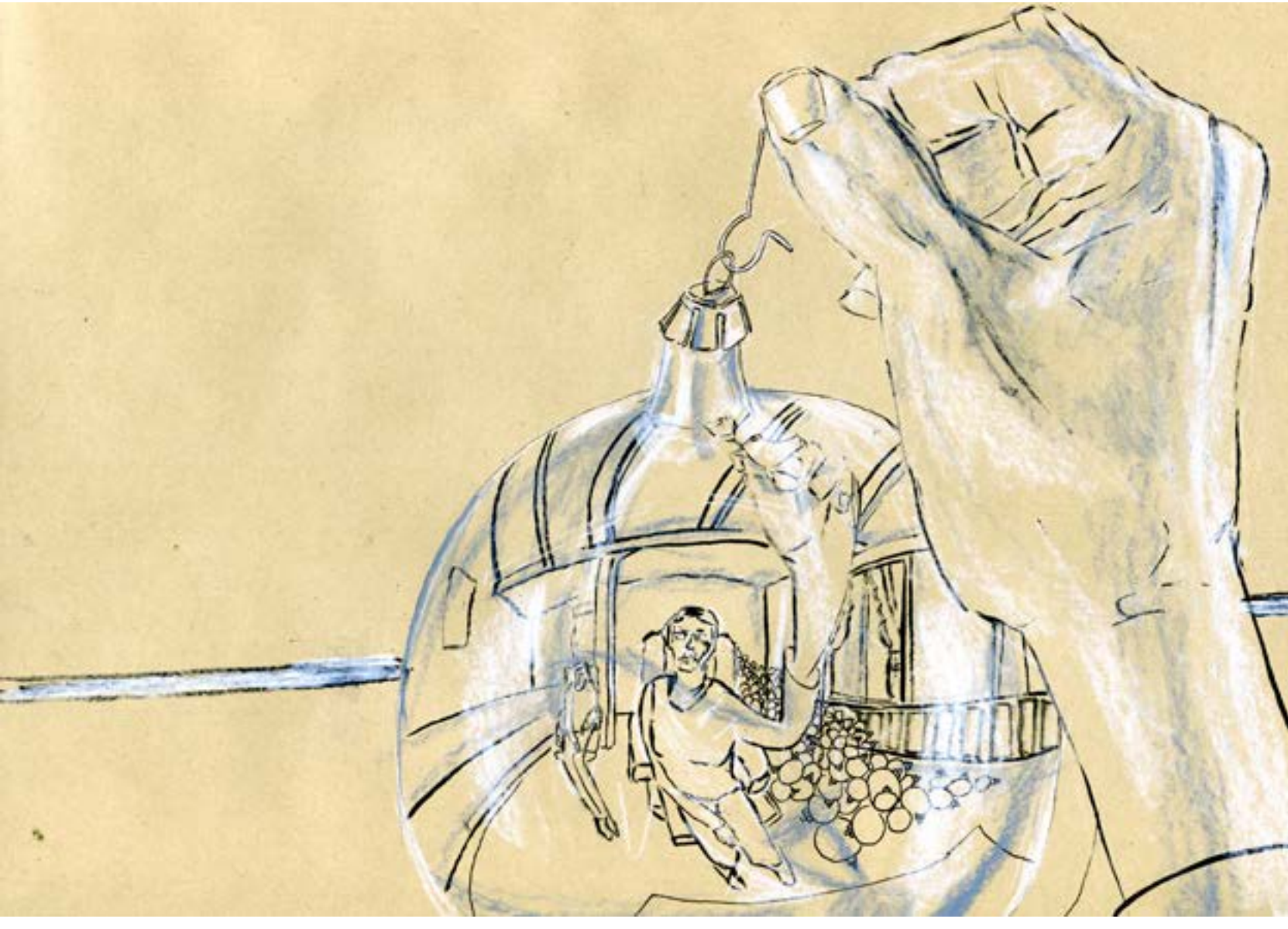
Wie die meisten der ehemaligen Propädeutikumsschülerinnen hat Cynthia Häfliger einen der begehrten Plätze an einer der Hochschulen der Künste gefunden. Sie erhielt ihre Zulassung im Studiengang Illustration in Luzern «sur dossier», also ohne Matura. Damit hat sie als ausgebildete Floristin einen bisherigen Gestaltungsweg beschritten, der für Schülerinnen und Schüler der nsgl typisch ist.

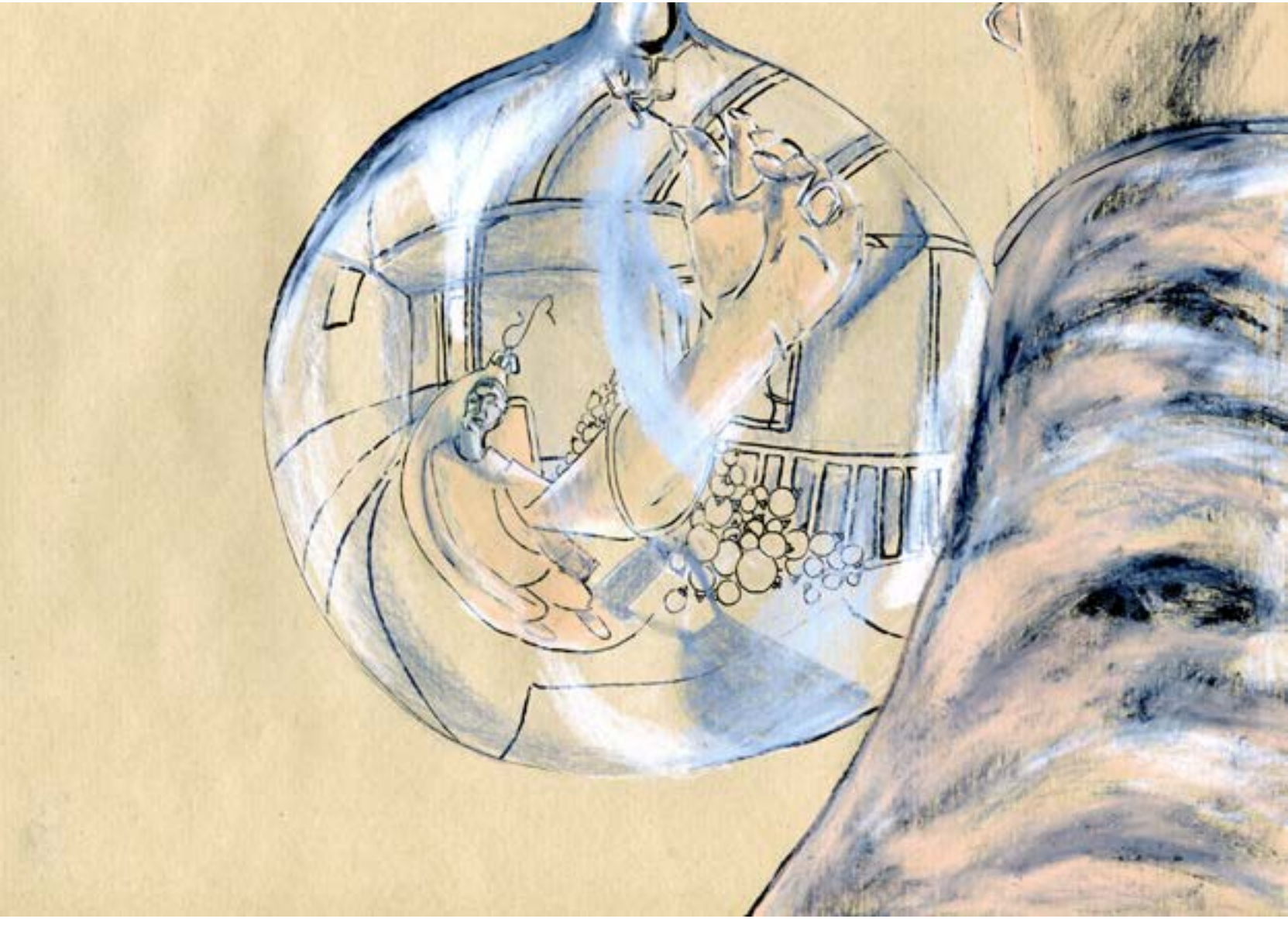
Martin Fischer

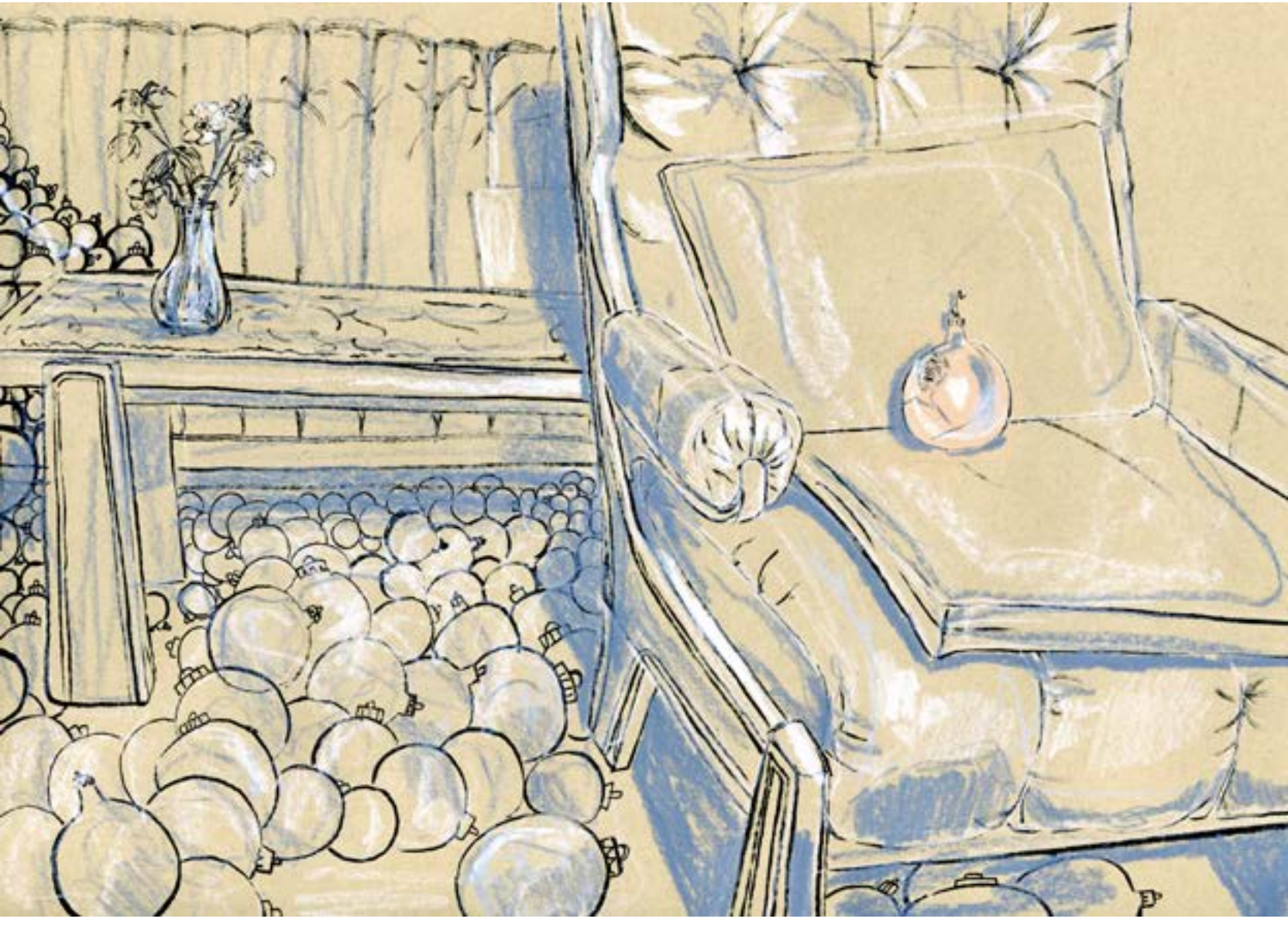

HAUPTSACHE
Kugel


K
J
H
G
F
E
D
C
B
A
Spital









LANGENTHAL ÜBERFLUTET
SEITE 2
CHINA KAUFT SCHWEIZER STADT
ALS PRODUKTIONSSTÄTTE
FÜR CHRISTBAUMKUGELN
SEITE 4
10 %
AUF CHRISTBAUMKUGELN

Aus dem Oberaargau ins Seeland – eine Künstlerentwicklung

Martin Ziegelmüller

Als 22-Jähriger bin ich aus dem Oberaargau ins Seeland gezogen. Aber für meinen Weg als Künstler blieb der Oberaargau bis heute wichtig. Und die kulturelle Entwicklung, die in den letzten Jahrzehnten am Jürasüdfuss stattgefunden hat, hat mich geprägt. Ich versuche, hier zu beschreiben, wie ich meine Entwicklung und die Entwicklung dieses Kulturraumes erlebt habe. Ich poche nicht auf kulturhistorische Ausgewogenheit. Absichtlich stelle ich meine subjektive Sicht ins Zentrum und mache gar keinen Versuch einer objektiven Darstellung.

I

Bei Chateau d'Oex.
Zeichnung (1950)

Vor mir liegt ein Buch über die Höhlenmalereien aus der Grotte Chauvet an der Ardèche. Noch zehntausend Jahre älter seien diese als jene von Lascaux. Was hat diese Frühmenschen veranlasst, in ihren Feuerstellen nach Kohlestücken zu grabschen und damit solche Meisterwerke zu schaffen? Die Erklärungen, die ich dazu lese, überzeugen mich nur zum Teil. Man kann Michelangelos Malerei in der Sixtinischen Kapelle auch nicht allein mit religiösen Zusammenhängen erklären.

Und was veranlasste einen Knaben 1950 dazu, auf einer Alp über Château d'Oex tagelang die Berge, die Alphütten und die verkrüppelten Tannen auf den Graten zu zeichnen und danach zu wissen, dass er Maler werden würde? Nichts hat darauf hingedeutet. In unserer Familie war Kunst nichts Wichtiges. Reproduktionen von Albert Anker-Bildern, vielleicht noch das Ave Maria von Segantini oder die Gotthardpost von Koller, das waren die Bilder, die ich kannte. Kann sein, dass mir beim Betrachten dieser Reproduktionen der Gedanke durch den Kopf ging, dass man solche Bilder malen könnte. Und als ich dann zu malen anfing, habe ich Unterstützung von meinem Zeichnungslehrer René Spaeth bekommen. Er hat mir auch den Tipp gegeben, ins Museum Solothurn zu gehen. Dort könne ich die Bilder von Anker und Buchser sehen – und

auch die modernen von Hodler und Amiet. Da war wieder das Wort «modern» gefallen, das meinen Start in die Malerei begleiten sollte. Die Bezeichnung «modern» galt für alles, was nicht den gewohnten Bildern entsprach, die wir kannten. Und da darf man sich keine Illusionen darüber machen, das waren auch die üblichen Bilder des Doktors und der Fabrikanten. Ich denke, die Schweiz war bis ins 19. Jahrhundert nie ein Bilderland. Und besonders der protestantische Bevölkerungsteil hatte sich mit dem Bildersturm der Kirche die Begründung für Bilder genommen. Weltliche Begründungen standen in der entstehenden Demokratie auf wackeligeren Füssen als in Monarchien.

Es ist auffällig, dass besonders in ländlichen Gegenden Bilder vor allem der Nostalgiepflege dienten. Kollers Gotthardpost, entstanden zur Zeit der Eisenbahneuphorie, ist ein typisches Beispiel.

Der Aufbruch in eine zeitgemässe Bilderwelt begann bei uns im 19. Jahrhundert mit Hodler, Amiet und anderen. Es ist nicht verwunderlich, dass auch für die gebildeten Oberaargauer die Moderne erst annehmbar wurde, als Amiet auf der Oschwand Zulauf aus Zürich, Solothurn und sogar aus dem Ausland bekam. Die Bezeichnung «modern» ist aus dem Vokabular der professionellen Kunstdiskussion weitgehend verschwunden, aber in der breiten Diskussion ist es immer noch die Bezeichnung für die jeweils neuste Unverständlichkeit in der Kunst.

Die Bäckerei des Grossvaters.
Aquarell (1950)

Der Ernst, mit dem ich schon in der Schulzeit das Zeichnen und das Aquarellieren betrieb, trug, wie ich heute meine, im Ansatz bereits professionelle Züge. Aber ich hatte keine Ahnung, wie man zu einer professionellen Künstlerausbildung kommen könnte. Wegen der Weigerung der Erwachsenen, mir dabei behilflich zu sein, habe ich mich später oft beklagt. Sie ist schuld, dass ich viele Umwege gehen musste.

Im Nachhinein kann ich Eltern, Berufsberater und anderen Ratgebern verzeihen. Sie wussten es nicht besser. Stereotyp wiederholten sie immer wieder: «Zuerst musst du einen Brotberuf erlernen, dann kannst du weitersehen.» Gegen diese Forderung kam ich vorerst nicht an.

Aber nach der Lehrabschlussprüfung als Bauzeichner war dann Schluss und zwar endgültig. Heutige Anfänger werden sich vielleicht einmal darüber beklagen, dass man ihnen bedenkenlos zu einer Künstlerausbildung verholfen hat, ohne ernsthaft abgeklärt zu haben, ob das nötige Talent vorhanden und wie drängend der Wunsch zum Gestalten tatsäch-

lich sei. Voreilig wird unschlüssigen Maturanden eine hochkarätige Ausbildung geboten, für die oftmals keine Notwendigkeit besteht. Für die Ausweichberufe, die den Absolventen später zu Brotberufen werden, wäre eine andere Ausbildung zweckmässiger gewesen. Und der Frust, dass es trotz Bachelor- oder Mastertitel doch nicht zu einer Künstlerkarriere gereicht hat, wäre kleiner geblieben.

Bei mir waren Zielstrebigkeit und eine Portion Selbstbewusstsein gefragt, sonst hätte ich mich nicht getraut, Cuno Amiet zu telefonieren und ihn zu bitten, ihm meine Zeichnungen zeigen zu dürfen. Und als er dann positiv auf meine Arbeiten reagierte, ihn zu fragen, ob ich bei ihm zeichnen könnte. So wurde ich zum letzten Amietschüler.

Erstes Ölbild (Kleinholz).
Öl auf Leinwand (1952)
36/45 cm

Auch zwei andere professionelle Ausbildungshilfen muss ich mit einem späten Dank hier erwähnen. Als der Malermeister Fritz Hofer senior mein erstes Ölbild sah, bemerkte er: «Erstaunlich, aber technisch musst du noch viel lernen.» Zum Glück hatte ich die Geistesgegenwart zu fragen: «Wo kann ich das denn lernen?» Worauf er mir nach kurzem Nachdenken vorschlug, jeweils am Donnerstagabend zu ihm in die Werkstatt zu kommen. Und dort habe ich dann alles über Ölmaltechnik gelernt, was mir weiterhalf. Ich lernte Farbe anzureiben, die Bindemittel in der richtigen Mischung und Reihenfolge anzuwenden. Und ich lernte, Leinwände aufzuspannen und zu grundieren und einiges mehr. Heute erscheinen mir die Abende in Hofers Werkstatt als der wesentliche Teil meiner Ausbildung.

Fritz Hofer.
Öl auf Pavatex (1957)
53/40 cm

Die zweite Hilfe kam von Bruno Hesse, Sohn von Hermann Hesse und Amietschüler. Bruno Hesse war mit seinen meist kleinen Aquarellen der beliebteste Oberaargauer Künstler. Und dank seinen moderaten Preisen ist er in vielen Wohnzimmern noch heute präsent. Er war zwar kein Radierer, aber er hatte eine rudimentäre Kenntnis dieser Technik. Und er besass eine kleine Radierpresse. An einem Samstagnachmittag bot er mir eine Einführung in diese Technik, die für mich so wichtig werden sollte. Meine ersten Radierungen druckte ich auf Brunos Presse. Vermutlich entschuldigte ich mich nie bei ihm wegen der Unordnung, die ich sicher in seinem Druckkämmerchen hinterlassen habe.

Und dann fand schon meine erste grosse Unverfrorenheit statt. Als 17-Jähriger organisierte ich meine erste Aquarellausstellung. Diese war dann

Herbst (Graben).
Aquarell (1951)

erstaunlich erfolgreich. Vermutlich verblüffte meine Kühnheit. Und meine moderaten Preise trugen das ihrige zum Erfolg bei. Noch heute werden mir von Erben der damaligen Käufer Aquarelle gezeigt, auf deren Rückseite die Preise notiert sind: 15 bis maximal 40 Franken.
Ich frage mich heute, ob ich damals so enorm überzeugt von meinen Fähigkeiten oder bloss im höchsten Grad naiv war.

Wenn man so früh auftritt, taucht auch die Frage früh auf, ob man sich den Bildvorstellungen und dem «Geschmack» des Publikums anzupassen habe. Einem Anfänger gegenüber äussern mögliche Käufer ihre Wünsche ungehemmter als einem anerkannten Künstler. Es ist erstaunlich, dass ich gegen solche Ansinnen von Anfang an immun war. Mir war immer schon klar, dass ich ein Meister werden müsse, der wisse, was er zu tun habe, und der beurteilen könne, ob er sein Ziel erreiche.
Sechzig Jahre später beurteile ich das Problem differenzierter. Weil wir Künstler beachtet werden wollen und beachtet werden müssen, um Bilder verkaufen zu können, sind wir vielleicht doch nicht ganz so unbeeinflussbar, wie wir uns gerne sehen. Für einen Profi ist es nicht allzu schwer, sich gegen plumpe Beeinflussungsversuche zur Wehr zu setzen. Aber der Einflussnahme des Kunstfachpersonals von Museen, Universitäten, Presse und Kunsthandel auszuweichen, ist schwieriger.
Ob wir uns da unsere Freiheit bewahrt haben, darüber muss sich jeder und jede selber Gedanken machen.

Erstes Porträt von Ruth.
Öl auf Pavatex (1958/61)
49/30 cm

II

An einem Sommermorgen 1957 machte ich mich mit meinem alten Engländervelo, mit dem ich zwei Jahre früher bis nach Rom gekommen war, auf in Richtung Seeland. In Erlach am Bielersee wollte ich den Maler Ernst Müller besuchen. Zusammen wanderten wir dann ins Grosse Moos, wo man das Wetter kommen und gehen sieht. Und auf die St. Petersinsel, wo wir zweifellos Rousseaus Naturschwärmerei erneuerten.
Auf der Rückfahrt in den Oberaargau kam ich durch das Dorf Vinelz. Das Oberdorf liegt auf einer Geländeterrasse. Man sieht eine kleine Kirche und ein grosses Pfarrhaus. Spontan bog ich von meiner Route ab und fuhr hinauf. Beim Brunnen neben der Kirche schaute ich mich um. Wann

Winter.
Öl auf Jute (1979/80)
115/115 cm

mir der Gedanke durch den Kopf ging, hier könnten Ruth, meine spätere Frau, und ich leben, weiss ich nicht mehr. Wir wollten nämlich weg vom Oberaargau. Zu viele Verwandte, zu viele gute Ratschläge! Im Dorfladen kaufte ich mir Zigaretten. Eine rundliche Frau hinter dem Ladentisch verhandelte mit einem Feriengast wegen einer Ferienwohnung. Und gerade in diese Wohnung sollten wir ein Jahr später einziehen. Und die Frau wurde unsere Hausmeisterin. Den Wohnungszins zahlte, ohne dass er es zuerst wusste, ein Oberaargauer. Gemeindeschreiber Ruch von Herzogenbuchsee hat mir an einer meiner ersten Ausstellungen vorgeschlagen, mir monatlich 50 Franken einzuzahlen, so dass er dann ab und zu ein Bild holen könne. Als später eine grössere Wohnung 100 Franken kostete, hat er seine Einzahlungen erhöht.

Dass Ruth und ich vom Oberaargau weg wollten, war längerfristig eine kluge Entscheidung. Aber die Probleme, die auf uns zukamen, unterschätzten wir. Es zeigte sich bald, dass im Seeland niemand auf mich gewartet hatte. Hier hatte man Albert Anker, den Maler der blonden Mädchen und des Gemeindeschreibers. Zudem waren Ankerbilder inzwischen so teuer, dass die Seeländer davon entbunden waren, diese zu kaufen. Aber sie beabsichtigten auch keine anderen Bilder zu kaufen, weil diese ja ohnehin schlechter waren. Nachdem ich diesen Sachverhalt zur Kenntnis genommen hatte, veranlasste mich das zum schlimmsten Kulturvergehen, das man im oberen Seeland machen konnte. Ich liess zweideutige Bemerkungen über Anker fallen. Und in einem Katalog verstieg ich mich zur Bemerkung: «Das Seeländer Kulturleben liegt vor Anker. Wenn ein Schiff vor Anker liegt, fährt es nicht übers Meer.» Wen wundert es, dass ich für lange Zeit zum Buhmann der Ankerverehrer wurde. Und wen wunderte es, dass unter solchen Umständen drei junge Künstler, die sich im Seeland zu wenig beachtet fühlten, ein Schutz- und Trutzbündnis eingingen, nämlich Ernst und Erich Müller und ich.

Aber unsere Abwehrreaktion richtete sich auch gegen das, was in der Berner Kunstwelt vorging, wo Harry Szeemann die Kunsthalle zum Zentrum der Avantgarde zu machen im Begriff war. Aus unterschiedlichen Gründen hatten wir drei damit Mühe. Ernst, weil er nur traditionelle Kunst gelten liess, sein Bruder Erich, weil sein Blitzstart doch nicht weiter führen wollte. Und mir, der sich noch nicht zurechtfand in der Kunstszene. Unsere Selbsthilfegalerie, die wir dank dem Darlehen eines Amateurkünst-

lers in der Heubühne eines Bauernhauses bauen konnten, kam nicht so recht vom Fleck. Erst heute, wo die Galerie Vinelz ihr fünfzigstes Jubiläum hinter sich hat, und ich das einzige überlebende Gründungsmitglied bin, funktioniert sie ganz gut.

Zum Glück für mich wurde gerade zu jener Zeit unter den Künstlern am Jurasüdfuss Unruhe spürbar, in die ich dann hineingeriet. Ich erlebte die Auseinandersetzungen um die Avantgarde nicht primär in Bern, sondern am Jurasüdfuss. Hier gab es eine wild wuchernde Kunstvielfalt. Die Auseinandersetzungen unter uns Künstlern glichen öfters einem Klamauk. Und unsere Koalitionen wechselten oft.

Alles, was etwas taugt in der Kunstentwicklung, entsteht planlos, aber nicht grundlos. Man sah in den 1960er Jahren die Entwicklung, welche am Jurasüdfuss vierzig Jahre später zur rekordverdächtigen Museumsdichte führen sollte, nicht voraus. Doch in den damaligen Auseinandersetzungen zeichneten sich schon zukunftsweisende Tendenzen ab.
In Biel war der Solothurner Rolf Spinnler angekommen. Warum er von Solothurn wegzog, wo er zahlreiche Verehrer und Sammler hatte und immer auch eine Anzahl Verehrerinnen, konnte er nicht begründen. Irgendetwas nervte ihn wohl. Aber jetzt war er in Biel, und bald begann ihn Biel noch mehr zu nerven.
Wenn ich selber ein wenig Übersicht über die damaligen Turbulenzen gehabt hätte, wäre mir eingefallen, dass er jemand war, der zwischen Stuhl und Bank geraten musste. Und wenn ich noch ein wenig mehr Einsicht gehabt hätte, würde ich geahnt haben, dass wir zwischen Stuhl und Bank Kollegen sein würden. Wir kamen beide von traditionellen Bildauffassungen her. Und für uns war der Ausgangspunkt für ein Bild immer etwas Gegenständliches. Eine Landschaft, ein Mensch, ein Gerät. Es konnte auch eine meteorologisch bedingte Stimmung sein. Selbst Erfundenes, Phantastisches oder Formspielerisches war gegenständlich. Für ungegenständliche Abstraktionen hatten wir kein Verständnis. Wir abstrahierten zwar Gegenstandsformen zum Zwecke der Vereinfachung und als Ausdrucksverstärker, aber das gehörte für uns zur gegenständlichen Malerei. Auf diese Weise suchten wir immer auch nach neuen Ausdrucksformen, die unseren Erfahrungen mit einer sich rasch verän-

Sonnenaufgang (Paris).
Öl auf Karton (1954)
40/40 cm, Privatbesitz

dernden Welt entsprachen. Eine solch langsam sich weiterentwickelnde Kunst, die sich zudem noch nach individuellen Kriterien ausrichtete, entsprach nicht den Tendenzen der damaligen Avantgarde. Dort entwickelten sich neue Ausdrucksformen nicht, sie fielen fixfertig vom Himmel. Seit Kunsthallenleiter Arnold Rüdlinger in den 1950er-Jahren vor allem aus dem französischen und dann aus dem amerikanischen. Man glaubt es heute, 60 Jahre später, kaum mehr, dass damals alle zwei bis drei Monate das Noch-nie-Dagewesene neu erfunden wurde.

Rolf Spinnler war viel weiter und viel freier im Gestalten als ich. Er hatte ein untrügliches Gespür, wann seine Bilder den intensivsten Ausdruck erreichten. Ich habe von Rolf viel gelernt. Leider hatte er strenge Grenzen gegen alle neuen Medien gezogen, die sich damals zu entwickeln begannen. Eigentlich hätte man erwarten sollen, dass ihm zumindest Performences einleuchten würden. Ihm, dem Theater- und Opernfan, dessen überraschende Gesangsauftritte in Bieler-Altstadtbeizen damals berühmt waren, hätte ich diese Flexibilität zugetraut. Aber da sah Spinnler keine Verbindung zur visuellen Kunst.
Einige Zeit lag ich noch auf seiner Linie, aber im Laufe meiner Entwicklung erkannte ich, dass Ungleiches in der Kunst nebeneinander bestehen kann. Und dass dieses Nebeneinander Kreatives bewirkt. Und darum nahmen unsere Karrieren dann einen anderen Verlauf. Rolf Spinnler ist aus meiner Sicht der verkannteste Künstler am Jurasüdfuss. Und zudem hatte er das Pech, dass ausgerechnet in Solothurn und in seinem Museum die Avantgarde der 1950er und 60er Jahre einen Stützpunkt errichten konnte, der die «Moderne» um Hodler und Amiet gelten liess, aber dann einen Trennungsstrich zog, der Rolf unter Gestriges einordnete.

Erstes Selbstbildnis.
Öl auf Leinwand auf Karton (1955)
28/25 cm

Dass meine Karriere anders verlief, verdanke ich sicher nicht nur meinem Weitblick, sondern meinem längeren Leben. Inzwischen hat sich die Kunstwelt sehr verändert. Vermutlich sind die Kunsttendenzen immer noch auf momentane Trends ausgerichtet, das ist ja dem Handel förderlich. Aber das Verständnis für die Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten ist doch sehr gewachsen.

© Martin Disler, *Ich sah sie stürzen* (I saw them plunge), 1989. Courtesy the Estate Martin Disler and Buchmann Gallery Berlin / Lugano. Foto: Georg Kipp

Zurück in die 1960er Jahre, als die Aufbruchstimmung den Jurasüdfuss erreichte, und mein Aktionsradius sich zusehends erweiterte. Daran ist mein längst verstorbener Kollege Ronny Geisser mitschuldig. In dieser konfliktreichen Zeit war er der friedlichste von uns. Und er war viel unterwegs zwischen Olten, Solothurn, Biel und Vinelz. Die Solothurner Künstler lernte ich weitgehend durch Ronny kennen. Eines Tages brachte er Martin Disler und dessen Freundin Agnes Barmettler mit nach Vinelz. Disler war damals gerade damit beschäftigt, sich in die internationale Kunstszene abzusetzen. Aber vorher nahm er noch die Gelegenheit wahr, mir zu erklären, wie sehr meine Malerei daneben sei. Und dass ich nicht begriffen hätte, wohin die Entwicklung gehe. Voilà!

Wie wichtig Künstler wie Ronny Geisser waren, kann man nur verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie mühsam damals in kleinstädtischen und ländlichen Gegenden die Kommunikation war. In Vinelz zum Beispiel hatte es 1958 acht Telefonanschlüsse. Wenn ich mit einem Kollegen telefonieren wollte, um ein Treffen abzumachen, musste ich zur Post gehen (Öffnungszeiten 2 Stunden pro Tag), die Telefonnummer dem Posthalter geben und warten, bis der die Verbindung herstellte, was gut und gerne eine Viertelstunde dauern konnte. Dann musste ich den Hörer in der Telefonnische abnehmen und möglichst rasch meine Mitteilung machen, damit die Kosten nicht aus dem Ruder liefen. Dass Posthalter und Postkunden mithörten, war selbstverständlich. Für die heutige Handy-, Mail- und Smartphonewelt ein unvorstellbarer Zustand.
Aber trotzdem kamen auch wir voran, und die Unruhe der Künstler wurde zusehends wahrgenommen. Nicht zuletzt, weil wir anfingen, Forderungen zu stellen an die städtische Kunstkommission und an den Vorstand des Kunstvereins Biel. Auch die kantonale Kunstkommission verschonten wir nicht. Und dann gründeten wir in Biel eine eigene GSMBA-Sektion (Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten, heute Visarte). Die Auseinandersetzungen im Kulturbereich waren allgegenwärtig, und ich steckte mittendrin.

Wenn du dauernd kritisierst und beargwöhnst, wird unweigerlich einmal jemand von den Angepöbelten den Spiess umdrehen und dich auffordern, Einsitz im unfähigen Gremium zu nehmen, um in Zukunft alles

Globale Stadt (Biel).
Öl auf Leinwand (2005/13)
60/94 cm, Centre PaquArt, Biel

Agglomeration Jura-Südfuss.
Öl auf Leinwand (2012/13)
50/80 cm, Privatbesitz

besser zu machen. Und dann sitzt du in der Tinte: wenn du nicht die Glaubwürdigkeit verlieren willst, musst du einsitzen. So begann meine Ochsentour durch Vorstände, Ausstellungs- und Kunstkommissionen. Wie ich das durchgestanden habe, weiss ich nicht mehr. Denn zur gleichen Zeit sind in meiner Malerei entscheidende Schritte passiert.
Während meiner Kommissionsarbeit habe ich eine andere Einstellung zu mir fremden Kunstrichtungen und Tendenzen erworben. Fremdes lernte ich mit Interesse zu betrachten. Verlor alle Abwehrreaktionen. Lernte aber auch zu erkennen, was meine Arbeit direkt beeinflusst und was mir nur indirekt eine Anregung sein kann. So habe ich viele der neuen Medien besser kennengelernt. Und dadurch klar erkannt, was meine Sache ist und was nicht. Das war auch die Zeit, als sich mein Interesse vermehrt den Arbeiten der Jungen zuwandte. Und da ist es an der Zeit, dass ich auf die Bedeutung der Schule für Gestaltung in Biel hinweise, die unter Urs Dickerhof und dem Leiter der Vorkurse, Edi Aschwanden, eine sehr aktive Künstlergeneration auf die Reise geschickt hat. Urs Dickerhof hat es verstanden, in seiner Schule eine Stimmung zu erzeugen, in der das Wort «Kreativität» keine Worthülse blieb. Und so hat das Bieler Kulturleben direkt oder indirekt einen Schub erfahren.
Danach fing auch die Diskussion um ein Museum in Biel an. Ähnliche Diskussionen waren am Jurasüdfuss an verschiedenen Orten im Gang. Und als es dem wirbligen Galeristen Toni Brechbühl gelang, in Grenchen ein Museum zu realisieren, war am Jurasüdfuss kein Halten mehr. Eine rekordverdächtige Museumsdichte entstand zwischen Neuenburg und Olten. Tatsächlich kann man sich heute schon die Frage stellen, ob hier am Jurasüdfuss ein neuer Kulturraum entstanden sei mit ganz spezifischen Eigenschaften.
Ein Kulturraum ohne Zentrum. Ein Kulturraum, in dem die Leiter/Innen von Kunsthäusern immer wieder versucht haben, ihrer Kunstsicht, ihrer Kunstrichtung oder Tendenz zur Dominanz zu verhelfen. Erfolglos! Die Artenvielfalt gehört zu den Wesensmerkmalen am Jurasüdfuss. Man kann das als Schwäche sehen. Aber mit Blick auf umfassendere Evolutionen als sie in der Kunst stattfinden, muss man Vielfalt als Stärke erkennen.

III

Als das Kunstmuseum Bern und das Kunsthaus Langenthal 2011 die Ausstellung «Weites Feld, Martin Ziegelmüller, ein Werküberblick» veranstalteten, musste ich für das Buch zur Ausstellung mein Ausstellungsverzeichnis überprüfen und komplettieren. Dabei zeigte sich, dass ich zwischen 1952 und 2011 im Oberaargau alle 2-3 Jahre eine Einzelausstellung gemacht hatte. Deshalb ist der Oberaargau vermutlich meine tragfähigste ökonomische Basis geworden. Darum sind die Fahrten, welche Ruth und ich seit 1958 in regelmässigen Abständen zuerst mit unserem alten 2 CV vom Seeland in den Oberaargau machten, sowohl aus familiären, wie aus ökonomischen Gründen wichtig gewesen.
Als später unsere Familie grösser wurde, wechselten wir auf Occasions-VW-Busse, die wir vom Strassenbauer Franz König jeweils gegen ein Ölbild erhielten.

Vor Jahrzehnten habe ich einmal einem holländischen Kollegen erzählt, in der Schweiz sei es möglich, dass ein Anfänger seine ersten Ausstellungen in der Aula eines Schulhauses oder einem Vereinslokal organisiere, und dass solche Ausstellungen auch beachtet und Bilder gekauft würden. Der Kollege erwiderte erstaunt, zuerst müsse man doch eine professionelle Galerie finden, die einen vertreten wolle. Sonst komme man nicht an die reichen Käufer heran. Als ich ihm sagte, dass es bei uns nicht nur reiche Bilderkäufer gebe, dass sich unter meinen Käufern auch Arbeiter und Bauern befänden, staunte er.
Und übrigens sei das nicht nur in den kleinen Städten so. In Bern habe der Möbelhändler Anliker seinerzeit einen Keller minimal ausstellungstauglich eingerichtet und an junge Künstler vermietet. Als ich dort ausstellte, kam Professor Wilhelm Stein, Kunsthistoriker, und kaufte ein Bild. Und er hat dann vermutlich dafür gesorgt, dass ich schon bei meiner ersten Bewerbung das Louise Aeschlimann Stipendium erhielt. Ich habe das natürlich nicht als Vetternwirtschaft verstanden, sondern als Folge meines grossen Talents!
Es ergäbe eine einseitige Sicht, wenn ich unsere Fahrten in den Oberaargau nur als ökonomische Notwendigkeit darstellen würde. Da spielten immer auch Emotionen hinein, Jugenderinnerungen an die Wässermatten im Önztal, an die Aare, die mich geprägt haben. Und der blaue Berg,

der die Welt meiner Kindheit begrenzt hatte, gewann durch unsere Fahrten eine neue Präsenz. Ich habe den Ablauf der Juraformen von Fahrt zu Fahrt intensiver registriert. Und schon unterwegs entwickelte ich Vorstellungen darüber, wie sich diese oder jene Fels- oder Baumstrukturen in einem Bild entwickeln könnten.

Das fing jeweils schon beim Start in Vinelz an. In der Dämmerung strahlte der Chasseral bereits im Morgenlicht. Wie oft habe ich seither ausprobiert, wie ich dieses Strahlen mit Farbe auf einer Leinwand zustande bringen könnte.

Nach Biel fuhren wir dann dem Hang des Bözingenbergs entlang. Meteorologische und jahreszeitliche Eigenheiten liessen sich an dieser aufsteigenden Fläche wie auf einer Leinwand ablesen. Struktureffekte von winterkahlen Laubbäumen und dunklen Tannenflecken dazwischen ergeben Ablaufrhythmen, die ein Bild prägen können. Oftmals hing auch eine Wolkenbank, die aus der Taubenlochschlucht heraus quoll, über dem Grat. Etwas später leuchteten die Felsformationen des Grenchenbergs bis ins Emmental hinüber.

Zeitverschiebung.
Radierung aus dem Zyklus
Teilchenbeschleuniger (2014)
13,1/34,5 cm

Mich wundert es nicht, dass mir dann im Tunnel unter der Witi die verrücktesten Bildideen in den Sinn kamen. Zum Beispiel jene vom Flugzeug, das den Flugplatz Grenchen nicht mehr fand, weil ich, von Einsteins Relativitätstheorie verwirrt, das Jurameer zurückfluten liess, worin sich Saurier tummeln und verwundert das abgestürzte Flugzeug anfauchen, dessen Heckflosse aus dem Morast ragt.

Grenchen ist mir überhaupt ein Ideenhotspot geworden. Da habe ich doch vor Jahren das nächtliche Lichtergeflacker der Agglomeration Jurasüdfuss bis zur Jurakrete hochgezogen, wo es jetzt den Sternenhimmel überstrahlt.

Dann steigt die Hasenmatt auf, deren Silhouette mir spannender erscheint als jene des Weissensteins.

Vom Hellköpfli und vom Roggen habe ich schon viele Bilder gemacht.

In Wangen müssen wir dann abbiegen. Aber manchmal fahren wir bis Niederbipp weiter, um in die Klus hineinzuschauen.

IV

Ich freue mich immer, im Oberaargau Freunde und Bekannte aus meiner Jugendzeit und meinen Anfängen zu treffen – und das nicht nur aus nostalgischen Gründen. Einige Oberaargauer haben meine Entwicklung als Künstler beeinflusst. Zwei von ihnen, Erich Grädel und Heinz Trösch, haben mir wichtige Anstösse gegeben. Und ihre Bildersammlungen zeugen davon, dass die Anstösse öfters auch ökonomischer Natur waren.

Heinz Trösch. (links)
Öl auf Jute (1990)
180/90 cm, Privatbesitz

Erich Grädel. (rechts)
Öl auf Jute (1990)
180/90 cm, Privatbesitz

Bei Grädels in der Mühle Oberbipp hängt ein Querschnitt meines Schaffens von meinen Anfängen bis heute. Alle von mir je ausgeübten Techniken sind vertreten. Darunter hat es ein paar ungewohnte Bilder, die ab und zu nicht mir zugeschrieben werden.

Drei Generationen haben die Bilder in der Mühle erworben. Als Frau Schelbli das erste Bild kaufte, war ich nicht sicher, ob dieser Kauf der Tatsache zu verdanken sei, dass mein Vater ein guter Kunde der Druckerei Schelbli war. Frau Schelbli kam in der Folge immer wieder zu meinen Ausstellungen und kaufte weitere Bilder, da wusste ich, dass sie an mir und meiner Weiterentwicklung als Maler interessiert war.

Die Freundschaft mit Heinz Trösch fing typisch schweizerisch an: Leutnant Trösch und Korporal Ziegelmüller haben zusammen den 3. Zug der 3. Kompanie des Bat. 37 in Schuss gehalten.
Bekanntlich gibt es im Militärdienst auch Gefechtspausen und Ausgang am Abend. So fingen unsere Gespräche an. Und dabei stellten wir fest, dass wir beide am Anfang einer Laufbahn standen, die jeder von uns zielstrebig und vehement anging. Kann sein, dass uns gegenseitig diese Zielstrebigkeit beeindruckt hat. Das Interesse für das, was der Andere anstrebte, ergab sich von selbst. Bald diskutierten wir darüber, warum man auf so etwas Ausgefallenes wie die Malerei verfallen konnte. Und handkehrum vernahm ich von technischen Innovationen, welche in der Glasindustrie anstanden, und in die Heinz eingestiegen war.

Es ist ziemlich einmalig, dass zwischen einem Künstler und einem Industriellen Gespräche stattfinden, in denen beide Tätigkeitsbereiche von gleicher Bedeutung sind.
Über ihren harten Existenzalltag wollen Industrielle normalerweise mit einem Künstler nicht reden, sie interessieren sich für die Ausgleichsmöglichkeiten, die ihnen Kunst bieten kann.

Es ist folgerichtig, dass dann in den Produktionshallen von Glas Trösch meine erste Serie «Bilder aus der Arbeitswelt» zwischen 1973 und 1974 entstanden ist.

1997 bis 1998 ist dann eine zweite wesentlich grössere Serie dazugekommen. Entsprechend der erfolgten Expansion von Glas Trösch beschränkte sich die zweite Serie nicht nur auf die Fabriken im Oberaargau.

Bilder aus dem Operationssaal.
Gouache auf Papier (1983)
100/70 cm, Privatbesitz

1982 bis 1984 entstanden die Zeichnungen und Bilder des Operationssaals. Als ich Erich Grädel fragte, ob ich bei ihm im OP zeichnen könnte, fand er, die Herzchirurgie sei doch nichts für einen Künstler. Aber da hat er sich getäuscht, mich hat das unglaublich fasziniert. Erstaunlicherweise sind die Ops-Bilder beim Publikum sehr gut angekommen.

Ich frage mich manchmal, wie weit die Geologie des Oberaargaus die Oberaargauer geprägt hat. Dort wo das Schweizerische Mittelland vom Napf und seinen emmentalischen Ausläufern bis an den Jurafuss zusammengedrängt wurde, spüre ich ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Allerdings kein behäbiges wie in anderen bernischen Regionen.
Vielleicht sind Trösch, Grädel und Ziegelmüller typische Oberaargauer Fälle. Altersmässig waren wir nicht weit auseinander. Hatten früh schon Familien gegründet. Und bald schon sollten unsere Jungen in unseren Gesprächen mitmischen.
Und immer wieder brachen wir aus dem Oberaargau aus und waren doch darauf bedacht, die Verbindung zu ihm nicht zu verlieren.

V

Ab Mitte der 1970er Jahre habe ich an der Sommerakademie Niederbipp und im Künstlerhaus S11 in Solothurn Malunterricht gegeben. Später kamen Kurse in der Schule für Gestaltung in Bern, in der Lehrerfortbildung etc. dazu.
Ich bin nicht Lehrer und ich habe keine didaktische Vorbildung. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich zu fragen, wie ich eigentlich gestalterische Aufgaben angehe. Ich habe mir früher nie Gedanken über meine Vorgehensweise gemacht. Ich habe immer darauf losgearbeitet und bloss über technische Probleme nachgedacht. Künstlerisches Schaffen ist mir Intuition. Jetzt musste ich mich fragen: Wie verbinde ich eigentlich diese Intuition mit meinem technischen Wissen und mit dem, was ich beim Anschauen von Bildern alter oder jüngerer Meister erkannt habe?
Und so habe ich meinen Schülern zumindest keine blutleeren Theorien verkündet.

Erstaunlicherweise hat das auch keine negativen Auswirkungen auf mein Schaffen gehabt. Ich musste bloss lernen, Intuition und Wissen auseinanderzuhalten. Beim Malen darf ich nicht anfangen, zu denken, da geht es darum, den Rhythmus der Arbeit laufen zu lassen. Eine Massnahme muss sich aus der anderen ergeben. Das Denken muss sich im Hintergrund halten, darf sich erst in einer Arbeitspause, die es ja auch gibt, zu Wort melden. Dann muss ich mich fragen, ob diese oder jene Farbe, die ich gefühlsmässig aufgetragen habe, auch tatsächlich die richtige sei. Intuition und Gefühle können sich ja auch täuschen. Aber wenn es dann wieder los geht, muss ich mir einen Ruck geben, das Denken abstellen und dafür wieder den Rhythmus der Linien und die Gewichtung der Flächen finden. Sonst kommen die überzeugenden Ideen nicht zum Tragen.
Dass mir in der Zeit meiner Unterrichtstätigkeit die Probleme der nächsten Malergeneration nähergekommen sind, ist normal. Ihr Umgang mit neuen Medien, mit der digitalisierten Welt und ihren Bodenlosigkeiten interessierten mich mehr als die überholten Kunstkriege unserer Generation.
An dieser neuen Situation ist auch unser Sohn Wolfgang Zät (Pseudonym) mitschuldig. Es ist etwas ungewohnt, dass der Sohn der wichtigste Kritiker des Vaters wird.
Aber so hat es sich ergeben. Erich Grädel hat vor mehr als dreissig Jahren, als er die erste Litho von Wölf sah, zu mir gesagt: «Du musst aufpassen, dass man später, wenn man von Wölf redet, von dir nicht bloss erwähnt, der Vater sei auch Maler gewesen.»

© Wolfgang Zät.
Triptychon Teil 1
Linolschnitt (2011)
240/202 cm (Auflage 6 Ex.)

VI

Die Schriftsteller im Kulturraum Jurasüdfuss sind zum Teil selber als Maler oder Zeichner tätig, sogenannte Doppeltalente, und haben öfters die Neigung, uns zu belehren oder zu kritisieren. Und weil ich selber bekanntlich neben dem Malen immer auch schreibe, fühle ich mich bemüssigt ihnen entgegen zu halten.
Meinen Jurasüdfuss lasse ich im Centre Dürrenmatt in Neuenburg anfangen. Dort hat im Beisein von Varlins «Völlerei» der Dichter Dürrenmatt seine Zeichnungen und Bilder verdichtet, bis sie ihn ins Dichten zurück schlugen.

Gerhard Meier.
Öl auf Leinwand (1991)
100/81 cm, Privatbesitz

Peter Killer.
Öl auf Leinwand (2006/07)
100/60 cm

Ich stelle mir vor, wie er über den See zu den Alpen hinüber schaute und sich die Blüemlisalp auswählte, um unter ihr den Bundesratsbunker nach dem Atomkrieg im Tibet vergammeln zu lassen.
Nach Neuenburg kommt Neuenstadt, wo Erika und Gian Pedretti zu uns nach Vinelz hinüberschauen und wir zu ihnen. Gian ist vom Engadin herunter in den Nebel abgestiegen. Erikas Reise fing in Böhmen an und führte um die halbe Welt hierher, wo sie jetzt zuhause und doch nicht ganz heimisch geworden ist. Unstet fahren die beiden mal nach Venedig, mal nach London. Und, wenn sie an den See zurück kommen, sind wir noch immer da.
Weiter nach Biel und Solothurn zu Jörg Steiner und Peter Bichsel. Zu den visuellen Künsten haben sie oft Stellung genommen. Öfters habe ich mich allerdings gefragt, wie gut sie hingeschaut haben. Ich hatte oft den Verdacht, sie würden Trendmeldungen hinter leger demonstriertem Fachwissen verstecken.
Folgt dann Gerhard Meier am Gerhard Meierweg in Amrain. Mit ihm habe ich im Laufe der Jahre ein paar schöne Gespräche geführt, die sich zwischen Bedächtigkeit und halb verdeckter Ironie bewegten. Für mich erstaunlich darum seine boshaften Bemerkungen zu Schriftstellerkollegen.
Wenn Gerhard sich als Bauer mit Bindschädler oder umgekehrt nach Olten begeben hat, dann wünschte ich mir, dass sich Robert Walser zu ihnen gesellen würde. Vermutlich verfehlten sie dann auf dem Rückweg Amrain und liefen ins Uferlose weiter, und vielleicht finge es an zu schneien und Walser verlöre den Hut.
Wenn Gerhard Meier über Amrain und seine Bewohner schreibt, die vielleicht gerade dem Umzug der Turner von Inkwil zuschauen oder sich in der Heubühne erhängen, dann ist Gerhard Meier zuhause wie selten ein Schriftsteller zuhause ist.
Aber im nächsten Moment schon macht er sich auf nach Russland, wo seine gelben Birken weit über Borodino hinaus bis nach Sibirien hinüberleuchten.

Anders geht das Schreiben in Olten vor sich. Dort hat Peter Killer das Kunstmuseum geleitet. Er hat schon als Journalist über mich geschrieben und dann als Direktor des Kunstmuseums meine Arbeiten mehrmals gezeigt.

Peter Killer hat sich immer die Freiheit genommen, Kunst nicht durch gefärbte Linsen anzuschauen. Ob Bilder im Trend oder in der Tradition liegen, er hat sich immer nur gefragt, ob das gute oder schlechte Malerei sei und hat das dann auch geschrieben. Das ist ihm öfters zur Last gelegt worden.
Und jetzt hat Alex Capus, auch in Olten, das Buch «Das Leben ist gut» geschrieben. Eine positive Nachricht vom Jurasüdfuss.

VII

Ob es den Kulturraum Jurasüdfuss gibt oder ob er bloss als Vorstellung in meinem Schädel herumpoltert, bleibt offen. Sollte es ihn geben, so wird er speziell sein. Ein Kulturraum ohne Zentrum. Ohne Metropole.

VIII

Es ist schon fast ein Ritual, dass wir auf unseren Fahrten in den Oberaargau noch an einem neuralgischen Ort unserer Jugendzeit anhalten. Das letzte Mal war es die Einmündung der Önz in die Aare. Ich schaute flussaufwärts, wo in meiner Kindheit die Wirbel der grossen «Woog» dem Ahnungslosesten klar machten, dass die Aare kein harmloses Gewässer ist. Aber jetzt fliesst sie ruhig vorbei. Die Wirbel und die Stromschnelle bei der Vogelraupfi sind für immer metertief unter der Wasseroberfläche verschwunden.

Zu berichten wäre noch, dass Ruth und ich inzwischen in Albert Ankers Seeland definitiv angekommen sind. Vor ein paar Tagen sagte ein Seeländer zu mir: «Gestern Abend haben sich über dem Grossen Moos gelbe Ziegelmüller-Wolken aufgetürmt. Das erste Gewitter ist wohl fällig.»

Anmerkung

Die Fotografien der abgedruckten Bilder realisierten: Alexander Jaquemet, Heini Stucki, Manu Friedrich.

Martin Ziegelmüller mit einem
Selbstporträt in seinem Atelier.
(Februar 2016) Fotos Daniel Gaberell

Wässerbach.
Öl auf Baumwolle (2010)
70/100 cm, Privatbesitz

Kondensstreifen.
Öl auf Baumwolle (1999/2002)
50/65 cm

Früher Morgen (Jura).
Öl auf Leinwand (2009)
40/60 cm, Kunstmuseum Bern

Chasseral.
Öl auf Leinwand (2014)
70/100 cm, Privatbesitz

Wässermatte (Önz).
Öl auf Leinwand (1986/95)
82/120 cm, Privatbesitz

Schatten.
Öl auf Leinwand (1995)
50/70 cm

Pestwurz.
Öl auf Leinwand (1995)
90/146 cm, Asyl Gottesgnad St.Niklaus Koppigen

Sommerwiese.
Öl auf Leinwand (2006)
91/146 cm, Privatbesitz

Abend (Kondensstreifen).
Öl auf Leinwand (2002/09)
180/240 cm, Kanton Bern

Früher Morgen.
Öl auf Leinwand (2000/09)
150/240 cm, Kunstmuseum Bern

Herbst.
Öl auf Leinwand (2007/09)
120/180 cm, Privatbesitz

Juragämsen

Bettina Riser

Einleitung

Gämsen – das sind die scheuen, athletischen Wildtiere, denen man in den Bergen so gern beim Klettern zuschaut. Dass sie auch im Jura heimisch sind, war mir lange Zeit gar nicht bewusst. Dabei lebten sie hier schon in der Urzeit (der älteste Fund in unserer Nähe, aus Balm bei Günsberg, stammt aus dem Mesolithikum), dann aber lange Zeit nicht mehr. Seit gut hundert Jahren wurden im Jura wieder vereinzelt Gämsen gesichtet. Viele davon schoss man allerdings bald ab. Als erster Jurakanton entschloss sich 1950 der Kanton Neuenburg, die Tiere vor der Ausrottung zu bewahren und sie wieder anzusiedeln. Ein Jahr später folgte der Kanton Solothurn; zwischen 1951 und 1954 wurden am Roggen oberhalb Oensingen insgesamt sieben Gämsen ausgesetzt. Nachzügler dieser Population leben heute auch im oberaargauischen Gämsrevier; es grenzt auf drei Seiten an die neue Heimat der Solothurner Gämsen. Ende der Fünfzigerjahre erfolgten weitere Aussetzungen in den Kantonen Bern, Basel Landschaft und Aargau. Die Populationen entwickelten sich gut und in allen Kantonen gleichförmig. Die Gämsen scheinen sich im Jura also wohl zu fühlen – diesen Eindruck hatte ich ebenfalls während meinen Beobachtungen.

Ich bin in Walden daheim, oberhalb von Niederbipp, und in meiner Freizeit oft auf dem Berg. Dabei habe ich fast jedesmal das Glück, Gämsen anzutreffen. Manchmal nur eine oder zwei, oft aber auch ein ganzes Rudel. Für diesen Bericht habe ich die Gämsen rund um die Buechmatt während eines Jahreskreislaufs studiert. Nebst den eigenen Beobachtungen stütze ich mich auf Ausführungen des Wildhüters,[1] auf Informationen des Amts für Wald, Jagd und Fischerei des Kantons Solothurn[2] und der KORA,[3] auf Literatur[4] und auf Informationen aus dem Internet[5].

Die Buechmatt mit weidenden Gämsen. Foto Verfasserin

Sommer

Ein warmer, klarer Sommermorgen. Mich ziehts auf den Berg. Über die Matte hinauf ins «Emmet», dann die «Söistäge» z'düruf bis zur Schwengimatt. Das dichte Blätterdach spendet kühlenden Schatten. Links geht es auf den Chutz, dann ein kleines Schliichwäägli z'dürab auf den Weg, den ich am liebsten habe: über die Breitflue hinauf zum Hällchöpfli. Hier ist der Jura richtig wild. Rechts kommen zuerst die Indianerfelsen, dann Wald, Wald, Wald ... bis hinunter ins Tal. Gegen Süden wird der Blick immer wieder frei aufs Mittelland. Unter mir senkrechte, zerklüftete Felswände – dann steil abfallender Buchenwald, und wieder Felsen. Plötzlich bewegt sich etwas. Im ersten Moment habe ich die beiden Gämsen fast nicht erkannt, so gut sind sie getarnt. Ruhig stehen sie da unten im Wald, in sicherer Distanz, und schauen aufmerksam zu mir hoch. Schön, dass sie nicht wegrennen.

Sie haben mich schon lange bemerkt und fühlen sich offenbar sicher. Gämsen hören, riechen und sehen nämlich sehr gut. Droht Gefahr, flüchten sie. Manchmal nur ein paar Schritte, um sich dann wieder umzuschauen und die Gefahr neu einzuschätzen, manchmal mehrere hundert Meter weit. Sie sind dank ihren grossen Lungen zu enormen Leistungen fähig. Dennoch ist eine lange Flucht, besonders dann, wenn noch viel Schnee liegt, für die Tiere äusserst kräfteraubend. Gefahren, die von oben kommen, nehmen die Gämsen als viel bedrohlicher wahr, weil diese meistens ein höheres Tempo haben. Biker, die mit Schuss daherkommen, können ihnen einen gehörigen Schrecken einjagen und sie weit in die Flucht treiben. Was von unten kommt, nähert sich langsamer und wirkt weniger bedrohlich.

Unterhalb der Breitflue ist richtiges Gämsgelände. Hier sind die Tiere vor Feinden geschützt. Unglaublich, wie behände sie sich in diesem steilen, felsigen und unwegsamen Gelände bewegen! Es gibt nicht viele Tiere, die sich hier so sicher fühlen. Gämsen haben einen kompakten Körper, kräftige Vorder- und Hinterläufe, und ihre Klauen, man nennt sie Schalen, sind hinten weich und vorne hart, können sich an die Felsstrukturen anpassen und bieten dadurch besten Halt. Kein Wunder, können Gämsen so gut klettern! Ihr wissenschaftlicher Name – Rupicapra rupicapra, die Felsenziege – kommt sicher nicht von ungefähr.

Der typische Jurawald.
Foto Verfasserin

Vom Hällchöpfli steige ich über den Zickzackweg ab zur Buechmattweide. Hier weiden die Guschtis und Geissen von Coni und Rolf von der Bergwirtschaft Buechmatt – und etwas abseits sind in aller Ruhe fünf Gämsen am Äsen. Ich setze mich beim Ankehubel ins Gras; anfänglich schauen die Gämsen noch hie und da zu mir hoch, mit der Zeit scheinen sie mich kaum mehr wahrzunehmen und fressen ruhig weiter. Zufrieden und satt legen sie sich danach in die Sonne und käuen wieder.
Wenn sich die Gämsen ungestört und sicher fühlen, bleiben sie am Platz und bewegen sich nicht gross. Sie sind oft am Fressen, bis zu zehnmal pro Tag – Kräuter, Gräser und Blätter, an pflanzlicher Nahrung also so ziemlich alles. Im Winter ernähren sie sich von Trieben, Flechten und Moosen. Ihre Mägen passen sich an und stellen sich auf die faserreichere Nahrung um.
Auf der Buechmatt kann man das ganze Jahr hindurch Gämsen beobachten. Die Weide ist offen und überschaubar und bietet mit dem angrenzenden Wald und einer grossen Baumgruppe auf der Weide auch gute Schlupfwinkel. Gämsen sind ortstreue Tiere. Sie wechseln ihre Aufenthaltsorte selten, kennen sie entsprechend gut und wissen genau, wo die besten Kräuter wachsen. Zu wissen, wo es bei unterschiedlichen Schneeverhältnissen die besten Nahrungsmöglichkeiten gibt, erhöht die Überlebenschancen im Winter. Gämsen können sich sehr unterschiedlichen Lebensräumen anpassen. Wenn es wärmer wird, zieht es sie in die Höhe, im Winter kommen sie in tiefere Lagen.

Herbst

Grau, grau, grau – Herbstzeit, Nebelzeit. Noch im Dunkeln ziehe ich los, zum Emmet, über die Allmänd, dann den stotzigen Wanderweg hoch zur Buechmatt. Hier ist der Nebel so dicht, dass ich froh bin, den Weg so gut zu kennen. Also weiter bergwärts. Zuerst Richtung Hinteregg, dann den Zickzackweg hoch. Ich habe nicht mehr viel Spatzig – aber es längt! Knapp unter dem Hällchöpfli tauche ich aus dem Nebel auf, über mir der tiefblaue Morgenhimmel. Der Wald ist licht, die Buchen haben ihr Laub schon fallengelassen. Ich gehe weiter, und plötzlich steht – fast aus dem Nichts heraus – eine Gämse vor mir, nur wenige Meter neben dem Weg-

Zwei Jährlinge in einer Frühlingsmatte. Foto Verfasserin

rand: Ruhig steht sie da, gar nicht scheu, mit einer Selbstverständlichkeit. Gwungrig schauen wir einander an: Gämsen haben keine imposanten Hörner, dafür eine schöne markante Gesichtszeichnung. Von den Hörnern über das Auge bis zur Nase verlaufen zwei dunkle Streifen, die Zügel. Der Rest des Gesichts ist auffallend weiss. Je jünger ein Tier ist, umso schärfer zeichnen sich die Zügel vom restlichen Weiss des Gesichts ab.
Gämsen gehören zur Familie der Rinderartigen (Boviden). Sowohl die Böcke als auch die Geissen haben hakenartige, nach hinten gebogene Hörner, die Krucken. Die Hörner wachsen in den ersten fünf Jahren am stärksten. Bei den Kitzen sind sie noch ganz klein, bei Jährlingen etwa lauscherhoch – und ab dem fünften Altersjahr wachsen sie nur noch etwa einen Millimeter im Jahr. An den Wachstumsringen lässt sich erkennen, wie alt ein Tier ist.
Gämsen wechseln im Frühling und im Herbst ihr Kleid. Der Bock vor mir trägt schon sein Winterkleid; es ist dunkler und wolliger, und der typische Aalstrich auf dem Rücken ist kaum mehr erkennbar. Im Sommer ist das Kleid heller und glatter – und schon von weitem erkennt man den dunklen Strich, der über den ganzen Rücken verläuft.
Beglückt von dieser unverhofften Begegnung mache ich mich auf den Weg Richtung Hällchöpfli. Die Sonne steht noch tief und taucht das Wattemeer unter mir in sanftes, goldiges Licht. Weiter geht's über die Breitflue, nach kurzer Zeit die ersten Nebelschwaden, bald hüllt mich das kalte, nasse Grau wieder ein.
Später im Herbst bin ich unterwegs von der Buechmatt Richtung Hinteregg. Garstiges Wetter, bissig kalt. Die Weide ist leer. Die Guschtis sind wieder im Tal, die Geissen dänk im Stall und die Gämsen auch nicht da. Ich will schon umkehren, da sehe ich weiter vorne plötzlich das ganze Rudel über die Weide rennen. Blitzschnell ging das. Später sehe ich die Tiere viel weiter unten im Wald, wieder zur Ruhe gekommen. Zwischen ihnen und mir zwei Reihen Stacheldraht. Vereinzelt hängen Haare an den Stacheln.
Wildhüter Jürg Knutti erzählt mir später, dass Zäune für die Gämsen meist keine grosse Gefahr bedeuten. Sie wissen, wo diese entlang gehen, und überspringen die Hindernisse mühelos. Anscheinend gibt es selten grössere Verletzungen, die von Stacheldrahtzäunen herrühren. Viel gefährlicher sind Maschenzäune, sogenannte Flexnetze, weil sich die Tiere

Ein Gämsbock im Herbst.
Foto Verfasserin

darin verheddern, sich nicht mehr befreien können und qualvoll verenden, wenn sie nicht rechtzeitig gefunden und befreit werden können.

Winter

Der Winter war mild dieses Jahr. Unten im Tal gab es kaum richtig Schnee. Der Berg war lange Zeit weiss, es lag aber nie viel Schnee, so dass die Tiere genug Nahrung finden konnten. Oft fielen kleine Mengen Neuschnee, gerade genug, um frische Spuren zu hinterlassen. Ich lief mit den Schneeschuhen hie und da über die Breitfluh, habe aber nie Gämsspuren gesehen. Um diese Jahreszeit halten sich die Tiere in tieferen Lagen auf. Geissrudel sind ortstreu. Wenn sie sich wohlfühlen und genügend Nahrung finden, trifft man sie häufig an der gleichen Stelle an. Das wissen auch die Böcke – und richten sich schon früh in der nahen Umgebung ihre Territorien ein. Im November ist Brunftzeit. Für die Böcke eine stressige Zeit. Sie kommen kaum zum Äsen und verlieren rund einen Drittel ihres Körpergewichts. Danach folgt der strenge Winter, der den Tieren nochmals viel Energie abfordert. Im Sommer lautet die Devise deshalb: viel fressen und viel ruhen.
Ende Winter war ich mit dem Wildhüter auf dem Ankehubel. Es war frühlingshaft warm, die Sonne schien, auf der Weide lag noch vereinzelt Schnee. Eine ganze Weile lang konnten wir das Rudel beobachten: ein Kitz, drei weibliche Jährlinge und ein Bock-Jährling, ansonsten Geissen, zwölf Stück insgesamt.
Die Tiere sind friedlich am Fressen und lassen sich von uns nicht im Geringsten stören. «Geh immer, bevor die Tiere gehen», gibt mir Jürg als Ratschlag mit auf den Weg. Mit anderen Worten: Gehe respektvoll mit den Tieren um. Der Mensch hat seinen Platz, sie haben ihren. Wenn wir abseits der Wege gehen, den Tieren zu nahe kommen und sie in die Flucht treiben, brauchen sie viel Energie und werden unnötig geschwächt. Aber nicht nur das: Je mehr die Gämsen durch Wanderer, Biker, Jäger und Kletterer gestört werden, umso grössere Schäden richten sie an, umso mehr Verbissspuren findet man. Was wiederum den Waldbesitzern keine Freude macht.

Ankehubel im Winter.
Foto Verfasserin

Gefährlich werden den Gämsen im Jura allerdings nicht nur der Mensch oder ein strenger Winter, sondern ein Wildtier, das man hier nicht unbedingt vermuten würde: der Luchs. Ein Luchs braucht pro Woche je nach Energiebedarf und Störung ungefähr ein Reh oder eine Gämse – macht 50 bis 60 Tiere pro Jahr. Eine beachtliche Menge. Luchse beanspruchen ein riesiges Streifgebiet. Ihr Bestand wird durch die Fachstelle KORA alle drei Jahre mittels Fotofallen-Monitoring eruiert. Die letzte Messung im Winter 2012/2013 ergab für das Gebiet Jura Nord – also von Tavannes bis Olten – eine Dichte von 1,47 Luchse pro 100 km^2.[6] Die neueste Mes-

sung fand im Frühling 2016 statt, wurde aber noch nicht ausgewertet. Trifft man in unseren Wäldern einen Luchs, ist es vielleicht der Luchskuder Weng. Dieser Luchs wurde im Rahmen des Luchs-Umsiedlungsprojekts in den Pfälzerwald (Deutschland) mit einem GPS/GSM Halsband vormarkiert. Sein Streifgebiet erstreckt sich zwischen Günsberg, Roches, Waldenburg und Olten. Das Weibchen B409 streift vermutlich auch von Zeit zu Zeit durch unsere Wälder und wird – je nach Jahr – von Jungtieren begleitet, sagt Fridolin Zimmermann von der KORA. Ihr Streifgebiet erstreckt sich zwischen dem Weissenstein und der Klus.
Im oberaargauischen Jura leben mehrere Dutzend Gämsen. Der Bestand wird durch die Gefahr Mensch, die klimatischen Verhältnisse und durch den Luchs reguliert. Solange das so ist und der Bestand stabil bleibt, wird der Wildhüter ersuchen, die Tiere nicht zur Jagd freizugeben.

Frühling

Der letzte Schnee ist weg, das junge Grün spriesst. Teppiche voller Bärlauch, überall schiessen frische Triebe aus dem Boden. Bei uns in Walden ist das Blätterdach schon dicht, oben auf dem Berg schälen sich die ersten zarten Blätter aus den Buchenknospen. Die Vögel zwitschern in einem Übermut. Alles erwacht und explodiert.
Im Frühling, wenn ihre Mütter wieder trächtig sind, wird es für die Jungtiere Zeit, sich selbständig zu machen. Dann verstossen die Mütter ihre Jungen. Gämsgeissen bringen im Mai oder Anfang Juni nach einer Tragzeit von rund 24 Wochen ihre Jungen zur Welt. Normalerweise eines, in ganz seltenen Fällen Zwillinge. Für die Geburt ziehen sich die Geissen für kurze Zeit in eine geschützte Felsnische zurück. Sobald sie sich an die neue Situation gewöhnt haben, kehren sie zum Rudel und ihrem Jährling zurück. Durch die Geburt relativ früh im Jahr haben die Jungen länger Zeit, sich auf ihren ersten Winter vorzubereiten. Die Kitze werden bis in den späten Herbst hinein gesäugt und bleiben auch den ganzen Winter hindurch bei ihren Müttern. Obwohl die Jungen gut beschützt werden und von ihren Müttern viel lernen können, überleben viele ihren ersten Winter nicht. Im Frühling, wenn die Gämsgeissen wieder trächtig sind, lockert sich das enge Band zwischen Mutter und Kitz allmählich auf. Die

weiblichen Jährlinge bleiben beim Rudel, die jungen Böcke anfänglich auch. Wenn sie alt genug sind, machen sie sich auf den Weg, bilden eigene Rudel und üben in spielerischen Kämpfen den Ernstfall – bis sie es dann nach einigen Jahren selber als starker Platzbock versuchen können.

Wenn ich auf dem Berg bin, sehe ich immer irgendwo Gämsen: In Rudeln auf der Buechmatt, auf der Weide Richtung Hinteregg, beim Hofbergli oder oben auf der Schwengimatt. So friedlich äsend und in grossen Rudeln wirken sie wie zahme Nutztiere. Ganz anders im steilen Wald und im Fels. Wo sie so leichtfüssig und trittsicher unterwegs sind, dass ich fast ein wenig neidisch werde. Ihre Sprünge verdienen Bestnoten. Unglaublich anmutig sehen sie dabei aus.

Auf der Buechmatt sah ich den ganzen Winter hindurch nie mehr als ein Dutzend Gämsen. Letztes Jahr waren es noch doppelt so viele. Das muss nicht heissen, dass so viele Tiere den Winter nicht überlebt haben; gut möglich, dass sich das Rudel aufgeteilt hat und ein Teil davon weitergezogen ist. Man sieht nur wenige Jährlinge dieses Jahr. Dafür haben Coni und Rolf erzählt, sie hätten schon neun Kitze gezählt – es sei eine wahre Freude, den kleinen Geschöpfen beim Herumtollen und Purzelbäume schlagen zuzuschauen. So viel Übermut tut gut! Hoffen wir, dass sie sich gut entwickeln, ihnen nichts zustösst und sie den Sommer und Herbst hindurch genügend Kraft tanken, um gut durch ihren ersten Winter zu kommen.

Anmerkungen

[1] Jürg Knutti, Wildhüter Oberaargau
[2] Mark Struch, Fachstelle Jagd, Amt für Wald, Jagd und Fischerei des Kantons Solothurn
[3] Fridolin Zimmermann, KORA (Fachstelle für Raubtierökologie und Wildtiermanagement)
[4] Wanderungen zu Murmeltier, Steinbock & Co.; Die besten Gebiete für Tierbeobachtungen in der Schweiz, Haupt Verlag
[5] www.wikipedia.org
[6] www.kora.ch

Flechten

Ernst Grütter-Schneider

Viele Flechten sind klein, und ohne Hilfe einer Lupe erschliesst sich die Schönheit und Vielfalt ihrer Gestaltung nicht so unmittelbar wie der Farben- und Formenreichtum der Blütenpflanzen. Die Makrofotos der folgenden Seiten ermöglichen Einblicke in eine Organismenwelt vor der Haustüre. Sie sollen unsere Aufmerksamkeit für Lebewesen schärfen, die auch «niedere Pflanzen» genannt werden. Dann tut sich uns eine neue Welt auf, eine unaufdringliche Seite der Lebensgemeinschaften.

Flechten sind höchst eigentümliche Doppelwesen. Pilze und Algen bilden in Form der Flechten dauerhafte Lebensgemeinschaften (Symbiose). Während der Pilzpartner (Schlauchpilze) in der Regel das äussere Erscheinungsbild des Vegetationskörpers bestimmt, ist der Algenpartner (Grün- und Blaualgen) vorwiegend über die Photosynthese Lieferant für Kohlenhydrate. Flechten haben verschiedene erfolgreiche Methoden vegetativer Vermehrung entwickelt. Am einfachsten ist die Verbreitung zufällig entstandener Bruchstücke, die beide Partner enthalten und zu neuen Flechten heranwachsen können. Sie können Jahrzehnte, ja Jahrhunderte alt werden.

Flechten wachsen grundsätzlich langsamer als Blütenpflanzen und in der Regel auf Standorten, an denen die Konkurrenz eingeschränkt ist. Wir finden Flechten an Baumrinde und Holz, an Felsen Mauern, Grabsteinen, Zementbelägen und Dächern, auf dem Erdboden lichter Wälder und Trockenrasen. Die meisten Arten leben unter recht spezifischen Standortbedingungen, sind an mehr oder weniger bestimmte Substrateigenschaften angepasst, und sie bevorzugen bestimmte Licht- und Feuchtebedingungen. Ihre Lebensraumansprüche, ihre ökologischen Merkmale bilden einen wichtigen Teil der Biodiversität.

Auf alten Betonpfosten einer Viehweide bei Melchnau beobachtete ich die abgebildeten Flechten. Am 19. Februar 2014 und 23. Dezember 2015 fotografierte ich die «Korallengärten» mit einer Canon EOS 60D, einem Sigma 105mm Makroobjektiv ab Stativ. Der Abbildungsmassstab auf den Folgeseiten beträgt ca. 10:1.

Nach der Wuchsform des Lagers werden drei Haupttypen unterschieden. *Krustenflechten, Laubflechten* und *Strauchflechten* mit ihrer Untergruppe den Bartflechten. Dazu gibt es noch die Gruppe der Gallertflechten. Als *Krustenflechten* bezeichnet man solche Arten, die mit ihrer ganzen Fläche krustenartig mit der Unterlage verwachsen und an diese angeschmiegt sind. Sie sind sehr widerstandsfähig und langlebig. Sie wachsen weniger als 1 mm im Jahr und können ein Alter von über 100 Jahre erreichen. *Laubflechten* sind mehr oder weniger stark in Lappen gegliedert, im Wesentlichen flächig wachsende Flechten. Sie besitzen eine deutlich erkennbare, vorgebildete Unterseite. Unter *Strauchflechten* fasst man alle räumlich flächig wachsende Arten zusammen. Zu dieser Gruppe gehören die Bartflechten, die durch bartartig hängende, fädige bis buschig abstehende Wuchsformen gekennzeichnet sind.

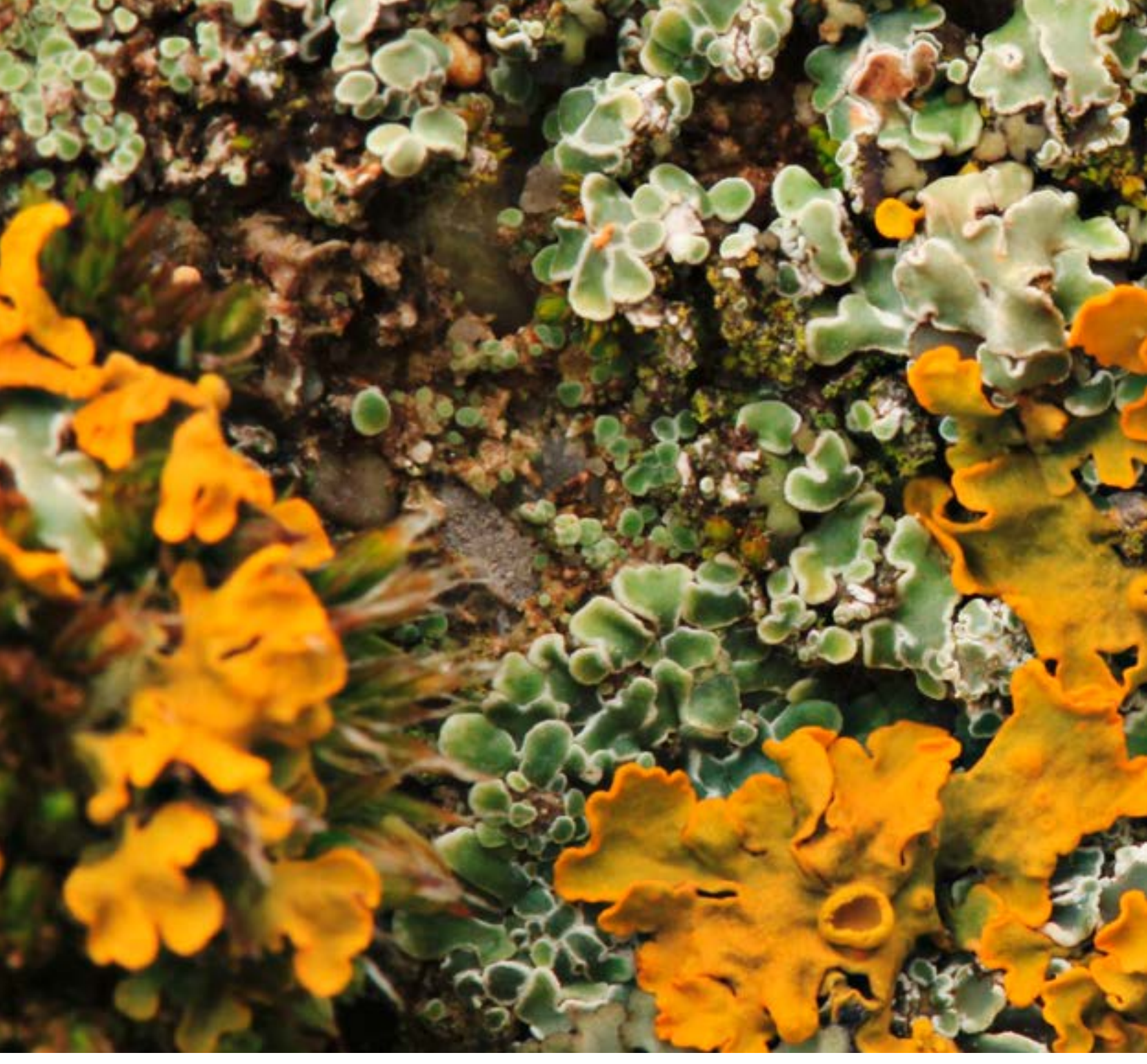
In der Schweiz unterscheidet man gegen 1700 Flechtenarten. Sie sind in allen Lebensräumen zu finden, vom Mittelland bis auf die höchsten Berggipfel. Luftverschmutzung und das Verschwinden ihrer Lebensräume gefährden aber ihre Vielfalt: Beinahe 40% aller Arten stehen auf der Roten Liste.

Anmerkungen des Autors

Fotos ermöglichen vielfach keine sichere Artdiagnose. Dazu sind höhere Vergrösserungen oder der Einsatz von Reagenzien zur Farbreaktion nötig.Bei der Artenbestimmung war freundlicherweise Frau Dr. Christine Keller von der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL in Birmensdorf behilflich.

 Toninia sp. / *Blasenkruste*

 Phaeophyscia orbicularis (Neck.) Moberg / *Dunkelflechte*

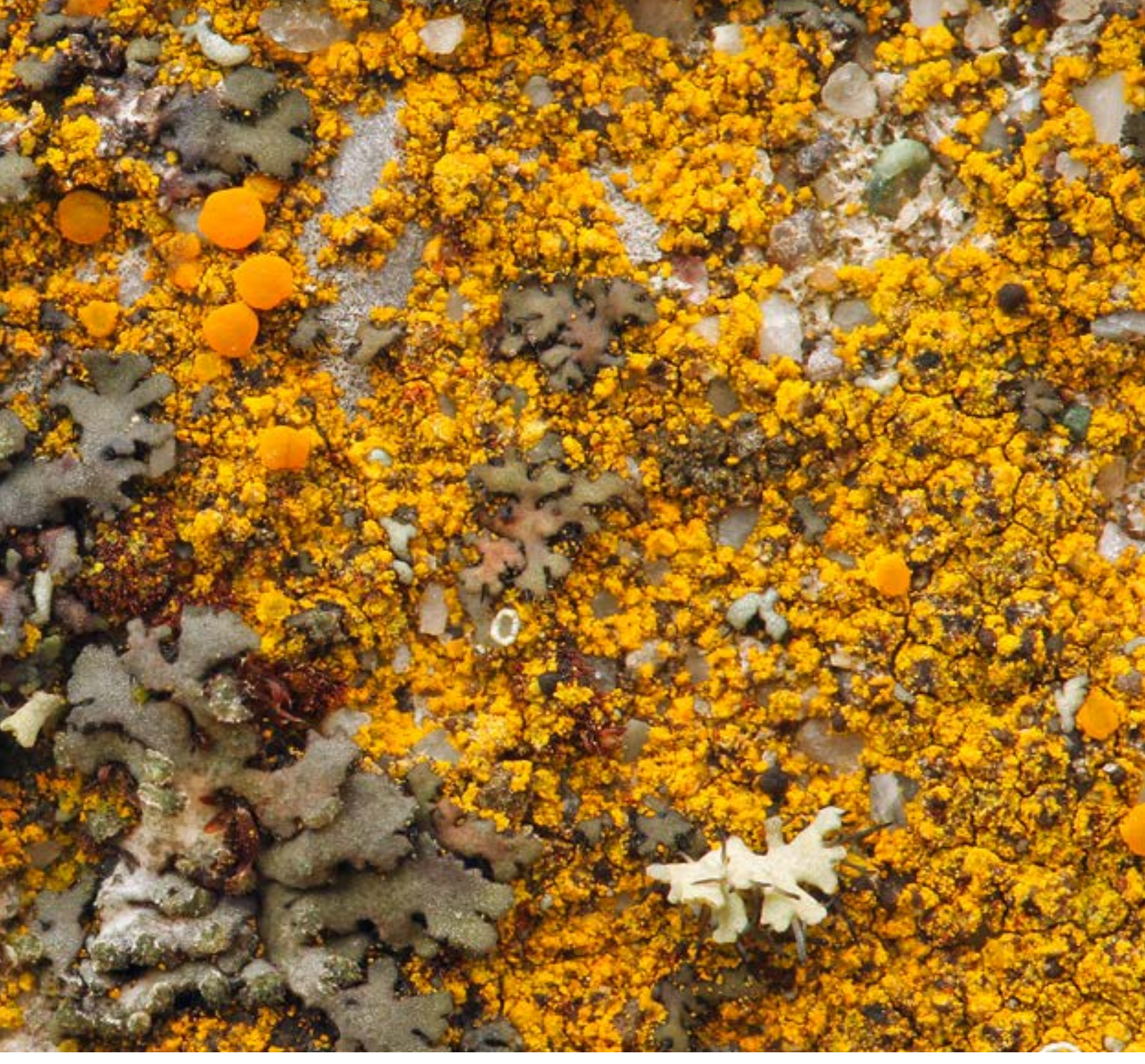


88 Lecanora saxicola (Pollich) Ach. / *Mauer-Kuchenflechte* | Xanthoria parietina (L.) Th. Fr. / *Wand-Gelbflechte*

90 Lecanora saxicola (Pollich) Ach. / *Mauer-Kuchenflechte* | Physcia adscendens (Fr.) H. Olivier / *Helm-Schwielenflechte*

Lecanora saxicola (Pollich) Ach. / *Mauer-Kuchenflechte* | Xanthoria parietina (L.) Th. Fr. / *Wand-Gelbflechte*

Caloplaca citrina (Hoffm.) Th.Fr. / *Zitronen-Schönfleck* | Phaeophyscia orbicularis (Neck.) Moberg / *Dunkelflechte* | Physcia caesia (Hoffm.) Fürnr. / *Blaugraue Schwielenflechte*



Xanthoria elegans (Link) Th. Fr. / *Zierliche Gelbflechte* | Verrucaria nigrescens Pers. / *Schwärzliche Warzenflechte* | Phaeophyscia orbicularis (Neck.) Moberg / *Dunkelflechte* | Physcia caesia (Hoffm.) Fürnr. / *Blaugraue Schwielenflechte* | Lecanora dispersa (L.) Sommerf. / *Zerstreute Kuchenflechte*

Die Oschwand in den Buchsibergen (I)

Entstehung und Wandel

Anne-Marie Dubler

Den Anlass zur Erforschung der Geschichte der Oschwand bot der Auftrag zu einem «essayistischen Porträt der Oschwand, der Geschichte des Ortes und seiner Entwicklung im 20. Jahrhundert» für die Buchpublikation «Amiet Kunstplatz Oschwand» zum Maler Cuno Amiet (1868–1961). Die kunst- und architekturgeschichtliche Buchpublikation dokumentiert Amiets Schaffen sowie dessen Wirkungsstätte – das 1908 erbaute Jugendstilhaus und das nahe Bauernhaus mit Amiets Atelier in der Scheune. Die reich bebilderte Buchpublikation wird Kunst- und Kulturinteressierten im Frühjahr 2017 anlässlich der Eröffnung der Gebäulichkeiten als «Begegnungsort» und Amiet-Museum präsentiert. Das Projekt wird von der Amiet-Erbengemeinschaft Daniel und Pia Thalmann getragen.[1]
Der historische Oberaargau war mir aufgrund meiner Rechtsquellenedition und mehrerer Publikationen bekannt.[2] Die für das «Porträt» unternommene Forschungsarbeit im Staatsarchiv Bern erbrachte nun aber unerwartete Funde an Schriftquellen, die thematisch weit über das gewünschte Porträt hinausgingen. Nach dessen Abschluss habe ich die Forschungsarbeit erweitert auf eine Gesamtschau der historischen Region Buchsiberge und ihres dörflichen Zentrums Oschwand vom Hochmittelalter – und im Rahmen der Oral History mit den Aussagen von Zeitzeugen[3] – bis heute. Recherchen zum Personenstand der bekannten frühen Oschwander Unternehmer waren unerwartet und aufschlussreich.[4] Die Darstellung wird auf zwei Jahrgänge des Jahrbuchs aufgeteilt: Im Jahrbuch 2016 erscheint die Rechts-, Wirtschafts-, Verkehrs- und Bevölkerungsgeschichte der Buchsiberge im Umfang der Gemeinden Seeberg und Ochlenberg. Im Jahrbuch 2017 liegt der Fokus auf der Entwicklung Oschwands zum Zentrum einer grossen Schul- und Filialkirchgemeinde, auf einer Beschreibung der dortigen Schulverhältnisse sowie auf der fast abenteuerlichen Entstehungsgeschichte der Wirtschaft Oschwand.

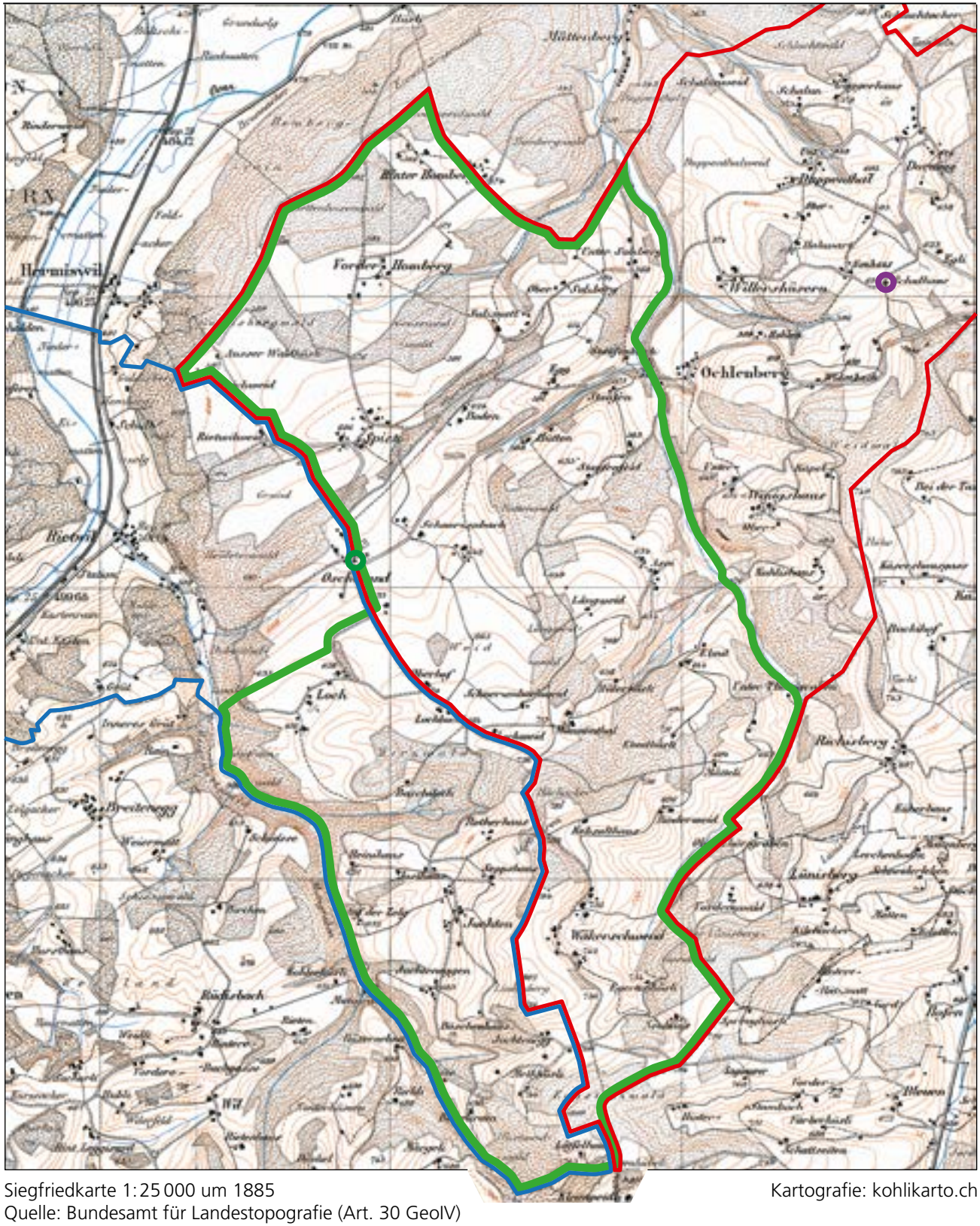
Abb.1: Die Oschwand in den Buchsibergen um 1885

Gemeindegrenzen:

- Gemeinde Ochlenberg
- Gemeinde Seeberg
- Schulgem. Oschwand

Schulstandorte:

- Oschwand
- Neuhaus



Siegfriedkarte 1:25 000 um 1885
Quelle: Bundesamt für Landestopografie (Art. 30 GeoIV)

Kartografie: kohlikarto.ch

Ein Besuch auf der Oschwand

Die Oschwand – ein dörflicher Weiler mit zugehörigen Höfen – liegt im ehemaligen Amtsbezirk Wangen und im heutigen Verwaltungskreis Oberaargau, südlich von Herzogenbuchsee im Dreieck Burgdorf–Langenthal–Huttwil. Man erreicht den Ort von Thörigen aus über Stauffenbach oder über Spych oder von Riedtwil her über Spych oder vom Langetental aus über Leimiswil–Linden und Ochlenberg. Der Ort liegt auf einem Sattel im Kreuz alter Wegverbindungen mitten in den Buchsibergen auf 626 Meter über Meer.[5]

An den Buchsibergen haben die Oberaargauer Gemeinden Seeberg, Ochlenberg, Ursenbach und Oeschenbach sowie Wynigen im Verwaltungskreis Emmental Anteil. Ganz in den Buchsibergen liegt nur die «Berggemeinde» Ochlenberg; aber auch die Gemeinde Seeberg reicht mit Juchten und Loch weit ins Hügelgebiet hinein. Wo ihre Gemeindegrenzen aufeinander treffen, liegt der Ort Oschwand, der damit zu zwei politischen Gemeinden gehört, deren gemeinsame Grenze auf der «Dorfstrasse» auf ungefähr 500 Metern mitten durch die Siedlung verläuft (Abb. 1). Die Ostseite gehört zur Gemeinde Ochlenberg, beherbergt das Schulgebäude und heisst «Dorf»; die Westseite jenseits der Strasse ist mit dem Wirtshaus ein Ortsteil der Gemeinde Seeberg und heisst «Dörfli». Beide Seiten von Oschwand gehören zu umfangreichen Kirchgemeinden – Oschwand-Dorf zu Herzogenbuchsee, Oschwand-Dörfli zu Seeberg.[6] 2015 umfasst die Oschwand im Ortskern 30 Haushalte mit 74 Bewohnern sowie Aussenhöfe.[7] Zum Ort gehören ein Wirtshaus, eine Käserei mit Ladengeschäft und ein Schulgebäude ohne Schulbetrieb. Der Ort ist von einem weiten Landwirtschaftsgebiet umgeben. Auf nicht allzu ebenem Terrain breiten sich Äcker und Wiesen aus. Die teils steilen Höhenzüge sind bewaldet wie der «Heidetewald» nordöstlich über dem Weiler Oschwand, der gegen Westen um rund 150 Meter in den tiefen «Mutzgraben» bei Riedtwil abfällt.[8] In geringer Distanz um Oschwand befinden sich weitere Weiler und Hofgruppen, so Spych, Schnerzenbach und der Oberhof, die zur Gemeinde Ochlenberg zählen, sowie der Weiler Loch, der mit der Oschwand zu Seeberg gehört. Hügelige Waldungen umsäumen die Siedlungen und deren Landwirtschaftsflächen. Zwischen den

auf 687 und 738 Meter höher gelegenen Weilern Juchten und Wäckerschwend zieht sich der bewaldete Bergrücken «Lindenberg» hin, auf dem die Gemeindegrenze von Seeberg und Ochlenberg verläuft, und dessen höchste Kuppe «Dählengütsch» mit 811 Metern zugleich die höchste Erhebung der beiden Gemeinden ist.

Statistische Angaben zur Oschwand ab dem 18. Jahrhundert zeigen uns eine Siedlung, die 1782/83[9] sechs Gebäude zählte und bis um 1900 auf elf Häuser mit 14 Haushaltungen und 78 Bewohnern anwuchs. Das Schulhaus auf Ochlenberger Boden und das Wirtshaus auf Seeberger Seite hatten mehr als eine Wohnung. Neu war um 1900 die Poststelle im Schulhaus und das erste Telefon im Wirtshaus. Im Ort Oschwand waren die Haushaltsgrössen wie bei Taldörfern kleiner als in den bäuerlichen Weilern ringsum: um 1900 zählte man in Oschwand 5,6 Personen pro Haushalt, dagegen 9,8 Personen im Weiler Spych, 8,3 in Stauffen und 7,2 Personen in der Wäckerschwend. Bei der allgemeinen Bevölkerungsabnahme in ländlichen Regionen zwischen 1900 und 2015 sank die Zahl überall, in Oschwand sogar auf knappe 2,5 Personen pro Haushalt.[10]

Die in jüngster Zeit erfolgte Zunahme auf heute 30 Haushalte und 74 Bewohner verdankt Oschwand der Ochlenberger Einwohnergemeinde, die nahe beim Schulgebäude Agrarland erwarb, dieses als Bauland umzonte und ab 2005 parzelliert an Bauwillige verkaufte, um zu neuen Steuerzahlern zu kommen.[11] In ihren Gemeinden sind «Oschwand-Dorf» beziehungsweise «Oschwand-Dörfli» offizielle Bezeichnungen. Die Verwaltung Seeberg führte um 2000 in ihrem Ortsteil neue, vereinfachte

Tab. 1: Haushaltsgrössen im Schul- und Gewerbeort Oschwand, 1782–2015.

Jahre	Gebäude (Haushaltungen)			Bewohner	Personen
	total	Seeberg	Ochlenberg	total	pro Haushalt
1782/83	6	4	2		
1838/50	8	4	4		
1888	11	6	5	64	
1900	11	(9)	(5)	78	5,6
1910	(18)	(10)	(8)	79	4,4
1960	11	(7)	(6)	65	5,0
2015	(30)	(8)	(22)	74	2,5

Hausnummern ein, was die Verwaltung Ochlenberg noch vor sich hat.[12] Im 21. Jahrhundert figurieren «Dorf» und «Dörfli» auch in den Online-Karten (maps) von «search.ch».
Da Oschwand keine eigenständige Gemeinde ist, sind Schriftquellen und statistische Quellen zum Ort meist nur im Schriftgut der beiden zuständigen Einwohnergemeinden enthalten. Um ein verständliches Bild zu erhalten, wird daher die besser dokumentierte wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung der Einwohnergemeinden Seeberg und Ochlenberg herangezogen.[13]

Wie die Oschwand entstand und ein Teil von Kirch-, Burger- und Einwohnergemeinden wurde

Über die Entstehung der Oschwand in den Buchsibergen ist wenig bekannt. Weit besser ist die grössere Oschwand in der Gemeinde Oberburg in den frühen Schriftquellen belegt.[14] Doch auch die Buchsiberge sind um die Mitte des 13. Jahrhunderts präsent: In den Urbaraufzeichnungen der Grafen von Kiburg sind Wäckerschwend und Howart verzeichnet.[15] Bei allen Siedlungen «Oschwand» führten dieselben Vorgänge zur Siedlung: Es war die Zeit des mittelalterlichen Landesausbaus, als sich eine wachsende Bevölkerung neuen Siedlungsraum durch Roden von Wäldern und Urbarisierung des gewonnenen Bodens selbst in höheren Lagen beschaffen musste.[16] Die «Oschwand» trägt den Vorgang im Siedlungsnamen: «schwenden» bedeutet roden, die «Schwendi» oder der «Schwand» die Rodung. Wer Neuland gewann, gab diesem seinen Namen und zeigte damit seinen Anspruch an. Bei Oschwand ist es ein stark verkürzter Besitzername: Die Sprachwissenschafter lassen offen, ob es Os(s)o oder Od(d)o, vielleicht auch Ado war. Der Name war unverständlich geworden, was im 18./19. Jahrhundert zur Umdeutung als «Hochschwand» führte.[17] Auch «Wäckerschwend» trägt den Rodungsprozess im Namen; im Namen des Weilers «Loch» – Loh als Gebüsch, Wald, Gehölz – ist Roden zumindest angedeutet.
Die Siegfriedkarte der 1880er Jahre spiegelt die landschaftliche Vielfalt der Buchsiberge mit Hügeln – den «Bergen» oder «Eggen» –, mit den tief eingeschnittenen «Gräben» wie dem Stauffenbach- oder dem Mutz-

graben und wenig ebenen Flächen. Die bergige Waldlandschaft hatte den Neusiedlern das Urbarmachen nicht leicht gemacht. Es war Land, das keinen Raum für Dörfer bot, sondern bloss für Einzelhöfe und Weiler. Die Besiedlung der Buchsiberge begann von den Kirchdörfern Herzogenbuchsee und Seeberg aus vermutlich im 9. oder 10. Jahrhundert. Die Siedler waren Eigenleute, deren Herren in der Region begüterte Ritter waren wie die Herren vom Stein im Raum Ochlenberg und die Herren von Wolhusen im Raum Seeberg. Die Ritter waren Dienstleute des Hochadels – der Zähringer und der in Burgdorf residierenden Kiburger als deren Erben.[18] Mit den neuen Berghöfen expandierten Adel und Kirche Seite an Seite und festigten ihren Einfluss im Neusiedelland: Die Ritter kamen zu ausgedehntem Grundbesitz, über den sie auch Gerichtsrechte beanspruchten. Sie stifteten Kirchen und Kapellen, so die Herren vom Stein die Afra-Kapelle in Stauffen.[19] Die Kirche dehnte ihre geistliche Betreuung und damit ihr Steuersystem des Zehnten zur Finanzierung der Kirchenbauten und der Priesterschaft auf das Neusiedelland aus. Mitten in der Rodung Oschwand stiessen die ökonomischen Interessen der beiden Kirchen Herzogenbuchsee und Seeberg in Konkurrenz aufeinander – damals im Hochmittelalter entstand der zweigeteilte Ort Oschwand.

Reich beschenkte der Hochadel die Klöster: Der Kirchensatz von Seeberg ging mit Zehnteinkünften und dem «Hof» vor dem Jahr 1100 – gleich wie die Kirchen von Herzogenbuchsee und Huttwil – als Schenkung von Agnes von Rheinfelden, Gattin Berchtolds II. von Zähringen, an das Kloster St. Peter im Schwarzwald. Der «Hof Ochlenberg» gelangte in das Stiftungsgut, das Peter von Thorberg in den 1370er Jahren zur Gründung einer Kartause in seiner Burg Thorberg geäufnet hatte.[20] Mit dem Niedergang des Hochadels im späten Mittelalter fiel kiburgischer Besitz durch Notverkäufe an Städte und Burger, darunter war 1395 auch das Kirchspiel Seeberg, das an Burgdorf kam. 1406 überliessen die bankrotten Grafen der Stadt Bern schliesslich ihre ausgedehnte Landgrafschaft Burgund und mit dieser auch die Kirchhöre Herzogenbuchsee. Das bedeutete, dass ab da und bis 1798 die Seeberger Seite der Oschwand politisch zur Burgdorfer Vogtei Grasswil und die Ochlenberger Seite zur bernischen Landvogtei Wangen gehörten.[21]

In der Reformation wurden die Schenkungen des Adels an Kirchen und Klöster säkularisiert, darunter auch die Afra-Kapelle in Stauffen: Die

Witwe Jakobs vom Stein übergab die Einkünfte der Kapelle, des «*huss santt Affra*», 1530 an Thörigen zum Bau eines Siechenhauses. Die Kapelle selbst wurde dem Zerfall überlassen; nach Aussage von Einheimischen war sie 1647 – «*nunmehr aber gantz ruiniert*» – stets noch zu sehen. Nebenan standen noch die alte Kaplanei und die Getreidemühle.[22] Letztere ging im 19. Jahrhundert mit dem Übergang vom Getreidebau auf Vieh- und Milchwirtschaft ein; an ihrer Stelle entstand die Sägerei. Die Oschwand blieb wie unter der römischen Kirche auf die nun reformierten Kirchgemeinden Seeberg und Herzogenbuchsee aufgeteilt. Doch nun lag die Kirchenherrschaft bei der weltlichen Obrigkeit.

Im Kanton Bern kamen 1803 beide Kirchgemeinden und in deren Umfang die Burgergemeinden zum Oberamt respektive Amtsbezirk Wangen (bis 31.12.2009). Unter der liberalen Regierung der Regenerationszeit (1830–1848)[23] begannen die Schwierigkeiten mit der Geistlichkeit, da die Regierung besonders im Schulwesen in traditionell kirchliche Bereiche eingriff. Sie etablierte auch die Einwohnergemeinde definitiv: Anders als in den Burgergemeinden, wo nur Ortsbürger über politische und damit verbundene wirtschaftliche Rechte verfügten, genossen nun alle Bewohner, ob Ortsbürger oder zugezogene Schweizerbürger, dieselben politischen Rechte. Die Oschwand gehörte – zweigeteilt wie eh und je – politisch zur Einwohnergemeinde Seeberg im Umfang der grossen Kirchgemeinde sowie zur Gemeinde Ochlenberg. Die umfangreichere politische Gemeinde Seeberg umfasste fünf Ortsgemeinden – Seeberg, Niedergrasswil, Obergrasswil, Riedtwil und den «Bergbezirk» von Juchten-Loch. Nach 1860 entzogen sich die Ortsgemeinden der Seeberger Verwaltung und verselbstständigten sich: Ab da gehörte die Seebergseite von Oschwand in die Verwaltung der Ortsgemeinde Riedtwil in der Kirch- und Einwohnergemeinde Seeberg, und das für 130 Jahre bis 1991.[24]

1920 kam es auf der Seebergseite von Oschwand zu einer kleinen Revolte: Zehn «Einwohner von Oschwand westlich des Strässchens Riedtwil–Oschwand–Wäckerschwend» stellten an die Regierung das Gesuch, «die Ecke Oschwand» mit den acht Liegenschaften der Gesuchsteller von der Ortsgemeinde Riedtwil beziehungsweise der Einwohnergemeinde Seeberg an die Gemeinde Ochlenberg zu überführen. In allem, ob bei der Schule, bei Vereinen, beim Postbüro oder beim Stimmlokal, wären sie auf das jenseitige ochlenbergische Oschwand angewiesen. Das vom

damaligen Lehrer Fritz Müller-Schöni aufgesetzte Schreiben wurde von zehn «Haus-, Land- und Waldeigentümern» unterschrieben – an erster Stelle von «C. Amiet».[25] Tatsächlich gehörte Oschwand-Seeberg zum Schulbezirk der Ortsgemeinde Riedtwil (Abb. 1). Die Kinder dieser «Ecke Oschwand» besuchten jedoch die Schule Oschwand, da die Ortsgemeinde Riedtwil für diese «von jeher» Schulgeld bezahlte. Die Einwohnergemeinde Ochlenberg unterstützte das Gesuch voll, scharf lehnte es aber jene von Seeberg ab. Gegenstand der Kontroverse waren die Steuergelder der Gesuchsteller: Ochlenberg wollte sie gerne einnehmen, Riedtwil beziehungsweise Seeberg wollten sie nicht entbehren. Und so wurde das Gesuch 1921 abgelehnt.[26]
Der Vorstoss von 1920 war vernünftig: Wieso sollte die aus dem Mittelalter stammende, bürokratisch aufwendige und hinderliche Zweiteilung des Orts im 20. Jahrhundert nicht überwindbar sein? Erneut spielten ökonomische Gründe eine Rolle. In der Frage der dezentralisierten und damit teureren Gemeindeverwaltung entschied sich die Einwohnergemeinde Seeberg für die Zentralisation ihrer Verwaltung: Per 1. Januar 1991 wurden die bestehenden Ortsgemeinden und der Schulgemeindeverband mit Ochlenberg aufgelöst und Grasswil zum Standort der Gemeindeverwaltung Seeberg bestimmt. Verträge von 1996/98 regelten den Auskauf der Gemeinde Seeberg aus dem Schulfundus und neue Schulkostenbeiträge für Schüler von Oschwand-Juchten an Ochlenberg. 1998 wurde auch das Begräbniswesen neu geregelt.[27]

Die Entwicklung des Weilers Oschwand zum «Dorf» und Gewerbezentrum in den Buchsibergen

Im 18. Jahrhundert richtete die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee in der grossen Berggemeinde Ochlenberg zwei Schulen ein, eine im östlichen Teil nahe beim Weiler Neuhaus und eine im westlichen Teil im Weiler Oschwand.[28] Der kleine Weiler Oschwand (Mundart: Oschwang) lag nun plötzlich im Zentrum einer weitläufigen Schulgemeinde, die im Norden vom Homberg (Mundart: Humberg) bis zu den Höfen von Wäckerschwend im Süden reichte (Abb. 1). Mit der Schulgründung kam für die Siedlung Oschwand eine Entwicklung in Gang, die vom Bauernweiler

weg zum «Dorf» führte; diese Entwicklung fand im Weiler Neuhaus nicht statt. Charakteristisch für ein «Dorf» sind zentralörtliche Institutionen: Kirche, Schule und Taverne, ebenso kennzeichnend ist auch die Häufung von nichtagraren Erwerbsformen in Handwerk und Gewerbe. Oschwand war Standort einer Schule mit Kindern aus einem grossen Einzugsgebiet. Diese kamen nicht nur werktags fürs ABC, sondern auch sonntags zur religiösen Unterweisung zusammen und mit den Kindern oft auch deren Eltern. Gottesdienste und Abdankungen im Schulhaus und der eigene Friedhof nahe beim Schulhaus ergänzten ab 1875 das filialkirchliche Angebot in Oschwand.

Abb. 2: Das Zentrum Oschwand 1903: Das Schulhaus rechts im Bild (Bau von 1869), die «Wirtschaft Oschwand» (Bau von 1841/42) und das Bauernhaus, 1804–1857 Sitz der Lehrerfamilie Jakob Bögli-Kummer.
Foto: Louis Bechstein, Burgdorf; Fotoarchiv Ischi Oschwand

Doch wo blieben Handwerk und Gewerbe? Aktenkundig werden nichtagrare Tätigkeiten erst in den 1830er Jahren unter der wirtschaftsfreundlichen liberalen Regierung der Regenerationszeit. Mitten im hügeligen Landwirtschaftsgebiet gelegen, verfügte das Schulzentrum Oschwand über erhebliche Standortvorteile, die eine neue Schicht von Gewerbetreibenden zu nützen vorhatte. 1836 und erneut 1839 liessen sich zuerst zwei, dann sieben Berufsleute aus der Region in das «Adressenbuch der Republik Bern» des Christian Vollrath von Sommerlatt eintragen. Das «Adressenbuch» war der erste Werbeträger für Produkte und Dienstleistungen, der über die Hauptstadt Bern hinaus auch den Kanton bediente.[29] Und dies waren die Berufsleute (Tab. 2):

Tab. 2: Oschwander Berufsleute mit genannten und ungenannten Tätigkeiten

Berufsmann	Jahr	Tätigkeiten
Johann Bögli	1836	Krämer – *Lehrer in Ochlenberg-Neuhaus*
Jakob Bögli	1839	Bäcker, Krämer, Salzauswäger – *Lehrer in Oschwand, Erbauer der Wirtschaft 1841/42*
Niklaus Friedli	1839	Leinwandfabrikant, *Käsereigründer 1847*
Niklaus Sommer	1839	Maurermeister
Friedrich Weber	1839	Schaf- und Wollhändler, Scherer, Schuhmacher
Ludwig Bögli	1839	Schreiner, Klavier- und Tastenmacher
Johann Flückiger	1836/39	Leineweber
Niklaus Schneeberger	1839	Zimmermann

Nicht von ungefähr ging die Initiative von schrift- und rechtskundigen Lehrern aus, deren damals schlechte Entlöhnung einen Nebenberuf nötig machte: Es waren die beiden Brüder Bögli, Söhne des Rechenmachers Ulrich Bögli, Ortsbürger von Juchten: Jakob (1784–1854), Lehrer und Krämer auf der Oschwand, und sein jüngerer Bruder Johann (1796–1835), Lehrer und Krämer im Neuhaus.[30] Zusammen mit dem Heimweber Johann Flückiger erscheint Johann Bögli unter «Oschwang» als Inserent im ersten kantonsweiten «Adressenbuch» von 1836. In der 2. Ausgabe von 1839 erscheint anstelle von Johann Bögli, der bereits 1835 früh verstorben war, der ältere Bruder Jakob, Lehrer an der Schule Oschwand. Mit ihm inserierten 1839 sechs weitere Oschwander Handel- und Gewerbetreibende.

Es fällt auf, dass die insgesamt acht Oschwander zwar unterschiedliche gewerbliche Berufe ausübten, dass aber der im Hügelgebiet am meisten verbreitete Beruf des Landwirts fehlte. Das hatte seinen Grund: In den Buchsibergen beschäftigten die Hofbauern als grösste Arbeitgeber Knechte und Mägde, bei Erntearbeiten Taglöhner und von Zeit zu Zeit Schneider und Schuhmacher auf der Stör.[31] Sie hatten für sich und ihre Hofproduktion keine Werbung zu machen, und das war schon im 18. Jahrhundert so. Bei der Befragung der amtierenden Pfarrer durch die Obrigkeit 1764 sagten diese aus, dass der meiste Verdienst aus «*feldarbeit und baurendienst*» komme. Es gab damals in den Buchsibergen aber auch Schneider und Schuhmacher und verbreitet die Heimarbeit mit Spinnen und Weben für den Langenthaler Tuchmarkt.[32]

Oben in den Buchsibergen war in den 1830er Jahren die Berufsgattung des «Krämers» – auch «Händler», «Negotiant» oder «Handelsmann» genannt – neu und darum auf Werbung angewiesen. Für Handeltreibende zeigten die Pfarrer indes wenig Verständnis. Was war der Grund? Die Händler wurden wie die Handwerker vom alten agraren System der Zehntablieferung an einen kirchlichen oder weltlichen Zehntbesitzer nicht erfasst, sie zahlten keine Zehntsteuern, von denen Kirche und Schule lebten. Es waren nur die Ackerbauern und Viehbesitzer, die jährlich den Zehnt – den 10. Teil ihrer Produktion – an ihren Zehntherrn ablieferten. 1764 beschrieb der Seeberger Pfarrer die Händler denn auch wenig gnädig als Leute, die «*im land herum laufen und gewerb mit kirschwasser und anderem treiben*».[33] Weil für die Oschwander Gewerbe- und Handeltreibenden Kundenwerbung wichtig war, stellten sie sich im Adressenverzeichnis von 1836/39 mit all ihren beruflichen Qualifikationen vor, um so neue Kunden oder Auftraggeber anzusprechen. Wie aber kamen die Brüder Bögli auf das «Adressenbuch» als Werbeträger? In der Verwandtschaft von Böglis Ehefrau Elisabeth Kummer war 1820 bei einer Kindstaufe ein Johannes Kummer vom Limpach, «*Handelsmann zu Bern»,* Taufzeuge. Es bleibt uns die Vermutung, dass der Hinweis auf das «Adressenbuch» von ihm kam.

Tatsächlich füllten die Oschwander Händler eine logistische Lücke – sie handelten mit Landesprodukten: Sie kauften die Hofproduktion bei den teils abgelegenen, kaum durch Wege erschlossenen Berghöfen auf und führten – je nach Saison – Schweine, Kälber, Schafe, Geflügel, Eier, Ge-

treide, Erdäpfel und Gemüse hauptsächlich auf die Wochenmärkte von Langenthal, Solothurn und Burgdorf.[34] Auf der Rückfahrt brachten sie für die Hofbewohner «Krämerware» mit, darunter Kolonialwaren («Spezereien») wie Gewürze, Kaffee, Zucker sowie Raucherwaren. Auch die mitunterzeichnenden Gewerbetreibenden und Handwerker – Leinwandfabrikant und Leineweber, Schuhmacher, Schreiner, Maurer und Zimmermann – richteten sich zur Existenzsicherung auf den überregionalen Bedarf aus. Der unternehmerischste unter diesen Berufsleuten war Lehrer Jakob Bögli (1784–1854) in Oschwand: im «Adressenbuch» präsentiert er sich mit einer Bäckerei sowie als Krämer und Salzauswäger (authorisierter Salzverkäufer). Wenige Jahre später wird er zum Erbauer der «Wirtschaft Oschwand». Eine Spezialität im Bergland bot Schreiner Bögli mit seinem Klavierbau an. Wer waren wohl seine Kunden? Oder baute er vielleicht Harmonien, wie sie in den Schulhäusern Oschwand und Neuhaus noch im 20. Jahrhundert bei Gottesdiensten und Abdankungen bespielt wurden?[35] 1836 war auch Ochlenberg im «Adressenbuch» vertreten mit dem Wirt «Zum Bären» im Stauffenbach und dem Betreiber der Salzbütte, einer amtlich bewilligten Salzverkaufsstelle; im Nachtrag von 1839 fehlt Ochlenberg.

1847 kam es im Weiler Oschwand auf der Ochlenbergseite zur Gründung einer «Dorfkäserei».[36] Gründer war der uns aus dem «Adressenbuch» bekannte Leinwandfabrikant und Gerichtssässe Niklaus Friedli: 1846 baute er in seinem Hofstattareal ein Käsereilokal und brachte acht Landwirte aus der Umgebung von Oschwand als Milchzulieferer und Gesellschafter zusammen, deren Zahl sich bis 1862 verdoppelte.[37] Zur Gründungszeit war die Käserei Oschwand im Amt Wangen eine unter lediglich fünf Dorfkäsereien und die einzige in der Bergregion. Erst in den 1870er Jahren entstanden in der Gemeinde Ochlenberg weitere Betriebe, so in Wäckerschwend (1871), Dornegg und Willershäusern (vor 1876), Stauffenbach (1876) und Dornegg (1907, 2. Gründung) sowie im seebergischen Juchten.[38] Die Käsereigenossenschaft Oschwand arbeitete mit angestellten Käsern, darunter die namentlich bekannten Emmentaler Fankhauser und Wüthrich. Von Anfang an wurden sommers und winters Käse und Butter hergestellt und die Schotte im eigenen Schweinemastbetrieb verwertet. Käufer der Käselaibe waren in den ersten Jahren renommierte Käsehandelsfirmen in Langnau und Trubschachen, ab 1860

aber für nahezu 100 Jahre die Firma Röthlisberger in Herzogenbuchsee. Die starke Zunahme des Milchvolumens machte 1850 den Bau eines schindelgedeckten Käsespeichers nötig, der nach dem Bau eines zweiten Speichers 1913 an Sattlermeister Ernst Flückiger verkauft wurde, der an seiner Statt sein Wohnhaus mit Sattler- und Tapeziererwerkstätte baute. 1885/86 musste das Käsereigebäude durch einen Neubau ersetzt werden; die heutige Käserei ist ein Bau von 1933.[39]

Die Wirtschaftsliberalität der Regierung der 1830er/40er Jahre richtete sich gegen die alten gewerblichen Vorrechte der grossen Kirchdörfer und ihrer überregionalen Märkte. Gegen den Abbau dieser Vorrechte wehrten sich besonders die Kirchgemeinden und ihre Pfarrer. Selbst als im Bundesstaat 1848 die Handels- und Gewerbefreiheit verfassungsmässig garantiert war, hielten sich eingefleischte Wirtschaftshemmnisse noch

Abb. 3: Die «Wirtschaft Oschwand» heute – ein spätklassizistischer dreigeschossiger Bau von 1841/42 mit dem Laubentrakt aus den 1920er Jahren: Gasthaus, Spezereiladen bis 1974 und Zweifamilienhaus. Foto von 2015: Rune Aaslid, Bern

lange, wie wir dies am Fall der Wirtschaft Oschwand beobachten werden, die das definitive Wirtepatent erst nach vielerlei Eingaben, Petitionen und Beschwerden erlangte.[40]

Das geschah 1861: Damals setzten sich 38 Gewerbetreibende und Landwirte aus der ganzen Region mit Unterzeichnung der Petition für ein Wirtshaus im Zentrum Oschwand ein.[41] Unter den 38 Männern waren acht aus der Oschwand: Schreinermeister Joseph Schneeberger, Schuhmacher und Schafhändler Fritz (Friedrich) Weber, ein Bekannter aus dem «Adressenbuch», Jakob Friedli, wohl Sohn des Käsereibesitzers, Bäcker und Krämer Johann Schöni aus Sumiswald, Wagner Friedrich Blatt, Käser Rudolph Wüthrich, Schneidermeister Joseph Gerber und Landwirt Jakob Jost. Es fehlt jedoch die Hauptperson – Lehrer und Krämer-Unternehmer Jakob Bögli. Dieser war 1854 in Oschwand verstorben, so auch 1857 sein gleichnamiger Sohn (1812–1857). Helfend griff nun aber ein Verwandter ein – Jakob Bögli (1816–1904), Lehrer in Ochlenberg-Neuhaus, und zwar in seiner Funktion als Mitglied des Gemeinderats von Seeberg.[42] Da die Ankurbelung der Wirtschaft in den abgelegenen Buchsibergen im Interesse der liberalen Regierung war, entsprach diese dem Gesuch der Gewerbetreibenden und erteilte 20 Jahre nach dem ersten Gesuch am 23. Dezember 1861 das definitive Wirtepatent.

Die innovatorische Rolle der Lehrerschaft

Die Kirche leitete mit der Schulgründung und mit der an den Schulunterricht gekoppelten religiösen Unterweisung die Sonderentwicklung des Weilers ein. Doch erst die politische Öffnung unter der liberalen Regierung brachte die wirtschaftliche Entwicklung in der Hügelregion in Gang. Die Lehrerschaft nahm die neuen Möglichkeiten sofort wahr: Schriftgewandt, auch in Rechtsbräuchen bewandert, stiessen sie in Oschwand die Modernisierung an und hielten sie auch nach 1900 wach. Mit Initiativen und Impulsen für Oschwands gewerblich-dörfliche Entwicklung sind besonders die Namen der Lehrer Johann und Jakob Bögli, Niklaus Dinkelmann, Ulrich Flückiger, Fritz Müller-Schöni und Rudolf Künsch verbunden, neben Namen von Gewerbetreibenden wie Käsereigründer Niklaus Friedli und

Wirt Johann Schöni. Die Lehrer dienten als Protokollführer, «Sekretäre» oder Präsidenten in Genossenschaften, Vereinen und Gemeindeämtern: Jakob Bögli, Lehrer in Oschwand, war Gemeindeschreiber und Säckelmeister in Seeberg, und Jakob Bögli, Lehrer in Ochlenberg-Neuhaus, Mitglied des Gemeinderats von Seeberg. Lehrer Niklaus Dinkelmann war Initiator der 1856 im Wirtshaus Wäckerschwend gegründeten «Gemeinnützigen Berggesellschaft Wäckerschwend» und ihr erster Sekretär, deren frühe Tätigkeit wesentlich zur Förderung und Modernisierung der Landwirtschaft in den Buchsibergen beigetragen hat, und Lehrer Fritz Müller-Schöni, ein Garten- und Bienenliebhaber, war Kassier der «Landwirtschaftlichen Genossenschaft» und Präsident des «Bienenzüchtervereins Oberaargau».

In der Zeit von 1856–1882 wählte die Gemeinnützige Gesellschaft ausnahmslos Lehrer in das Amt des Sekretärs «als die berufenen Vertreter der Oeffentlichkeit», insbesondere Lehrer aus den Schulen Oschwand und Neuhaus. In der Zeit von 1883–1906 amteten 18 Lehrer und sieben Landwirte als Sekretäre, an vorderster Front Lehrer aus den Schulen Oschwand, Neuhaus, Seeberg und Ursenbach. Lehrer bereicherten als Referenten mit Vorträgen in unterschiedlichen Wissensgebieten das Vortragsprogramm der Gesellschaft. In den ersten 50 Jahren der Gesellschaft 1856–1906 waren vor allem die Oschwander Lehrer mit Vorträgen aktiv: Niklaus Dinkelmann mit 10, sein Nachfolger im Lehramt Ulrich Flückiger mit 21 und Ulrichs Sohn Alfred, Landwirtschaftslehrer und Direktor der Landwirtschaftsschule Rütti, mit 10 Vorträgen.[43] Auch im Vorstand der Käsereigenossenschaft wirkten Lehrer: Jakob Bögli (1816–1904), Lehrer im Neuhaus, entwarf 1888 die neuen Statuten der Käsereigenossenschaft und besorgte danach als über Siebzigjähriger das neugeschaffene Sekretariat – «und seine Eintragungen glänzen von Sauberkeit und Genauigkeit» rühmte Traugott Christen in seiner Jubiläumsschrift von 1947. Lehrer Rudolf Künsch versah 1947 das Sekretariat schon für volle 35 Jahre; wie ihm Christen attestiert, habe er in dieser Zeit «eine Unsumme von Arbeit geleistet, wofür ihm besonderer Dank gebührt».[44] Nach 1900 setzte sich der innovatorische Einfluss der Lehrerschaft auf Oschwands Entwicklung in der Familie von Ulrich Flückiger (1832–1911) und dessen Nachfahren in einer neuen Richtung – im Postdienst – fort, und dies für volle 118 Jahre.

Das Oschwander Postwesen samt dem lokalen Postautokurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil» wuchs sozusagen aus der Schule heraus.[45] Es begann 1885 mit der Anstellung der damals 20-jährigen Lehrerstochter Emma Flückiger, Schneiderin und später Arbeitsschullehrerin in Oschwand, als «Briefträger von Riedtwil» durch die Schweizerische Ober-Postdirektion. Ihre Aufgabe war es, in Riedtwil vom ersten Postzug die Sendungen für den Post- und Schulkreis Oschwand abzuholen und den Adressaten im weiträumigen Postkreis zuzustellen – nota bene sommers und winters und zu Fuss. Nur die Paketpost wurde mit Pferdewagen, ab 1911 mit dem «Rytwägeli» durch einen Riedtwiler Bauern zugebracht. 1898 wünschte sich die Oschwander Bevölkerung die Einrichtung einer eigenen

Abb. 4: Das Schulhaus von Oschwand 1903: Der Riegbau von 1869 mit dem Postkasten der von 1899–1908 hier einquartierten «Postablage» der Lehrerstochter Frieda Flückiger als «Postablagehalter», an der Westfront die Beige mit Wedelen für die Kachelofen-Heizung der Klassenzimmer. Foto: Louis Bechstein, Burgdorf; BAB, Foto Bech 349

«Postablage» – einer kleinen Poststelle. Von der Post Herzogenbuchsee angefragt, schlug die Gemeinde Ochlenberg die Erweiterung ihres bestehenden Postdiensts von Thörigen neu über Oschwand vor, doch das kam in der Oschwand nicht an. Man erstrebte eine eigene Lösung von Riedtwil aus: 1899 ernannte die Schweizerische Ober-Postdirektion Emmas jüngste Schwester, die damals 19-jährige Bürolistin Frieda Flückiger, zum «Postablagehalter in Oschwand», eine Aufgabe, die den Schalterdienst und die Organisation des weitläufigen Zustelldiensts umfasste, mit der damals nur Männer betraut wurden.

Frieda Flückiger erfüllte die Aufgabe mit Hilfe ihrer älteren Geschwister, später mit Hilfe ihrer eigenen Familie. Die Postablage war anfänglich im Schulhaus untergebracht (Abb. 4). 1908 liessen die Geschwister Flückiger die «Post» – Haus Dörfli 17 (Abb. 8) – bauen, in das die Postablage im Erdgeschoss und deren Betreiberin Frieda in der Wohnung im ersten Stock einzogen, im Jahr darauf dann frisch vermählt mit Ehemann Johann Ischi. Die Postablage kam 1911 in den Rang eines «Postbüros», als die Posthalterin neben dem Postdienst auch eine Filiale der «Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen» betreute. 1930 führte Ehemann Johann Ischi den Postautokurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil» ein, der damals mit seinen nur 3,4 Kilometer Betriebslänge der kürzeste Postkurs im offiziellen Kursbuch war. Werktags war Ischi mit zwei Kursen, je morgens und nachmittags, später auch noch abends mit einem dritten Kurs unterwegs. Ischis Auftrag betraf die Personenbeförderung und den Camionagedienst, für den die Personenwagen mit Gepäckträgern ausgerüstet waren – nebst dem bekannten Posthorn-Signet zur Kennzeichnung als Postauto. Das erste «Postauto» war ein grosser Personenwagen «Fiat», Modell 1928, im Dienst von 1930–1937, das letzte ein «Ford Sierra», im Dienst von 1986–1998 (Abb. 5 A+B). Während des Zweiten Weltkriegs wurde der Postkurs bis Kriegsende auf eine einzige tägliche Fahrt am Morgen eingeschränkt. Die übrige Postauswechslung in Riedtwil erfolgte entweder per Fahrrad mit Anhänger oder zu Fuss wie in frühern Zeiten. Bei harten winterlichen Strassenverhältnissen ersetzte der Transport per Pferdeschlitten die Autofahrt.
Kennzeichnend für den Oschwander Poststellen- und Postautodienst war die Beteiligung der ganzen Familie an der Erfüllung des postalischen Auftrags im weiträumigen Postkreis – zuerst in der Lehrerfamilie Flückiger,

Abb. 5: Der Postautokurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil» 1930–1998:
A. Das erste Postauto, ein «Fiat», Modell 1928, am Steuer Johann Ischi, daneben Sohn Walter.
B. Das letzte Postauto, der «Ford Sierra», im Hintergrund die ehemalige Post «3476 Oschwand».
Fotos: A. Fotograf unbekannt, B. Walter Ischi, Oschwand; Fotoarchiv Ischi Oschwand

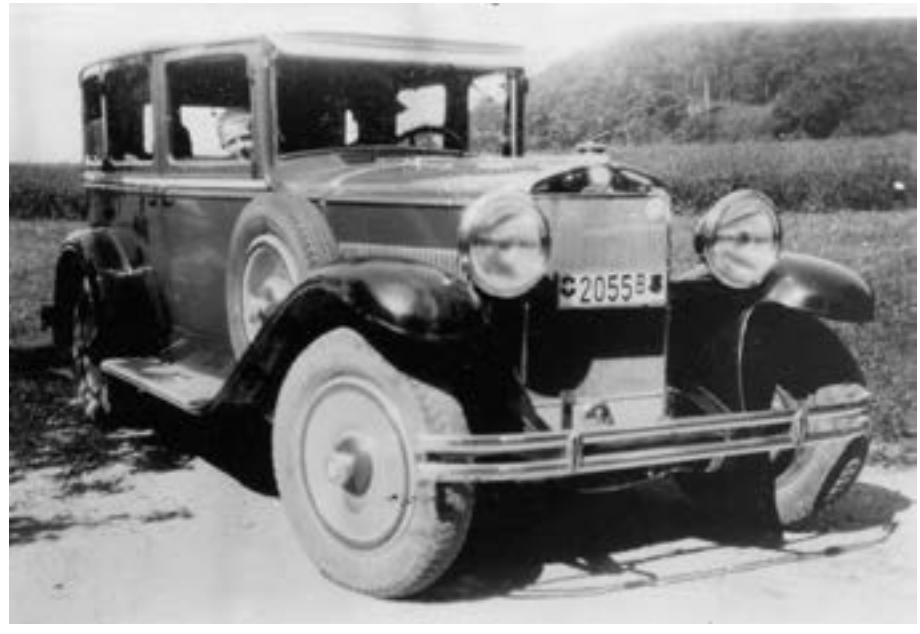


Abb. 6: Der Poststempel des Postbüros Oschwand bei Riedtwil 1913. «Oschwand b. Riedtwil» (1899–1950), «Oschwand» (1950–1964), ab 1964 mit Postleitzahl – erst «3399 Oschwand», dann die noch geltende Postleitzahl «3476 Oschwand».
Sammlung Martin Kohler, Friedrichshafen D

danach durch das Ehepaar Ischi-Flückiger und dessen Nachkommen. Früh wurde die nächste Generation an der Arbeit beteiligt. Bereits mit 17 Jahren übernahm der jüngste Sohn Walter Ischi für seinen Vater den Fuhrdienst mit Schlitten und Pferd nach starken Schneefällen. Nach 45 Amtsjahren übergab Frieda Ischi-Flückiger 1944 ihrem damals 20-jährigen Sohn Walter die Führung des Postbüros zusammen mit der Bedienung der Bankzweigstelle. Walter blieb auf den Zustelldienst durch seine Schwester Greti und auf den Postautokurs seines Vaters angewiesen, bis er auch diesen 1945 übernehmen musste. Während seiner Abwesenheit versah seine Schwester und nach der Heirat seine Ehefrau Elisabeth Ischi-Burkhalter den Dienst am Postschalter. Früh wurde Tochter Marianne Ischi in den Postbetrieb eingeführt, den sie 1988 samt dem Bankfilialdienst sowie dem Postautokurs übernahm, nunmehr mit Unterstützung ihrer pensionierten Eltern. Im Zeichen der Poststellen-Reorganisation wurden 2003 das Postbüro Oschwand und 2009 auch die Post Riedtwil geschlossen und vom heutigen Zustelldienst durch die Post Herzogenbuchsee abgelöst. Der Postautokurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil» war bereits 1998 mit der Schliessung der SBB-Bahnstation Riedtwil-Seeberg eingestellt worden.

Recherchen zum Personenstand zeigen, dass die Erfolge der unternehmerischen Lehrer-Krämer und ihrer Nachkommen auf der Kooperation innerhalb der Familie beruhten – auf der Mitarbeit von Frauen und Kindern, von Eltern und Schwiegereltern, und der Vernetzung innerhalb der weiteren Verwandtschaft, oft über Gemeindegrenzen hinweg. Bis in die 1880er Jahren blieben Ehefrauen namenlos und unerwähnt. 1885 markiert die Wende: Die 20-jährige Lehrerstochter Emma Flückiger wird von der Schweizerischen Ober-Postdirektion offiziell zum «Briefträger von Riedtwil» ernannt; sie ist über die Oschwand hinaus die erste Frau in einem Männerberuf. Ihre Aufgabe im grossen Postkreis bewältigte sie mit Hilfe von Eltern und Geschwistern. Ähnliches geschah mit Emmas jüngster, erst 19-jährigen Schwester Frieda, die 1899 zum «Postablagehalter in Oschwand» ernannt wurde (Abb. 4). Auch da wurde die Aufgabe im Familienkreis mit viel persönlichem Einsatz gelöst: Die Poststelle war im Schulhaus bis zum Bau des Postgebäudes 1908 durch die Geschwister Flückiger. Das Modell des «Familienbetriebs» entstammte der bäuerlichen Welt, das Modell der «berufstätigen Frau» und «Poststellen-Inhaberin»,

die neben dem Postdienst auch die Sparkassenfiliale betreute, war vor 1950 dagegen neu. Vergleichbar selbstständig war damals nur die Stellung der Wirtinnen in der «Wirtschaft Oschwand», allen voran Maria Schöni-Dubach, aber auch Gertrud Schöni-Bögli.[47] Bemerkenswert ist die Stellung der Posthalterin Marianne Ischi, die von ihrem Vater 1988 den multiplen Post-, Sparkassen- und Postautodienst übernahm.
Der Einsatz seiner Bewohner verschaffte dem Weiler Oschwand im 19. Jahrhundert den Aufstieg zum «Dorf» als Schul- und Filialkirchenzentrum und Gewerbezentrum der westlichen Buchsiberge. Mit demselben Einsatz hielten die Oschwander dessen Zentrumsfunktionen auch im 20. Jahrhundert aufrecht. Doch mit dem Bevölkerungsschwund ab den 1990er Jahren gingen die erreichten Positionen verloren. Anders als Oschwand hatte Ochlenberg-Neuhaus, Schul- und Filialkirchenort der östlichen Gemeindehälfte, eine solche Zentrumsfunktion nie erreicht – im Neuhaus fehlten Gewerbe, Post und Wirtshaus. Oschwand hatte sich als einziges dörfliches Zentrum in den Buchsibergen während rund 170 Jahren behauptet – trotz seiner verkehrsfernen Lage und gegen den Anspruch der alten Kirchdörfer, der Schul- und Gewerbezentren und Marktorte wie vor allem Herzogenbuchsee[48] auf alleinigen Vorrang.

Die Bevölkerungsentwicklung in den Buchsibergen 1850–2015

Um 1760, zur Zeit der obrigkeitlichen Enquête, war der Staat an einer wachsenden Bevölkerung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht interessiert – an Arbeitskräften für die Protoindustrie und an Mannschaft für die Solddienste.[49] Im 19. Jahrhundert nahm die Bevölkerung ab 1820 mit geburtenstarken Jahrgängen bei den Ansässigen und durch Zuwanderung kräftig zu. Viele der Zuzüger waren Leute mit wenig Barmitteln, darunter vom Hoferbe ausgekaufte Bauernsöhne aus den Einzelhofregionen, besonders aus dem Abwanderungsgebiet Emmental. Ohne Mittel für den Landerwerb waren sie auf nichtagrare Tätigkeiten, auf eine Existenz als Taglöhner (Tauner), Heimarbeiter und/oder Störhandwerker angewiesen.[50] Nicht anders als im Ancien Régime waren sie als Nichtburger am neuen Ort bloss «Hintersässen», womit sie politisch rechtlos und von der Mitnutzung von allfälligen Gemeindegütern (Wald, Weide) aus-

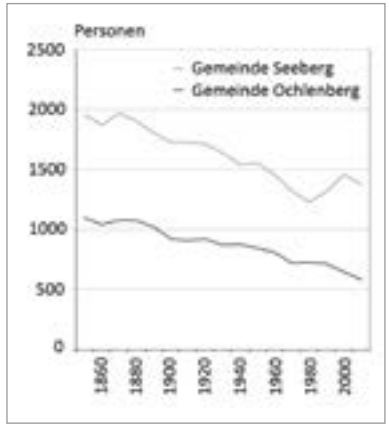
geschlossen waren. Die Gemeinde erhob von ihnen jährlich eine Niederlassungsgebühr – das «Hintersässgeld».[51] Die Gemeinde Ochlenberg beklagte sich über die von der Obrigkeit festgesetzte tiefe Hintersässensteuer, die vor allem mittellose Leute anziehe. Eine Erhöhung der Steuer wurde jedoch nicht bewilligt. 1778 zählte man in der Gemeinde Ochlenberg 53 Hintersässenfamilien, 1808 waren es schon deren 72. Von diesen besass nur etwa die Hälfte eigenes Land, meist kleine Taunerliegenschaften wie in Oschwand etwa das «Nähjerehüsli», dessen namengebende Bewohnerin Näherin war (Abb. 7).[52] Hintersässen waren aber auch Pächter auf Höfen von Einheimischen, und landlose Hintersässen wohnten als Mieter («Hausleute») bei Einheimischen. Die meisten gehörten zur Unter-

Abb. 7: Das «Nähjerehüsli» – ein Taunerhaus von 1806 mit Wohn- und kleinem Ökonomieteil und dem obligaten Gemüsegarten. Foto von 2016: Rune Aaslid, Bern

schicht, zu der aber auch Ortsbürger zählten. Bei Missernten, Unfällen oder Krankheit oder im Alter sanken diese Familien rasch in die Armut ab. In der von der liberalen Regierung der Regenerationszeit 1831 eingeführten Einwohnergemeinde genossen nun alle Bewohner – ob Ortsbürger oder zugezogene Schweizerbürger – dieselben politischen Rechte. Die politische Gleichstellung löste indessen das Problem der Armut nicht.

Bis um 1850 war in den Buchsibergen der Anteil an Armen – an kinderreichen Familien und unterstützungsbedürftigen alten Leuten – stark gewachsen: Die Gemeinde Ochlenberg hatte bei einer Wohnbevölkerung von 1'093 Seelen 56 Armengenössige oder 5,1 Prozent der Ansässigen zu unterstützen; Kostgelder von jährlich 1'426 Gulden überforderten die Gemeinde.[53] Nach 1850 wurde in den Buchsibergen die Verpflegung von Armen, die in der Kehr bei den Bauern zu Tisch sassen, offenbar geradezu zur Plage.[54] Doch wer war für die Fürsorge für Witwen und Waisen, für Alte und kinderreiche Familien zuständig? War es die alte Burger- oder neu die Wohnsitzgemeinde? Weil die Gemeinden ohne ein geregeltes Steuerwesen nicht über genügende Ressourcen verfügten, wurden Sozialfälle hin- und her- oder ganz abgeschoben, wie der 40-jährige Schmied Friedrich Weber von Ochlenberg mit Ehefrau und acht Kindern, die er mit seinem Handwerk nicht mehr zu ernähren vermochte. Anstelle einer vielleicht jahrelangen Unterstützung am Ort vonseiten seiner Burgergemeinde wollte diese die Familie lieber nach Amerika «spedieren».[55] Ähnliche Schicksale beschrieb in dieser Zeit der Lützelflüher Pfarrer Albert Bitzius in seiner «Armennot».[56] Noch konnte sich die Bevölkerung der Buchsiberge im Notjahr 1847 aus eigener Produktion ernähren, wie die von der Regierung veranlassten Erhebungen von Lebensmittelvorräten aufzeigen.[57] Übervölkerung und fehlende oder schlecht bezahlte Erwerbsmöglichkeiten für die Unterschicht liessen in den Buchsibergen jedoch eine Armut entstehen, der man nur durch Abwanderung beizukommen glaubte. Die bernische Regierung jedoch verfolgte 1861 einen eigenen Weg: Sie wollte Heimatlose und Landsassen[58] – Arme am Rand der Gesellschaft – besser stellen und setzte dabei auf Integration, nicht Segregation, indem sie Arme durch Zwangseinbürgerungen in deren kurz- oder längerfristigen Wohnort auch gegen den Willen der Ortsbürger zu integrieren suchte. Von den im Oberaargau 1861 insgesamt 2'767 zwangs-

Fig. 1: Der Rückgang der Wohnbevölkerung in den Gemeinden Ochlenberg und Seeberg, 1850–2010



eingebürgerten Personen liessen sich viele nie oder erst später in ihrer neuen Heimatgemeinde nieder. Die den Gemeinden Ochlenberg (3 Personen), Seeberg (8) und Herzogenbuchsee (12) als Bürger «Zugeteilten» veränderten die Bevölkerungsstatistik jedenfalls nur kurzfristig (Fig. 1).[59]

Zuvor schon kam mit dem Anschluss an das Eisenbahnnetz 1857 der Abwanderungsprozess in Gang. Das neue Verkehrsmittel entstand zwar nicht, wie erhofft, parallel zur alten Landstrasse und damit von Herzogenbuchsee über das Pfarrdorf Seeberg, sondern von Olten über Langenthal–Herzogenbuchsee–Riedtwil–Wynigen und Burgdorf nach Bern.[60] In den Orten mit Bahnstation wie Riedtwil siedelte sich langsam Gewerbe an, und die Bevölkerung nahm zu. Dagegen verloren die bäuerlich-kleingewerblichen Seeberger Taldörfer ebenso wie die Weiler oben in den Buchsibergen sukzessive an Bewohnern. Ab den 1880er Jahren bis um 1980 schien die Wohnbevölkerung der Gemeinden Ochlenberg und Seeberg fast im Gleichschritt abzunehmen (Fig. 1).

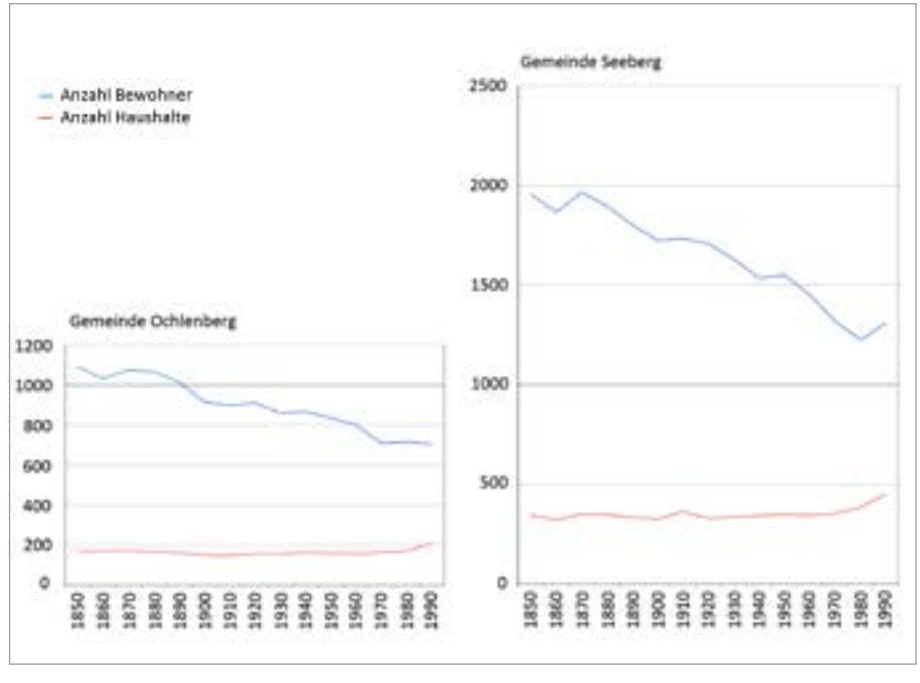


Fig. 2: Die Bevölkerungsbewegung in den Gemeinden Ochlenberg und Seeberg, 1850–1990

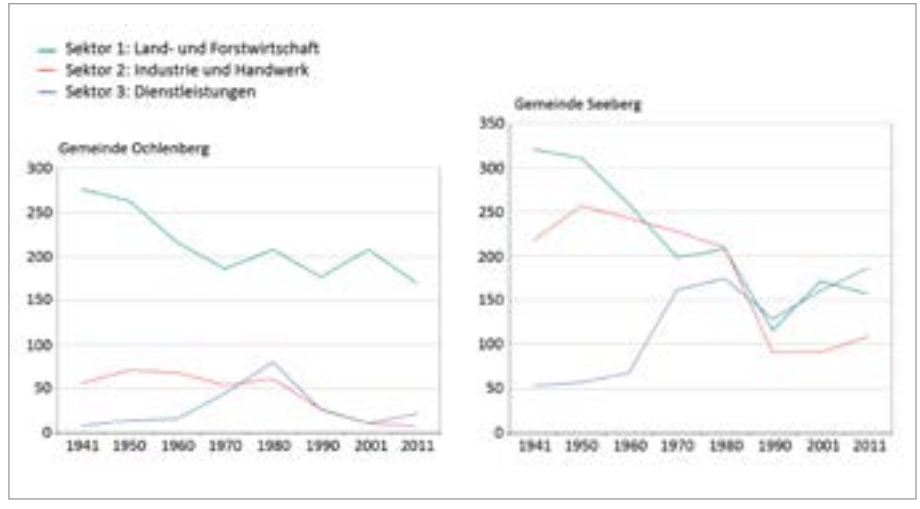
In den 140 Jahren zwischen 1850 und 1990 nahm die Wohnbevölkerung in der Gemeinde Ochlenberg um gute 35 Prozent, in der Gemeinde Seeberg um knapp 33 Prozent ab. Doch nicht nur Abwanderung trug zum Bevölkerungsrückgang bei, sondern zumal auf Bauernhöfen auch die kleiner werdenden Familien und der Rückgang an beschäftigtem Personal. Wie wir dies bereits am Ort Oschwand sahen, verminderte sich die durchschnittliche Haushaltsgrösse sukzessive (Fig. 2).

Bestand ein Haushalt in der Gemeinde Ochlenberg 1860 und bis um 1900 im Durchschnitt aus 6 Personen, so waren es 1960 noch deren 5 und um 2000 schliesslich noch 2,9 Personen. In der Gemeinde Seeberg lag die durchschnittliche Haushaltsgrösse stets etwas tiefer, so 1860 bei 5,8, um 1900 bei 5,3, 1960 bei 4,8 und um 2000 bei 2,8 Personen. Zu den grösseren Haushalten der Gemeinde Ochlenberg trugen um 1900 vor allem die überwiegend bäuerlichen Weiler bei, so etwa Spych mit 9,8 Personen, Rinderweid mit 8,5, Stauffen mit 8,3, Sulzmatt mit 8,0, Schnerzenbach mit 7,3 und Wäckerschwend mit 7,2 Personen pro Haushalt, während Weiler mit Gewerbe wie etwa Ochlenberg (Wirtshaus, Gemeindeverwaltung) sogar nur 4,3 Personen pro Haushalt aufwiesen.[61] Noch um 1900 umfasste ein Bauernhaushalt nicht nur die zumeist kinderreiche Bauernfamilie, sondern auch ledige Dienstboten, Knechte und Mägde, die mit der Familie im gleichen Haushalt lebten und mit ihr am gleichen Tisch assen. Angestellte wie Karrer und Melker auf den Höfen waren dagegen verheiratet und trugen zum Kinderreichtum eines Weilers bei.[62] Grössere Gewerbebetriebe wie Käsereien, Wagnereien und Schmieden wie jene in der Wäckerschwend beschäftigten in der Regel Angestellte mit eigener Familie. Während die Wohnbevölkerung der beiden Gemeinden Ochlenberg und Seeberg ähnlich graduell abnahm, lässt sich dagegen an ihrer Erwerbsstruktur ihre doch sehr unterschiedliche Entwicklung ablesen (Fig. 3).[63]

Der Strukturwandel in den Buchsibergen 1850–2015

Bis ins 19. Jahrhundert war die Landwirtschaft der mit Abstand wichtigste Wirtschaftssektor mit den meisten Erwerbstätigen. In beiden Gemeinden

Fig. 3: Gemeinden Ochlenberg und Seeberg: Erwerbstätige nach Wirtschaftssektoren, 1941–2011.



büsste der Primärsektor (Land- und Forstwirtschaft) ab den 1880er Jahren nun aber merklich an Beschäftigten ein.[64] Es war eine Folge des Modernisierungsprozesses, der eine Steigerung der Produktion bei weniger Personal möglich machte. Komponenten in diesem Prozess waren die Einführung der Fruchtwechselwirtschaft bei aufgehobener Brache, der Einsatz von Düngemitteln – nebst Jauche und Mist auch Guano, Knochenmehl, Kalk, Mergel, Gips und andere – sowie die Mechanisierung mit Mähmaschinen, wie sie die Maschinenfabrik Aebi in Burgdorf ab 1887 produzierte,[65] und ersten Traktoren in der Zwischenkriegszeit. Zur beschleunigten Mechanisierung der Betriebe auch in den Buchsibergen trugen wachsende Personalkosten bei, was sich nach dem Zweiten Weltkrieg augenfällig auf die Beschäftigung auszuwirken begann.

Während in der Gemeinde Ochlenberg zwischen 1941 und 1990 die Zahl der im Primärsektor Beschäftigten um knapp 36 Prozent abnahm, waren dies in der Gemeinde Seeberg sogar fast 64 Prozent. Über die grössere Zeitspanne von 1941–2011 gesehen, sank die Beschäftigtenzahl in Ochlenberg um 42, in Seeberg um 52 Prozent. Mit dieser starken Abnahme liegt unsere Region indessen im gesamtschweizerischen Trend. In den meist bäuerlich-kleingewerblichen Seeberger Taldörfern wie bei den Weilern in den Buchsibergen stabilisierte sich die Beschäftigung ab den 1980er/90er Jahren dank der zunehmend diversifizierten und marktorientierten Produktion, wie nachfolgend gezeigt wird.

Auch in Sektor 2 mit Industrie und Handwerk nahm die Beschäftigung in der Periode 1941–2011 ab. Zwar liessen sich in den am Verkehr liegenden Seeberger Dörfern Grasswil und Riedtwil in den 1950er/60er Jahren mehrere Unternehmen nieder. Doch auf die ganze Gemeinde Seeberg bezogen, lag der Rückgang an Beschäftigten gleichwohl bei 47 Prozent. Allerdings im Berggebiet mit der nur im Westen erfolgten Anbindung an den öffentlichen Verkehr durch den Mini-Postkurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil» sank die Beschäftigung noch drastischer – in der Gemeinde Ochlenberg sogar um beinahe 86 Prozent.

Im Primärsektor frei werdende Erwerbstätige liessen ab den 1950er Jahren den Dienstleistungssektor schweizweit anschwellen.[66] In der Gemeinde Seeberg überstieg dessen Bedeutung ab den Sechzigerjahren jene der beiden anderen Sektoren, was wiederum im allgemeinen Trend der Tertiarisierung der Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg liegt. Auch da unterschied sich die Berggemeinde Ochlenberg: Hier kam dem Dienstleistungssektor mit Ausnahme des kleinen Bedeutungsschubs in den 1970er/80er Jahren stets geringe Bedeutung zu. Die heutigen Dienstleistungsangebote – die genossenschaftliche Käserei Oschwand mit Laden, der Vieh- und Schweinehandel sowie Reitstall und Pferdepension – sind eng mit der Hofwirtschaft verknüpft.[67]

Die Agrarmodernisierung, welche zu Beginn vor allem die Abkehr von der diktierten Getreideproduktion beinhaltete, setzte in den Buchsibergen erst spät in den 1830er/40er Jahren ein. Denn nach wie vor hielten die Bezüger der Zehntsteuer – die Kirchgemeinden und ihre Pfarrer – am althergebrachten «Dreifelderbau» mit der Drei-Jahres-Fruchtfolge von Winter- (Dinkel) und Sommergetreide (Hafer oder Sommerroggen) sowie einjähriger Brache mit Beweidung fest. Ohne richtige Düngung war das Resultat, wie Walter Flückiger schrieb, «mageres Vieh, magere Aecker und wenig Ertrag»,[68] was angesichts der damals wachsenden Bevölkerung Besorgnis auslösen musste. Erst als unter der liberalen Regierung ab 1831 die jahrhundertealte kirchliche Zehntsteuer ablösbar wurde, liess sich in den Buchsibergen das Anbauprogramm ändern und diversifizieren und die Produktion mittels Fruchtwechsel und Düngemitteln sichtlich steigern. Damit war der erste Schritt in Richtung auf eine marktorientierte Produktion getan. Von der neuen Freiheit profitierte als erste die Vieh- und Milchwirtschaft mit der Gründung der genossenschaftlichen Käserei

in Oschwand 1847. Es folgte 1856 die Gründung der «Gemeinnützigen Berggesellschaft» auf der Wäckerschwend. Diese ging die Förderung der Wirtschaft in den Buchsibergen in einem breit angelegten Programm an, das sich in Vielem am Programm der 1759 gegründeten «Ökonomischen Gesellschaft Bern» orientierte, deren Reformen sich allerdings bei der damals starren Agrarverfassung im Dreifelderbau nur beschränkt hatten durchsetzen lassen.[69]

Das Programm der Berggesellschaft umfasste jährliche Versammlungen, an denen den Mitgliedern in Vorträgen und Kursen Wissenswertes zu Neuerungen in der Landwirtschaft und im bäuerlichen Gewerbe geboten wurde. Die Anlässe an wechselnden Versammlungsorten – neben Wäckerschwend auch Wynigen, Ursenbach, Ochlenberg, Riedtwil und Hermiswil – dienten aber auch der freundschaftlichen Begegnung unter Mitgliedern, wo sich gemachte Erfahrungen auch ohne Traktandierung austauschen liessen. An Ausstellungen wurden neue Landwirtschaftsprodukte und -geräte vorgestellt, diese prämiert und am Ausstellungsort auch gleich vermarktet. Desgleichen dienten Gewerbeausstellungen von einheimischen Handwerkern der Wissensvermittlung und dem Verkauf. An jährlichen Samenmärkten, die man von 1865 bis nach 1930 wegen der damals guten Verkehrslage in Riedtwil abhielt, wurden neue, ertragreichere Sorten an Getreide, Knollengewächsen, Hülsenfrüchten, Gemüsen, Gespinsten, Ölpflanzen und Blumen zum Kauf angeboten. Diskutiert wurden auch Fragen der Landwirtschaftspolitik (Gesetze und Abstimmungen), des landwirtschaftlichen Gebäudebaus und der Versicherung (Assekuranz) dieser Gebäude, des Umgangs mit dem landwirtschaftlichen Personal (Dienstbotenfragen). Ein stetes, dringliches Thema blieb die Verbesserung der teils schlechten Wegverbindungen von den Buchsibergen hinunter ins Tal, so jene nach Thörigen, ob von der Oschwand oder von der Linde aus, sowie die Verbindung Oschwand–Stauffenbach. Das Interesse an der Vielfalt der gebotenen Themen war gross und zog Landwirte und Gewerbetreibende bei steigender Mitgliederzahl weit über die Buchsiberge hinaus an.

Ihre grösste Herausforderung erlebte die Gemeinnützige Berggesellschaft vermutlich in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens (1856–1906), als sie bei der Modernisierung der Land- und Forstwirtschaft den grossen Umbruch bewältigen half. Neue Organisationen übernahmen in der Folge Teilgebiete des breiten Aktionsprogramms der Berggesellschaft, so etwa

Abb. 8: Das Zentrum Oschwand 1935: Das Schulhaus von 1869 mit der 1911 erneuerten Abort-Anlage (1), die «Wirtschaft Oschwand» von 1841/42 mit dem späteren Laubentrakt (2), das Bauernhaus mit dem Amiet-Atelier in der Tenne (3), dahinter das Amiet-Haus (4), links davon das Postgebäude (5), beide von 1908, links das Tauner-haus von 1911 des Schuhmachers Fritz von Ballmoos (6).
Foto: Otto Roth, Herzogenbuchsee; Fotoarchiv Ischi Oschwand

bei der Viehzucht oder mit dem Aufkommen der Bio-Betriebe. Die «Viehzuchtgenossenschaft Oschwand»[70] etwa war für ihre Zuchterfolge beim Simmentaler Fleckvieh bekannt. Sie holte sich im 20. Jahrhundert an den Viehschauen der BEA, der Publikumsausstellung für Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie in Bern, auch regelmässig Auszeichnungen.[71] Neueste Züchtungen – als «Swiss Fleckvieh» bezeichnet – brachten eine Fleckviehrasse auf den Markt, die sich im Weidebetrieb sowohl durch gute Milchleistung auszeichnet wie auch für die Fleischproduktion geeignet ist.[72] Bis heute fehlt es nicht an neuen Themen, die an Anlässen der Berggesellschaft diskutiert werden.[73] Heute unterscheidet sich das Produktionsprogramm der Höfe in der Oschwand fast von Betrieb zu Betrieb. Es umfasst – neben Milch- und Viehwirtschaft – Getreide- (Urdinkel) und Kartoffelbau, Saatkartoffel-Produktion, Obst-, Kräuter- und Beerenbau, Mais- und Rapsbau sowie die Produktion von Nordmanntannen (Weihnachtsbäume).[74]

Auswirkungen des Bevölkerungsrückgangs auf das Zentrum Oschwand

Die Oschwand machte im Zeitraum von 1850 bis 2015 den Strukturwandel in allen Sektoren mit: Das Zentrum Oschwand verfügte über eine dörflich-gewerbliche Infrastruktur. Diese bestand im 20. Jahrhundert aus dem Wirtshaus, der Käserei, der Salzbütte[75] und insgesamt drei «Spezereiläden». Es gab das Postbüro mit der Filiale der «Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen» und den Personenfahr- und Paketfuhrdienst mit dem Postautokurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil». An Handwerkern waren ein Sattler, ein Schuhmacher, eine Damenschneiderin, ein Herrenschneider, der auch als Coiffeur tätig war, ein Schreiner und sogar ein Elektriker am Ort. Der Sattler und der Herrenschneider arbeiteten mangels genügender lokaler Aufträge vor allem für die Armee. Als der Schuhmacher altershalber seinen Betrieb aufgab, wandelte ihn der Sohn in eine mechanische Werkstätte um. Die Wirtefamilie führte in einem Raum neben der Wirtsstube einen «Spezereiladen»: Angeboten wurden keine Frischprodukte, sondern Lebensmittel wie Reis, Teigwaren und Büchsengemüse, Schokolade, auch Raucherwaren, Strickwolle und Schulartikel. Die

Salzbütte verkaufte neben Salz auch Lebensmittel. Die Frau des Elektrikers betrieb ihren Laden mit Lebensmitteln und Elektrikerartikeln im hierzu eingerichteten alten Käsespeicher.
Als jedoch das Privatauto für eine breitere Bevölkerungsschicht erschwinglich und das grosse Ladenangebot im Tal – in Riedtwil, Thörigen und Herzogenbuchsee – leicht erreichbar wurde, schlossen Oschwands «Lädeli» in der Zeit zwischen 1950 und 1990 sukzessive. Heute werden im neu errichteten Käsereiladen ausschliesslich Milchprodukte angeboten. Als die SBB-Station Riedtwil-Seeberg 1998 schloss, war dies das Aus für den Postautokurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil». Die unterschiedlichen Handwerksbetriebe wurden von ihren Inhabern mangels einer Nachfolge bis ins hohe Alter geführt und dann stillgelegt, die letzten in den 1990er Jahren.[76]
Mit der sukzessiven Schliessung der Käsereien ausserhalb der Oschwand – Juchten 1967/68, Wäckerschwend 2000, Stauffenbach nach 2000[77] und Dornegg 2002 – ging bei den Landwirtschaftsbetrieben eine Neuorientierung einher: Einige wenige führten die Milch in die Käserei Oschwand, andere wechselten auf die «Hofabfuhr» – den Abholdienst von Talkäsereien mit Tankwagen – oder verzichteten gänzlich auf Viehhaltung. 2003 schloss das Postbüro Oschwand und wurde vom heutigen Zustelldienst der Post Herzogenbuchsee abgelöst. Besonders schmerzlich für das Zentrum Oschwand aber war die Einstellung des Schulbetriebs 2012.
Die dörfliche Entwicklung Oschwands begann mit der Schule und mit ihrer Funktions-Erweiterung im Filialkirchendienst. Es war die Lehrerschaft, die ideenreich den wesentlichen Beitrag zum «Gewerbeort Oschwand» leistete: im Nebenberuf der Krämerei erschlossen sie die abgelegene Bergregion und warben als erste für den Ort Oschwand über die Region hinaus. Auf ihr Konto gingen der Bau der «Wirtschaft Oschwand» und der «Post Oschwand», der Wirtebetrieb samt Laden, der Post-, Bankfilial- und Postautodienst. Auch in andern Tätigkeitsfeldern wie der Käsereigenossenschaft und der «Gemeinnützigen Berggesellschaft» hat die schreibgewandte und im Recht bewanderte Lehrerschaft dem Ort und der Region grosse Dienste geleistet.
Am Ende unserer Berichtsperiode 2015 erscheint daher Oschwands Zentrumsfunktion ohne Schule und Lehrerschaft geschwächt. An Landwirtschaftsbetrieben gibt es im Ort selbst bloss noch einen einzigen; die grösseren Höfe liegen ohnehin ausserhalb des «Dorfs» im Einzugsbereich

der früheren Schulgemeinde Oschwand. In der Bergregion sind damit ausserhalb des Primärsektors nur noch wenige Arbeitsplätze vorhanden. Neuzuzüger in Oschwand-Dorf pendeln heute im Privatauto hauptsächlich in die Region Herzogenbuchsee–Langenthal zur Arbeit: Der Ort Oschwand muss sich neu erfinden.

(Teil II dieses Beitrags erscheint im Jahrbuch 2017)

Abkürzungen

AHVB	Archiv des Historischen Vereins des Kt. Bern (Jahresschrift ab 1855)
BAB	Burgerarchiv Burgdorf, Fotoatelier Bechstein in Burgdorf (http://www.burgerarchiv-burgdorf.findbuch.net/)
BEZG	Berner Zeitschrift für Geschichte (http://www.bezg.ch/html/bezg-online/)
e-HLS	Historisches Lexikon der Schweiz, elektronisch (http://www.hls-dhs-dss.ch/)
Fontes	Fontes Rerum Bernensium. Bern's Geschichtsquellen, 9 Bände, 1883–1908
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz, 13 Bände, 2002–2014
JbO	Jahrbuch des Oberaargaus (http://www.digibern.ch/katalog/jahrbuch-des-oberaargaus)
SSRQ	Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (http://ssrq-sds-fds.ch/online/)
StABE	Staatsarchiv des Kantons Bern (Online-Inventar: http://www.be.ch/staatsarchiv)

Anmerkungen

[1] Die Erbengemeinschaft Thalmann ist die Enkelgeneration der von Cuno und Anna Amiet-Luder adoptierten Lydia Friedli (1896-1976), verheiratete Thalmann. [2] Anne-Marie Dubler, Das Recht im Oberaargau, in: *SSRQ Bern II/2.10,* 2001; Jahrbuch-Beiträge (JbO 1999 und 2001) überarbeitet im Sammelband: Dieselbe: Staatswerdung und Verwaltung nach dem Muster von Bern, in: *AHVB 90,* 2013. [3] Mit Dank an meine Gewährsleute, insbesondere an Herrn Walter Ischi, ehem. Posthalter in Oschwand und ehem. Kirchgemeindepräsident, sowie Herrn und Frau Peter und Therese Schöni-Marini, Wirtschaft Oschwand. [4] Kirchenbücher: StABE, K. Seeberg und K. Herzogenbuchsee (Taufen, Ehen, Todesfälle) bis 1875; Zivilstandsamt Oberaargau in Langenthal: Bürgerregister Seeberg und Herzogenbuchsee. [5] Die Mundartform von Herzogenbuchsee ist «Buchsi», daher die Bezeichnung «Buchsiberge» für die zugehörige Hügellandschaft. [6] Die *Kirchgemeinde Herzogenbuchsee* umfasst die 14 Einwohnergem. Herzogenbuchsee, Berken, Bettenhausen, Bollodingen, Graben, Heimenhausen, Hermiswil, Inkwil, Nieder- und Oberönz, Ochlenberg, Röthenbach, Thörigen und Wanzwil. Die *Kirchgemeinde Seeberg* umfasste bis 1991 die 5 polit. Ortsgem. Seeberg, Grasswil

(Nieder- und Obergrasswil), Riedtwil, Juchten (Juchten-Loch) und Oschwand; s. Simon Kuert: Der kirchliche Oberaargau vom Mittelalter bis zur Gegenwart, in: *JbO 44,* 2001, S. 132 f., Karte 4. Zur Gemeindezentralisation von 1991 s. unten S. 105. [7] Auskünfte der Gemeindeverwaltungen von Ochlenberg (22 Haushalte, 56 Einw.) und Seeberg (8 Haushalte, 18 Einw.), August 2015. [8] Christine Aeberhard, Walter Ischi, Valentin Binggeli: Der Mutzgraben – Ein kleines Molasse-Tal an der Grenze Oberaargau/Emmental, in: *JbO 44,* 2001, S. 140–174. [9] Johann Friedrich Ryhiner, Region-Buch des Freystaats und Republic Bern, 1782/83 (StABE, E IV 11, Bd. V (Oberaargau), S. 375–385 und S. 474. [10] Quellen für die Zählungen *1882/83:* [Karl Jakob Durheim]: Die Ortschaften des eidgenössischen Freistaates Bern, Bde. 1 und 2, S. 368 und S. 376; *1850*: E[rnst] Bürgi: Ochlenberg. Beitrag zur Geschichte einer Landgemeinde, 1981, S. 2; *1888*: Schweiz. Ortschaftenverzeichnis, hrg. vom eidg. statist. Bureau, 1895; *1900*: Ortschaftenverzeichnis 1906; Geographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 3, 1905; *1910*: Ortschaftenverzeichnis 1920; *1960*: Ortschaftenverzeichnis 1960. [11] Überbauungsordnung Oschwand 2001/02, genehmigt durch die Gemeindeversammlung von Ochlenberg und durch das Amt für Gem. und Raumordnung (Gemeindeschreiberei Ochlenberg, August 2015). [12] Hausadressen: Amiet-Haus: Dörfli 12, Amiet-Bauernhaus mit Atelier: Dörfli 13, Wirtschaft Oschwand: Dörfli 9, ehem. Postbüro: Dörfli 17. Im Ochlenberger Ortsteil «Dorf» gelten noch die Gebäudeversicherungs-Nummern: Schulhaus: Dorf 87, Käserei: Dorf 86a. [13] Quellen für die Grafiken: Bundesamt für Statistik, Volkszählungen ab 1850 elektronisch: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/150/03.html; Erwerbstätige nach Wohngemeinden und Wirtschaftssektoren, ab 2011 Statistik der Unternehmensstruktur STATENT. [14] Weiler Ober- und Unter-Oschwand, Gem. Oberburg bei Burgdorf. 1261–1263 *Oswandon locus* (neben Oberburg); 1364 *in dem dorf und dorfmarch von Osswand; 1369 Oswant;* 1379 *in dem dorff ze Nider Oschwand in der parrochy von Obrenburg, ze Nider Oswand;* 1382 *in der dorfmarch ze Oswanden* (Fontes, Bd. II, S. 537; Bd. VIII, S. 580; Bd. IX, S. 170; Bd. X, S. 3 f., 22, 306 und S. 306 etc.). [15] Fontes, Bd. II, S. 536. Zur mittelalterlichen Situation der Buchsiberge s. Karl H. Flatt: Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, in: *AHVB 53*, 1969, S. 104–109. [16] Zur mittelalterlichen Rodungstätigkeit in der Schweiz s. e-HLS, Art. Landesausbau. [17] Ryhiner: Region-Buch, S. 375–385; S. 474 *(Oschwand oder Hochschwand);* Thomas Franz Schneider u.a. (HG.): *Ortsnamenbuch des Kantons Bern* (alter Kantonsteil) 4, Bern 1911, S. 108. [18] Zu den Adels- und Ritterfamilien s. Flatt: Bernische Landeshoheit, Register. Stammsitz der Ritter vom Stein war der Steinhof sowie Burgäschi (heute Gem. Heinrichswil-Winistorf SO). Siehe auch Hans Henzi et al.: Herzogenbuchsee, in: *Berner Heimatbücher 136,* 1985. [19] Erstmals 1316 erwähnt als *ecclesia*, 1373 als *kilchen* (Flatt: Bernische Landeshoheit, S. 107). [20] Flatt: Bernische Landeshoheit, S. 107–109; Flatt: Zur älteren Geschichte von Seeberg, in: *JbO 36*, 1993, S. 59–70; Henzi, Herzogenbuchsee. [21] Dubler: Staatswerdung, S. 110–131 und S. 132–157. [22] Flatt: Bernische Landeshoheit, S. 107. [23] Robert Studer: Die Regeneration von 1830/31 im Kanton Bern, in: *JbO 1*, 1958, S. 135–148; siehe auch e-HLS, Art. Regeneration. [24] StABE, BB IV 1007 (sub 1861); BB XIIIb 930010 (Einwohnergem. Seeberg). [25] Gesuchsteller: 1. C. Amiet, 2. Ernst Gygax (Bauer), 3. Werner Schöni (Sohn der Wirtin), 4. Johann Glanzmann, 5. Josef Gygax, 6. Karl Gurtner, 7. Karl Aebi, 8. Johann Friedli, 9. Fritz Fankhauser, 10. Fritz Bögli (StABE, BB XIIIb 930010). Ausser den

Gesuchstellern 1, 3 und 4 waren alle Ochlenberger mit Wald- und Flurbesitz in der Gem. Seeberg (Hinweis von Herrn Walter Ischi). [26] StABE, BB XIIIb 930010. [27] Website der Gemeinde Seeberg (Stand August 2015). Walter Ischi: Eine neue Gemeindestruktur für Seeberg. Die Aufhebung der Ortsgemeinden 1991, in: *JbO 36*, 1993, S. 71–88. [28] Siehe Anne-Marie Dubler: Die Oschwand in den Buchsibergen (II), in: *JbO 60*, 2017 (Schule Oschwand). [29] Christian Vollrath von Sommerlatt: Adressenbuch der Republik Bern für Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe, sammt Beschreibung der Merkwürdigkeiten, öffentlichen Anstalten und sonstigen nützlichen Einrichtungen, Bern 1836 (Berufe S. 105); Nachtrag, Bern 1839 (Berufe S. 105); Digi-Bern, e-rara: http://www.e-rara.ch/doi/10.3931/e-rara-4616. [30] Siehe Dubler: Die Oschwand, in: *JbO 60,* 2017 (Schule Oschwand). [31] Störarbeit: Handwerksarbeit im Haus des Kunden (e-HLS, Art. Störarbeit). [32] Enquête von 1764, Pfarrberichte aus Herzogenbuchsee und Seeberg (StABE, B III 208). [33] Enquête von 1764, Seeberg; siehe e-HLS, Art. Zehnt. [34] Aus der Petition des Gemeinderats von Seeberg, 16.09.1861 (StABE, BB IV 1007). [35] Bei Sommerlatt als «*Clavier- und Tavernenmacher*». Juchten war Sitz einer Orgelbauer-Dynastie mit Johann Jakob Weber 1756–1832, Sohn Johannes Weber 1806–1874, Enkel Johannes Weber 1835–1908 s. Werkverzeichnisse in: Hans Gugger: Die bernischen Orgeln, in: *AHVB 61/62,* 1977/78. [36] Traugott Christen: 100 Jahre Käsereigenossenschaft Oschwand, 1847–1947 (Masch.-Schrift, S. 1–26). [37] Vertrag von 1847: Bauern aus Spych (4), im Boden, Schnerzenbach und Aspi. Vertrag von 1862: v.a. Bauern aus der Oschwand, Spych, Schnerzenbach, Juchten und Aspi (Vertrags-Abschriften bei Christen: 100 Jahre Käsereigenossenschaft). [38] StABE, BB VIb 117. Auskünfte von Walter Ischi und Andres Stalder, Wäckerschwend. Gründungsjahr der Käserei Juchten unbekannt wegen Brandfall im Bauernhaus Gerber. Hans Christen: 75 Jahre Käsereigenossenschaft Dornegg, 1983 (Masch.-Schrift). [39] Erbauer des Speichers von 1850 war erneut Niklaus Friedli; die Bewilligung erfolgte 1857 (StABE, BB VIb 8). Baudaten aus Christen: 100 Jahre Käsereigenossenschaft, S. 14 und 20 f. [40] Siehe Dubler: Die Oschwand, in: *JbO 60,* 2017 (Wirtschaft Oschwand). [41] StABE, BB IV 1007, Petition vom 16.09.1861. [42] Zu den Verwandtschaftverhältnissen und der Patenterteilung s. Dubler: Die Oschwand, in: *JbO 60*, 2017 (Wirtschaft Oschwand). [43] Dinkelmann und Flückiger erhielten für ihren Einsatz die Ehrenmitgliedschaft (Walter Flückiger: Beitrag zur Geschichte der Gemeinnützigen Berggesellschaft mit Sitz in Wäckerschwend, 1856–1906, [1919], S. 11–63; Ehrenmitglieder S. 30). [44] Christen: 100 Jahre Käsereigenossenschaft, S. 14 und 18. [45] Mit Dank an a.Posthalter Walter Ischi, Enkel von Lehrer Ulrich Flückiger und Nachfolger seiner Mutter Frieda Ischi-Flückiger im Posthalteramt von Oschwand für schriftliche und mündliche Hinweise. [46] Bürgi: Ochlenberg, S. 16. [47] Siehe Dubler: Die Oschwand, in: *JbO 60,* 2017 (Wirtschaft Oschwand). [48] Karl Schwaar: Herzogenbuchsee – vom Bauerndorf zum Industriezentrum 1850–1940, in: *JbO 30,* 1987, S. 131–172. [49] Enquête von 1764 (StABE, B III 208); Siegfried Joss: Der Pfarrbericht von 1764 über Seeberg, in: *JbO 2*, 1959, S. 32–36. [50] Der Begriff «Tauner» entstand aus «tagwaner»: Tagwerker, Arbeiter um Taglohn (e-HLS, Art. Tauner); zu Störhandwerker s. oben Anm. 31. [51] Siehe e-HLS, Art. Hintersassen. [52] StABE, A V 1334, S. 419–421. Das «Nähjerehüsli», Oschwand Dörfli 16, gemäss Denkmalpflege 1806 erbaut, s. Online-Bauinventar der kant. Denkmalpflege (http://www.digibern.ch/katalog/bauinventar-des-kantons-bern). [53] Bürgi: Ochlenberg, S. 25. [54] Flückiger: Gemein-

nützige Berggesellschaft, S. 11f. [55] StABE, BB XIIIb 93008, Gemeindewesen; s.a. e-HLS, Art. Fürsorge, Auswanderung, Steuern. [56] Jeremias Gotthelf: Die Armennoth, Traktat (Novelle, 1840/51); s.a. e-HLS, Art. Armut. [57] StABE, BB IV 3916 (Tabellen). [58] Im Land (Kt. Bern) eingekaufte, niederlassungsberechtigte Landbewohner ohne Bürgerrecht; dazu s. Anne-Marie Dubler: Die Landsassenkorporation – ein Armenpflegeverband als virtuelle Gemeinde. Wie der Staat Bern im Ancien Régime die Heimatlosigkeit überwinden wollte, in: *BEZG 4/2,* 2009, S. 28–53. [59] Hans Leist: Die Einbürgerung der Landsassen und Heimatlosen anno 1861, in: *JbO 3,* 1960, S. 29–35. [60] Anne-Marie Dubler, Eisenbahnen im Kt. Bern: Anschluss an die Schweiz und Europa – Erschliessung der bernischen Regionen, in: Berns moderne Zeit. Das 19. und 20. Jh. neu entdeckt, 2011, S. 390 f. (Karte Eisenbahnnetz). [61] Ortschaftenverzeichnis von 1906 (Basis: Volkszählung 1900). [62] Auskunft von Herrn Walter Ischi. [63] Zur gesamtbernischen Entwicklung: e-HLS, Art. Bern (Kanton), Kap. 5.2, Landwirtschaft, Industrie und Dienstleistungen. [64] Bundesamt für Statistik: Erwerbstätige nach Wohngemeinden und Wirtschaftssektoren (unter Volkszählungen (wie Anm. 13), ab 2011 unter: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/06/02/blank/data.html). [65] Siehe e-HLS, Art. Aebi. [66] Tertiarisierung: Verlagerung des volkswirtschaftlichen Schwerpunkts aus den Sektoren 1 und 2 in den tertiären Sektor (Handel, Verkehr, Banken, Versicherungen, sonstige Dienstleistungen, Staat, private Organisationen ohne Erwerbszweck). [67] Website der Gemeinde Ochlenberg: www.ochlenberg.ch (Arbeit). [68] Flückiger: Gemeinnützige Berggesellschaft, S. 35. [69] Siehe e-HLS, Art. Ökonomische Gesellschaften; Gerrendina Gerber-Visser: Die Ressourcen des Landes. Der ökonomisch-patriotische Blick in den Topographischen Beschreibungen der Oekonomischen Gesellschaft Bern (1759–1855), in: *AHVB 89,* 2012. [70] 1894 gegründet, 2008 Umwandlung in Oberaarg. Zuchtviehvereinigung, s. http://www.bfzv.ch/de/Regionale-Verbaende. [71] Hinweis von Herrn Walter Ischi. [72] Auskünfte von Herrn Rudolf Gygax, Landwirt, Präsident der Oberaarg. Zuchtviehvereinigung, Oberschnerzenbach. [73] Im Jahr 2016 z.B. ein Vortrag im Schulhaus Oschwand über homöopathisch-alternativmedizinische Heilverfahren (Website der Gemeinde Ochlenberg: http://ochlenberg.ch/freizeit/anlaesse/). [74] Auskünfte von Herrn Walter Ischi und Frau Therese Schöni-Marini; COOP-Zeitung 49 von 01.12.2015, S.76 f.; www.tannenbaum.ch/. [75] Amtlich bewilligte Salzverkaufsstelle; Standort Dorf 84, nach Brand Neubau von 1930. [76] Betriebsaufgabe: Salzbütte vor oder um 1960, Mechanische Werkstätte 1962, Sattlerei 1970er Jahre, Damenschneiderei 1975, Elektriker 1990, Herrenschneiderei 1994 (mit Dank an Frau Therese Schöni-Marini). [77] Die Käserei Willershäusern, Vorgängerin der 1876 gegründeten Käserei Stauffenbach, wurde 1876 aufgehoben (Angaben von a.Käsermeister Karl Geissbühler).

Die Kirche Roggwil, der festlichste Sakralbau im Oberaargau

Walter Gfeller

Vorgeschichte

Stichjahr 1663: Das Dorf Roggwil gehörte damals zur Kirchgemeinde Wynau, deren Gebiet auch Murgenthal und Balzenwil umfasste. Diese Dörfer waren bernisch und wurden bekanntlich erst 1803 zum Kanton Aargau geschlagen. Wynau, eine grosse Kirchgemeinde, grenzte an das katholische Wolfwil und das Kloster St. Urban. Unter Abt Edmund Schnider wurden Konvent und Kloster baulich erneuert. In diesem Jahr starb in Wynau Pfarrer Heinrich Frey, und eine Nachfolge war offenbar nicht einfach zu bewerkstelligen. Die bernische Regierung erwog die Verlegung der Pfarrei Wynau nach Roggwil und liess von Johann Jakob Kilchberger, Landvogt in Aarwangen, ein Gutachten über die finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse erstellen. Kilchberger hörte sich bei den Dorfbehörden wie Ammann, Vierer, Gerichtssässen um und hielt anschliessend fest, dass die beiden Dörfer nicht in der Lage seien, eines der beiden Vorhaben a) Kirche Wynau erweitern, b) Neubau Kirche Roggwil anzugehen. Kilchbergers Schluss: Kein Neubau in Roggwil. Sein Bericht traf am 2. Dezember 1663 in Bern bei der Vennerkammer ein. Sie war die Finanzkommission der Republik Bern mit weiteren Vollmachten.

Die Kammer handelte rasch. Sie setzte sich nämlich über Kilchbergers Gutachten hinweg und entschied, dass in Roggwil eine Kirche gebaut und somit Wynau in zwei Kirchgemeinden aufgeteilt werden sollte. Für diesen Entscheid gab es zwei Gründe: Erstens die Stärkung gegenüber den katholischen Grenznachbarn durch zwei Kirchgemeinden. Hier muss eine kleine Notiz eingeflochten werden: Roggwil gehörte «zwei Herren». Die Grundherrschaft übte das Kloster St. Urban nach wie vor aus; die Roggwiler lieferten den Zehnten dorthin aus. Mit einiger Wahrscheinlichkeit wurden die Zehnten in einer klostereigenen Scheune in Roggwil

Reformierte Kirche Roggwil
Foto Verfasser

gelagert; im Mittelalter jedenfalls musste eine solche «Grangie», ein massiver Steinbau, in der Nähe der heutigen Kirche gestanden haben. Die Landeshoheit, zu welcher u.a. das Gericht und die militärische Hoheit gehörten, übte Bern aus, vertreten durch den Landvogt in Aarwangen. Die zwangsläufig enge Beziehung der Roggwiler zu St. Urban könnte, so wurde nicht ohne Grund befürchtet, zu vermehrten «Ave Maria», Bekreuzigungen und anderen «katholischen Bräuchen» in Roggwil führen. Dem wollte man vorbeugen. Zweitens sollte ein Kirchenbau in Roggwil auch als Zeichen einer «Wiedergutmachung» nach dem Bauernkrieg 1653 betrachtet werden. Der rabiate Vorgänger Kilchbergers in Aarwangen, Landvogt Niklaus Willading, hatte viele – zuviele – Todesurteile verhängt und wurde 1657 im Gruenholz, Kaltenherberge, durch den Blitz getroffen. Das sah das Volk als «Strafe Gottes» an. – Im Übrigen waren die Roggwiler nicht so «arm», wie dies Kilchberger geschildert hatte.
Am 7. Dezember berief die Vennerkammer Venner von Graffenried, ihren Entscheid den Roggwilern mitzuteilen, zusammen mit Cornelius Henzi, Pfarrer in Madiswil und Dekan (Vorsitzender) des kirchlichen Amtsbezirks Langenthal, des «Kapitels», sowie Landvogt Kilchberger von Aarwangen. Anschliessend beschied die Vennerkammer die Aufteilung der Kirchgemeinde Wynau. Bereits am 15. Januar 1664 befahl sie, es seien die nötigen Massnahmen zur Planung und zum Bau der neuen Kirche in Roggwil an die Hand zu nehmen.

Baugeschichte

Zum Baumeister der Kirche wurde Münster-Werkmeister Abraham Dünz bestimmt. Bereits am 24. Januar erschien dieser in Roggwil zusammen mit Landvogt Kilchberger. Beide klärten Standorte und Grösse der Bauplätze für Kirche und Pfarrhaus ab. Schon am 8. Februar 1664 war der Bauplan gemacht. Vorerst wurde das Pfarrhaus erstellt, die Aufrichte des Steinbaus fand bereits am 24. Mai statt. Das Holz für das Dachwerk konnte offenbar durch den Sommer hindurch fertig austrocknen; das Holz für den Innenausbau, die sog. Verriegelungen, wurde erst im Herbst eingesetzt. – Mit dem Bau der Kirche wurde 1665 begonnen. Der vielbeschäftigte Werkmeister Dünz delegierte auch in Roggwil die Bauarbeiten: die

Bätterkinden, Kanzel, Steinmetzzeichen Dünz (oben). Steinmetzzeichen Dünz in der Quadratur (unten). Bilder Verfasser

Maurerarbeiten an den Roggwiler Baumeister Michael Meyer, das Holzwerk an Zimmermeister Ulrich Egger. Im Dachstuhl setzte Egger einen Dachreiter ein, der 1776 dem heutigen Glockenturm Platz machte. Selbst schuf Dünz, der zudem ein begabter Bildhauer war, die Inschrift- und Wappentafel an der östlichen Aussenseite der Kirche, das «Bärn-Rych», sowie im Innern den Taufstein und den Abendmahlstisch. Die drei Stücke wurden laut Rechnung des Landvogts an Schiffmann Jakob Schreck von Bern nach Wynau verschifft und von dort nach Roggwil mit Fuhrwerk transportiert. Die Kosten für die Kirche, welche Bern berappte (der Roggwiler Anteil ist nicht erhalten), sind in der Ämterrechnung der Landvogtei bis zum letzten Nagel aufgelistet. So erhielten Egger 572 Pfund 16 Schilling und Meyer 2322 Pfund 18 Schilling. 8 Pfennig. Dünz erhielt für seine Werkstücke 216 Pf. 13Schilling. 4 Pfennig. Weitere Details zur Baugeschichte werden in der Beschreibung des Innenraums vorgestellt.

Werkmeister Abraham I. Dünz

Als Sohn des Hans Jakob II. Dünz, Glasmaler und Chorweibel aus Brugg, wohnhaft in Bern, und der Margreth geb. Seebach, wurde Abraham am 4. April 1630 in Bern getauft. 1643 begann er eine Lehre als Steinmetz beim Münsterwerkmeister Anthoni Thierstein. Zum Lehrabschluss erhielt er sein eigenes Steinmetzzeichen, das er u.a. in Bätterkinden an der Kanzel eingemeisselt hat. Die spärlichen Akten lassen den Schluss zu, dass Dünz nach zwei Gesellen- und Wanderjahren auch eine Bildhauerlehre als «Diener zur Kunst» absolvierte. 1660 wurde er erstmals erwähnt als «Meister Abraham Dünz bildhauwer», und am 25. April desselben Jahres zum Münsterwerkmeister ernannt. Damit hatte er das höchste Amt eines bernischen Steinmetzen und Werkmeisters inne. Im Laufe seiner Tätigkeit baute er rund 40 Kirchen oder gestaltete sie um. Im Grundriss schuf er drei Typen:

A. Saalbau mit Chorpolygon (auch 5/8-Chorabschluss genannt): Roggwil, Bätterkinden, Langnau. Nachgotische Attribute sind die Masswerke.

B. Saalbau mit rechteckigem Chorabschluss: Gränichen, Lenzburg. Dünz hat möglicherweise die 1565 vollendete Rechteck-Kirche in Erlinsbach AG gekannt. Nach den Plänen seines Sohnes Hans Jakob III wurde 1728/29 in Herzogenbuchsee die grösste Saalkirche im Kanton Bern erbaut, sie folgt jedoch genau diesem Schema B.

C. Die ovale Kirche, deren Mittelachse quer verläuft und mit Emporen versehen ist: Chêne-Paquier VD; Längsachse in Othmarsingen AG; das Oval wurde zudem in ein gestrecktes Zwölfeck umgewandelt.

Vorbild für C. waren die Hugenottentempel in Frankreich. Der bedeutendste Bau dieser Art, zugleich die grösste protestantische Barockkirche in der Schweiz, ist die Heiliggeistkirche in Bern. Nachgotisches Attribut sind die Sandsteingewölbe der Emporen.

Abraham I. Dünz konzipierte bereits seinen ersten Sakralbau als Predigtsaal für die spezifisch reformierte Liturgie: die Kirche Gränichen AG, zwischen 1661 und 1663 errichtet. Vom Haupteingang im Westen führt die Längsachse zur Kanzel an der östlichen Chorwand, die somit die Stelle des katholischen Hochaltars einnimmt. Auf der Achse vor der Kanzel steht der Taufstein, der Chorraum ist um zwei Stufen erhöht, damit der Taufritus von der ganzen Gemeinde gesehen werden kann. Sämtliche Fenster besitzen Masswerke mit Fischblasen. Den nächsten bedeutenden Bau führte Dünz 1664 in Bätterkinden aus, kehrte im Grundriss allerdings wieder zum «gotischen» Chorabschluss mit 5 Seiten zurück. Nach Roggwil seien weitere Dünz-Kirchen aus der Umgebung genannt: Kirchberg Schiff 1667, Wynigen 1671, Lotzwil 1682, Oberbipp 1685.

Die Kirche Roggwil, Äusseres, «Bärn-Rych» und Turm

Dünz legte die Kirche in der Nord-Süd-Achse fest und konzipierte sie als weitgehend schmucklosen Putzbau; einziges künstlerisches Attribut ist das «Bärn-Rych»: Im Zentrum die Pyramide mit den gegenständigen Bernerwappen, überhöht vom doppelköpfigen Reichsadler mit Krone und getragen von den Wappen der Verantwortlichen des Kirchenbaus

Bärn-Rych von Abraham Dünz.
Foto Verfasser

in Roggwil; links Venner von Werdt, Säckelmeister (heute: Finanzminister), rechts Landvogt Kilchberger. Bern und Reich werden durch Löwen als Schildhalter gestützt. Das Ganze samt Spruchtafel wird von typisch barockem «Rollwerk» eingerahmt. In der Tafel steht ein Spruch, der durch eine unorthodoxe Buchstabengestaltung auffällt. Zwischen die Fraktur-

buchstaben sind scheinbar willkürlich Antiqua-Versalien gesetzt. Diese sind aber römische Ziffern.

Es ist die Verschlüsselung einer bestimmten Zahl, ein Chronogramm, das im 17. Jahrhundert gebräuchlich war. Dünz hat es meines Wissens nur in Roggwil angewendet; es ist also eine Rarität erster Güte. Wie entziffert man das Chronogramm? Drei Kolonnen sind gesetzt; in der ersten liest man die Zeilen der Inschrift, in der zweiten die ausgesonderten römischen Ziffern, und in der dritten sind diese in arabischen Ziffern fortlaufend zusammengezählt. Addiert man die arabischen Ziffern, erhält man die Jahrzahl 1665, das Baujahr der Kirche. – Zwei Regeln gilt es zu beachten: 1. Die Reihenfolge der Ziffern spielt keine Rolle. 2. Es dürfen keine zusammengesetzten Ziffern verwendet werden also keine 4 (IV), 6 (VI), 9 (IX) etc.

I	II	III
«Zur Zeit Als Eben Herr Von Wehrdt	Z**V**r Ze**I**t A**L**s Eben Hr. **V**on **VV**ehrt	71
Teutsch Seckelmeister War geehrt	Te**V**t**C**sh Se**C**ke**LM**. **VV**ar geehrt	1265
Auch Herr Kilchberger Hier Regiert	A**VC**h Hr. K**ILC**hberg. H**I**er Reg**I**ert	258
War gotts haus also neu geziert»	**VV**ar gotts ha**V**s a**L**so ne**V** gez**I**ert	71

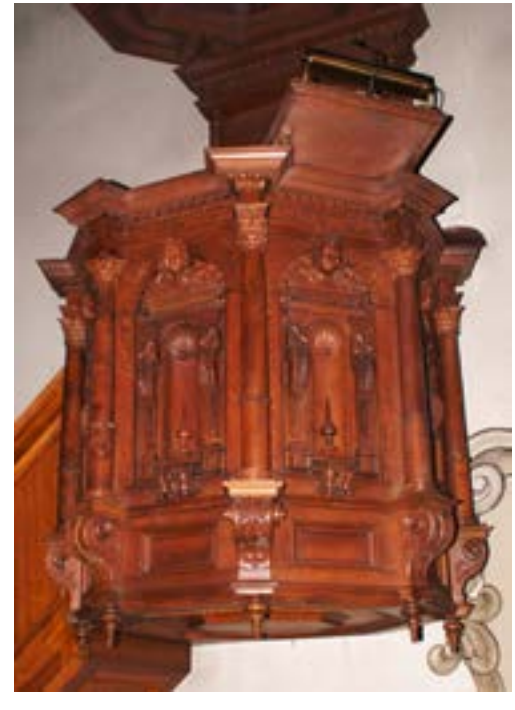
Der einfache Aussenbau wurde durch den 1776 angebauten Turm aufgewertet. Im Verhältnis zum mächtigen Dach der Kirche wirkt er eher zierlich und dürfte einige Meter höher sein. Dafür ist der oberste Teil gut erkennbar mit seinen spätbarocken, eigentlich «unbernischen» Attributen: den rundbogigen Schallfenstern, den geschweiften Uhrgiebeln mit bekrönenden Vasen, darüber dem Kuppelhelm mit über Eck gestelltem achteckigem Türmchen, dem «Tambour». Der Baumeister «Burtschner» erhielt 100 Kronen; 1 Krone zu 25 Batzen; der Taglohn eines Handwerkers betrug 6 Batzen. Die übrigen Kosten für den Turm beliefen sich auf 297 Kronen 13 Batzen. Bei «Burtschner» dürfte es sich um den in Pfaffnau ansässigen Joseph Robert Purtschert handeln, der später die Pläne für das «Choufhüsi» Langenthal lieferte und Zeit seines Lebens ein vielbeschäftigter Architekt und Kirchenbauer (u.a. Willisau, Zell, Pfaffnau) war.

Der barocke Helm des Glockenturms von 1776, Baumeister Joseph Robert Purtschert.
Foto Verfasser

Der Innenraum

Im Gegensatz zum Äusseren gestaltete Dünz das Innere zu einem festlich-heiteren Predigtsaal. Die künstlerische Verbindung zur Kirche Bätterkinden, in welcher er einen der schönsten Barockräume im bernischen Hoheitsgebiet schuf, ist klar ersichtlich. Im Grundriss folgte er den Vorgaben der bernischen Obrigkeit, wie eingangs für Gränichen geschildert wurde. Typisch für die Kirche als Barockbau ist eine symmetrische Anordnung von Türen und Bogenfenstern. Der Innenraum ist mit den festlichen Wandmalereien von Hans Conrad Heinrich Friedrich ausgestattet; er hatte zuvor in Bätterkinden gearbeitet und wurde zudem vom Landvogt von Wangen beauftragt, das Schloss sowie die Kirche Herzogenbuchsee (den Vorgängerbau der heutigen Kirche) auszuschmücken. Als er in Roggwil eintraf, hatte der gebürtige Sachse schon eine reiche künstlerische Erfahrung gemacht. Die Einfassungen der Fenster mit Voluten, Engelsfiguren und schattierten Gesimsen sowie die Girlanden mit Früchten und Engelsköpfen

Links: Mittleres Chorfenster mit der Kreuzigung, umrahmt von Friedrichs Engeln und Girlanden.
Rechts: Kanzel von Jakob Wullschlegel.
Fotos Verfasser



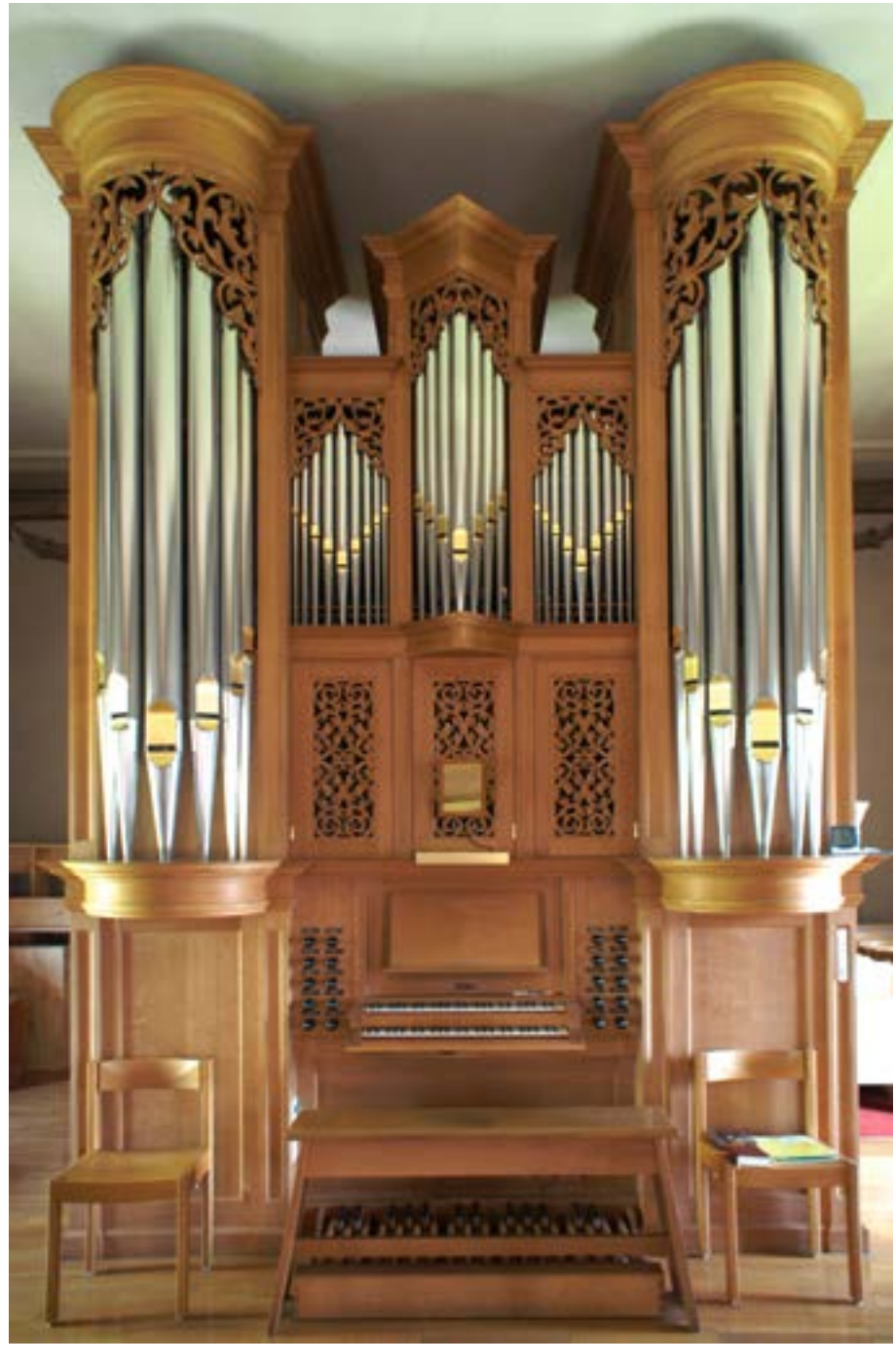
zeigen Friedrich auf der Höhe seines Könnens. Als wertvolle Einzelstücke im Innenraum steuerte Dünz den Abendmahlstisch und den Taufstein bei; von deren Transport war weiter oben die Rede. Dem Abendmahlstisch gab Dünz an Stelle der schweren Seitenwangen eine leicht wirkende Form mit einem verzierten Fuss-Kelch-Untersatz auf quadratischem Grundriss. Der Taufstein ist eine zurückhaltende Replik des Steins in Bätterkinden, weist aber bereits auf den opulenten Taufstein in Wangen von 1677 hin. Die Kanzel ist eine hervorragende Arbeit des Wynauer Schreinermeisters Jakob Wullschlegel. Dieser hatte seine Lehrzeit möglicherweise bei einem Meister der Zofinger Zunft zu Ackerleuten gemacht. Jedenfalls steht sie der prunkvollen Kanzel der Stadtkirche Zofingen (1630, Lienhard Jüppli) nur wenig nach. Einzigartig der Abschluss des Kanzelkorbs mit reich beschnitztem verkröpftem Gebälk, getragen von korinthischen Säulen. Man kann sie zusammen mit der Kanzel in Oberbipp (1659) als die schönste Barock-Kanzel im Oberaargau bezeichnen. Am Kanzelhut der Spruch: «Selig sind die das Wort Gottes hören und bewahren».

Links: Taufstein von Abraham Dünz. Rechts: Zofingen Stadtkirche, Kanzel
Fotos Verfasser

In diesen festlich-heiteren Barocksaal wurden 1924 farbige Chorfenster, entworfen von A. Schweri und ausgeführt durch die Werkstatt Halter in Bern, eingesetzt: Im Fenster links die Vertreibung aus dem Paradies, in der Mitte Jesus am Kreuz und rechts das Gleichnis vom königlichen Gastmahl. Gestiftet wurden die Fenster (von links nach rechts) von der Einwohnergemeinde, der Kirchgemeinde und der Burgergemeinde. Inhaltlich wenden wir uns dem Fenster rechts zu. Dem Glasgemälde liegt das Gleichnis im Evangelium Lukas 14, 7 – 11 zu Grunde (gekürzt): «Siehe zu, dass wenn du eingeladen wirst, unten am Tisch Platz nimmst. Erst wenn der Gastgeber dich heisst nach vorne zu kommen, folge ihm. *Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.*» – Zweifelsohne sind es Kunstwerke, aber sie beeinträchtigen die ursprüngliche Idee von «Licht» doch erheblich. Im Herbst 2014 sind die Glasfenster gereinigt worden. In den seitlichen Fenstern präsentieren sich in einem bodenständigen «Heimatstil» die Wappen von Bern und des Amtes Aarwangen (Ost), gestiftet von einer Familie Grütter, sodann der Gemeinden Roggwil und Wynau (West), gestiftet von einem Ehepaar Glur.

Die Orgel ist das dritte Instrument in der Kirche, 1985 eingebaut von der Firma Metzler, mit einem Prospekt in barocker Manier, in fünf Felder eingeteilt. Sie bestehen aus zwei seitlichen Rundtürmen, einem mittleren Spitzturm sowie zwei Zwischenfeldern. Kostbar fürs Auge sind die reichen Schnitzereien in den Zwischenfeldern und auf den Schleierbrettern, welche die Pfeifen decken. Zugleich wurde auch die Emporenbrüstung mit gedrechselten Säulen, sog. Staketen, bestückt.

Der barocke Glockenturm erhielt 1873 das heutige Geläut. Nach Vorschlag von Pfr. Joneli wurden folgende Sprüche auf den Glocken verewigt:
Grosse Glocke:
Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich
Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei,
aber die Liebe ist die grösste unter ihnen.
Mittlere Glocke:
O Herr und Gott, du sicherer Hort,
mein Glaube hält sich an dein Wort.
Wachet und stehet im Glauben, seid männlich und seid stark.



Orgel 1985 von Firma Metzler.
Foto Verfasser

Kleine Glocke:
Wenn mein Stündlein vorhanden ist, nimm mich zu dir, Herr Jesus Christ. Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn.

Würdigung

Die Kirche Roggwil trägt den Stempel ihres Baumeisters Abraham Dünz wie keine andere Kirche in der weiteren Umgebung. Als eine glückliche Fügung erwies sich die energische Förderung des Baus durch die Vennerkammer in Bern. Streng im Äussern, entfaltet die Kirche ihre ganze Pracht im Innern. Sie ist der einzige Sakralraum im Oberaargau, der die wertvollen Teile seiner originalen Innenausstattung bis in unsere Zeit beibehalten hat. Dazu zählen der Abendmahlstisch und der Taufstein von Dünz, die Kanzel von Wullschlegel – zusammen mit der Kanzel von Oberbipp das wertvollste Exponat im Oberaargau – sowie die üppige Grisaille-Dekoration des Malers Friedrich. Als stilsichere Ergänzung im barocken Raum sind die Empore und der Orgelprospekt von 1985 zu betrachten. Weitere Dünz-Bauten und Objekte mögen die Würdigung unterstreichen: Die Kirche Bätterkinden, die reifste und festlichste Barock-Kirche im Bernbiet, unmit-

Von links: Abendmahlstisch in Roggwil, Taufstein in Wangen a.A., Kanzel in Oberbipp.
Fotos Verfasser

telbar vor Roggwil entstanden, mit kostbaren Dünz-Objekten; Abendmahlstisch und Taufstein in Wangen, letzterer Dünz' Meisterwerk; die Kirchen Othmarsingen AG und Langnau i.E., beide mit reich gestalteten, fast identischen Steinkanzeln von Dünz, Langnau zudem mit hervorragendem Taufstein. Die Kirche Roggwil darf sich wahrlich sehen lassen!

Anmerkungen

Angaben zur Vorgeschichte und Baugeschichte in: Simon Kuert, *Chronik von Roggwil,* 11. Kapitel: *Roggwil wird eine eigene Kirchgemeinde*, S. 335-349, Roggwil/Langenthal, 2006.
Angaben zu Abraham I Dünz in: Klaus Speich, *Die Künstlerfamilie Dünz aus Brugg*, S. 179, 188, 213-229, Brugg, 1984; ferner in: Walter Gfeller, *Die reformierte Kirche Bätterkinden*, S. 9, 10, 14 (Maler J.C.H. Friedrich) und S. 15 (Abraham Dünz), Bern, Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2014.
Chronogramm: Professionelle Information von Jaroslav Cap, Langenthal. Pfarrer Joneli in: Simon Kuert, *Kirchen im Oberaargau*, S. 107, Herzogenbuchsee, 2001.
Landvogt Willading, vom Blitz erschlagen, in: Peter Rentsch, *Burgen und Sagen im Oberaargau*, S. 53-55, Langnau, 1978; ausserdem mündliche Überlieferung durch Ernst Brügger †, Schörlishäusern Graben, dessen Grossmutter ihm erzählt hat: An der Grenze zum Riedbach, der die beiden Ämter Wangen und Aarwangen trennt, soll Willading jeweils bei Sturmwetter dem Bach nach zum Riedsee (heute Areal Girsberger Weissenried Bützberg) mit seinem Ross hinauf galoppiert sein.
In Bern rechnete man um 1665 in 2 Währungen ab. Ausbezahlt wurde in der Münzwährung: 1 Krone = 25 Batzen = 100 Kreuzer. Abgerechnet wurde in der Papierwährung: 1 Pfund = 20 Schilling = 240 Pfennig. Das Pfund galt 7,5 Batzen. An Werkmeister Dünz (216 Pf. 13 Sch. 4 Pfennig) wurden tatsächlich 65 Kronen ausbezahlt; es folgt die Umrechnung zu Pfund: 65 Kr. x 25 = 1625 Batzen, dividiert durch 7,5 = 216, 666 Pfund, Rest also 2 Drittel. Man teilt nun 20 Schilling durch 3 = 6 Schilling und verdoppelt, macht 12 Schilling, Rest 2 Schilling, welche 24 Pfennig ausmachen. 24 Pfg. durch 3 = 8 x 2 = 16 Pfg. Der «Rest» ergibt 1 Sch. 4 Pf., die man den 12 Schilling anrechnet.

Das erste Protokoll-Buch der Käsereigenossenschaft Mannshaus Wyssachen

Katja Meister

Im 19. Jahrhundert mästeten die Bauern in Wyssachen, das damals noch Wyssachengraben hiess, mit der gewonnenen Milch ihre Kälber, welche sie dann in Langenthal verkauften. Den Weg dorthin mussten sie mit Pferd und Wagen zurücklegen, da die Bahn zwischen Huttwil und Langenthal erst im Jahre 1889 eröffnet wurde. Doch in dieser Zeit breitete sich ein neuer Betriebszweig von den Alpen des Emmentals in die Täler aus, so auch in den Wyssachengraben. Einem alten Aufsatzheft kann entnommen werden, dass bereits im Jahr 1848 im Mösli Milch verkäst wurde. 1851 wurde in Heimigen eine Käsereigenossenschaft gegründet, 1855 die Käsereigesellschaft Ober Wyssachengraben mit Käserei in Gehrisberg. Auch in Horn, Gemeinde Sumiswald, war 1851 eine Käserei gebaut worden.[1] Eduard Kernen, Regierungsstatthalter auf Schloss Trachselwald, stellt in seinen Geschäftsberichten denn auch zwischen 1851 und 1856 mehr als eine Verdoppelung des in Wyssachengraben hergestellten Käses her: von 340 auf 755 Zentner[2].

Käseproduktion im Amt Trachselwald

Jahre	1851	1852	1853	1854	1855	1856	1857	1858
Affoltern	250	250	200	270	255	292	302	400
Eriswil	180	185	182	230	200	249	300	300
Huttwil	448	450	500	550	600	600	600	700
Dürrenroth	550	555	614	880	800	800	800	800
Rüegsau	480	485	1'700	1'040	1'000	998	1'148	1'100
Lützelflüh	1'346	1'350	1'050	837	1'267	1'942	2'282	2'221
Trachselwald	457	460	300	460	527	491	513	700
Walterswil	80	80	80	90	150	100	100	440
Sumiswald	1'671	1'680	1'718	1'989	1'666	1'789	2'030	2'016
Wyssachen	340	350	400	480	680	755	653	629
Total	5'802	5'845	6'744	6'826	7'145	8'016	8'728	9'306

Alle Mengenangaben in Zentnern

Zweimal die Käserei Mannshaus: Rechts, 1935 mit der Familie Aeschimann (Foto: Ernst Hiltbrunner). Links, die Käserei heute (Foto: Familienarchiv Meister).

Kälbermast war nicht sehr lukrativ. Einige der Bauern aus Mannshaus lieferten ihre Milch deshalb bereits in die Käserei Gehrisberg oder in die anderen Käsereien in der weiteren Umgebung. Das bedingte Wege von bis zu 10 Kilometer. Alfred Meister schrieb 1981, zum 100-jährigen Bestehen, auf der Basis mündlicher Überlieferung ein Theaterstück über die Gründung der Käsereigenossenschaft Mannshaus. Laut ihm wollten nicht mehr Bauern aus Mannshaus der Käsereigenossenschaft Gehrisberg beitreten, weil die Bauern dort zu wenig Ordnung hielten.[3] Sie entschlossen sich deshalb, eine eigene Käserei zu bauen und während den Sommermonaten Käse herzustellen. Sie erhofften sich daraus mehr Verdienst als durch das ganzjährige Kälbermästen. Einigen Interessenten schien diese Idee unausführbar, doch nicht alle liessen sich von Bedenken einschüchtern, und so fanden sich am 7. Oktober 1881 18 Bauern bei Andreas Meister im Wiesli zur Gründung der Käsereigesellschaft Mannshaus ein.

Das Wieseli auf einer Luftaufnahme. Aerofoto, Winterthur

Bodenverbesserungen verursachten und begleiteten die Agrarmodernisierung. Bei dieser unterscheidet man drei Phasen: Die erste begann bereits Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Verbesserung der Stoffkreisläufe. Vor dieser Verbesserung herrschte im Kanton Bern eine Düngerknappheit, welche zu geringen Erträgen beim Futter führte und somit die Zahl der Vieheinheiten beschränkte, die die Bauern halten konnten. Der kleine Viehbestand führte wiederum zu geringen Mengen an Mist, und da zu dieser Zeit Mist das einzige Düngemittel war, auch wiederum zu einer kleinen Düngerproduktion. Weil der Bauer nur wenig Mist zur Verfügung hatte, fielen seine Erträge klein aus, und er musste viel Ackerbau betreiben, was zur Folge hatte, dass nur noch wenig Grünfläche übrig blieb, und auf Grund dieser kleinen Grünfläche konnte er nur wenige Tiere halten. Dieser Teufelskreis nahm scheinbar kein Ende.

Die Verbesserung des Bodens entstand durch das Zusammenwirken verschiedener Innovationen. Eine davon war die Stallhaltung des Viehs im Sommer. Dadurch konnten die Gülle und der Mist gesammelt und ausgetragen werden. Die Düngung war somit konzentrierter und konnte spezifisch eingesetzt werden. Dies führte zu grösseren Erträgen. Auch der Anbau von Klee war eine solche Innovation. Durch dessen Anbau wurde der Boden stickstoffhaltiger, und es konnten Pflanzen wie zum Beispiel die Kartoffel angepflanzt werden, die eine solche Umgebung benötigen. Die Kartoffel besitzt einen hohen Nährwert, welcher der Bevölkerung zu Gute kam. Die wachsende Pflanzenproduktion führte zu einer besseren Fütterung des Viehs und steigerte die agrarische Produktion.

Die zweite Phase schloss sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Sie war charakterisiert durch eine Intensivierung des Austauschs zwischen dem Agrarsektor und der auf der ersten Agrarrevolution basierenden, dank dem Zugriff auf kurzfristig schier endlos vorhandene fossile Energieträger nun kontinuierlich wachsenden Industriegesellschaft. Landwirtschaftliche Genossenschaften waren die entscheidenden Organe für die Organisation des Austauschs. Sie führten den Transport der Nahrungsmittel aus und setzten Maschinen, Geräte und Kunstdünger in Umlauf. Dies steigerte und rationalisierte die Nahrungsmittelproduktion.

Die dritte und letzte Phase folgte in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Die zunehmende Motorisierung und Chemisierung der Produktionsprozesse führte zum Anstieg der Arbeits- und Flächenproduktivität. Die Nahrungsmittel wurden nun immer günstiger. Dies hatte zur Folge, dass heute in der Schweiz im Durchschnitt noch 7% des Verdienstes für Lebensmittel ausgegeben werden. Dieser Prozentsatz lag zu Beginn der dritten Phase bei einem Durchschnitt von 30%.

Hintergrund 2: Das Käsefieber[5]

Doch zurück zu den Anfängen: Im Emmental und angrenzenden Gebieten führte die Agrarmodernisierung in den Jahrzehnten zwischen 1830–1870 zum sogenannten Käsefieber. Durch die vermehrte Viehhaltung und die ganzjährige Stallfütterung wurde immer mehr Milch produziert. Auch die zunehmende Leistung jedes einzelnen Tieres führte zum Anstieg der Milchmenge. Die Milchüberschüsse wurden zu Butter verarbeitet, den Schweinen verfüttert oder sogar ins Mistloch geschüttet. Nun ging es darum, eine neue Verwertung zu finden. Im Zürich- und Zugerbiet waren bereits im 18. Jahrhundert die ersten Käsereigenossenschaften entstanden, da wegen der verbreiteten Heimarbeit die Nachfrage nach Milchprodukten gestiegen war. Für Bern war die Initiative von Rudolf Emanuel Effinger entscheidend, der 1815 und 1822 in Kiesen und Wangen an der Aare die ersten Talkäsereien gründete (mehr über R. E. Effinger auf Seite 9). Die meisten Käsereien entstanden danach im Emmental. Allerdings blieb das Käsen dem Getreideanbau bis in die 1830er Jahre unterlegen. Der grösste Teil der für den Export hergestellten Käse wurde immer noch auf den Alpen hergestellt.
Der Durchbruch der Milchwirtschaft setzte erst ein, nachdem die Liberalen 1831 die Regierungsverantwortung im Kanton übernommen hatten. Sie erliessen 1834 das Loskaufgesetz, das den Bauern erlaubte, sich von der Zehntpflicht zu befreien. Der Zehnte war eine alte Steuer. Das Loskaufgesetz erlaubte dem Bauer den Kulturwechsel von Acker- zu Wiesland. Viele Bauern stellten ihren Bauernhof nun auf Futterbau und Milchwirtschaft um. Steigende Käsepreise und zunehmende Exporte standen niedrigen Getreidepreisen gegenüber und förderten diese Innovation.

Die Milchwirtschaft verbreitete sich rasant wie ein ansteckendes Fieber, und so kam es, dass im Jahr 1885 im Kanton Bern 585 Käsereien gezählt wurden.
Exportiert wurde vor allem Emmentaler aus dem Emmental. Dieser wurde zum Inbegriff des Schweizer Käses. Dem Greyerzer, welcher als Vorfahre des Emmentalers gilt, gelang es nicht, diesen als Exportschlager abzulösen. Mit den schliesslich auch im Kanton Bern gebauten Eisenbahnen entstand zudem die Möglichkeit, aus dem Ausland günstiges Getreide zu importieren, was die Schweizer Kornpreise sinken liess. Umgekehrt erleichterte die Eisenbahn den Käsetransport enorm. Nur von den Käsereien zu den Käsehändlern wurde der Käse noch mit Leiterwagen über die damals schlecht ausgebauten Strassen transportiert.
Die Gründung von Käsereigenossenschaften verlangte allerdings von den Bauern mehr Disziplin. Sie mussten sich neuerdings an fixe Zeiten der Milchlieferung halten und sollten alle ihre Milch in die Käserei liefern. Das Zweitgenannte wurde oft nicht eingehalten. Zum Beispiel wurde zuhause eigenständig Butter hergestellt und weiter verkauft. Auch die nötige Qualität wurde nicht überall erreicht. Die steigenden Milchpreise animierten die Landwirte dazu, ihre Milch zu panschen, das heisst, ihr Wasser zuzufügen, und ferner wurde immerfort verschmutzte Milch geliefert.
Nicht alle Bauern waren dieser steigenden Belastung gewachsen. Erleichterung suchten sie im Alkohol. Der Konsum von Schnaps unter den Bauern nahm zu. Noch stärker als die Dorfkäsereien erlebten allerdings die Küher die Folgen dieser Veränderung. Sie hatten den Käse vorher im Sommer auf den Alpen hergestellt. Da ihr Käse nicht konkurrenzfähig war, und das Interesse an Alpkäse schwand, mussten sie Bauern oder Lohnkäser werden. Viele zogen es jedoch vor auszuwandern, wobei es viele nach Russland zog.

Das Protokollbuch

Das erste Protokollbuch der Käsereigenossenschaft Mannshaus enthält alle Protokolle der Genossenschaft zwischen dem 7. Oktober 1881 und dem 7. Februar 1941, also von ziemlich genau 60 Jahren Genossenschaftsgeschichte. Es misst 36,5 auf 22,5 cm. Die gebundenen Seiten

werden durch einen braunmarmorierten abgegriffenen Buchdeckel und einen Buchrücken zusammengehalten, dessen dünnes Leder sein Alter ebenfalls verrät. Der Buchdeckel ist in der oberen Hälfte mit einer achteckigen, von sieben immer dünner werdenden schwarzen Linien umrandeten Etikette versehen und enthält die Aufschrift «Protokoll der Käserei Gesellschaft Mannshaus, ober Wyssachengraben 1882.»

Das «heilige Buch», sicher verwahrt im Familienbesitz der Autorin.
Fotos: Daniel Gaberell

Das Öffnen des Buchdeckels und die erste ehemals cremefarbene, nun etwas vergilbte leere Seite, lassen das wahre Alter dieses Buches spürbar werden. Ausserdem wird es durch einen besonderen Geruch begleitet. Er entstand während der langen Lagerung im Speicher, in welchem früher Getreide, aber auch wichtige Sachen, die bei einem Brandfall des Bauernhauses nicht zerstört werden sollten, aufbewahrt wurden.
Die rund 300 dünnen Papierseiten sind auf Grund ihres Alters teilweise nur noch lose miteinander verbunden und tendieren dazu, sich selbstän-

dig zu machen. Bis Seite 151 sind die mit Bleistift eigenhändig linierten Papierseiten mit Bleistift nummeriert.
Die ersten Protokolle, welche nach den zeitlich später eingetragenen Aktienbesitzern beginnen, sind mit dunkelvioletter Tinte niedergeschrieben. Ab dem Jahr 1884 wird fast ausschliesslich nur noch bräunlich bis schwarze Tinte verwendet. Diese 300 Seiten Protokoll weisen vier Handschriften auf, welche sich durch Leserlichkeit, Grösse, Schwung und Ausrichtung unterscheiden. Sie sind ausschliesslich in der Kurrentschrift geschrieben.
Die Protokolle sind alle sehr ähnlich aufgebaut. Sie enthalten meist einen Titel mit Datum und Ort, die Zahl der Anwesenden, den Namen des Hüttenmeisters (Präsidenten) und des Schreibers (Sekretär) und die durchnummerierten Verhandlungen. Das Protokoll wird jeweils mit der Unterschrift des Hüttenmeisters und gegebenenfalls mit der Unterschrift des Schreibers versehen. Die Handschrift verleiht diesen Protokollen, neben der Erfassung einer Verhandlung eine spezielle, individuelle Note, die seither durch den Fortschritt der Technik verloren gegangen ist.

Organisation der Käsereigenossenschaft

Zweck
Die Käsereigesellschaft Mannshaus wurde 1881 als Gesellschaft gegründet, aber bereits 1891, bei der Änderung der Statuten auf Grund des schweizerischen Obligationenrechts, in eine Genossenschaft überführt.[6]
Eine einfache Gesellschaft bildet eine vertragsmässige Verbindung. Diese Verbindung wird für einen gemeinsamen Zweck errichtet, ermöglicht aber nicht den Eintrag ins Handelsregister. In dieser Interessengemeinschaft haften die Gesellschafter gemeinsam und unbeschränkt.
Anders als bei einer Gesellschaft, welche durch zwei oder mehr Personen ohne jegliche Form gegründet werden kann, müssen sich für die Gründung einer Genossenschaft mindestens sieben natürliche oder juristische Personen zur Verfügung stellen. Wenn ein Gründungskapital vorhanden ist, verpflichtet sich jeder Genossenschafter, einen Anteil davon zu übernehmen, und haftet damit für das Genossenschaftsvermögen. Damit überhaupt eine Genossenschaft gegründet werden kann, müssen drei

Die 25 Bauern bei der Gründung der Käsereigenossenschaft. Karte: Google earth

Genossenschafter		Anz Kühe
Friedrich Meister	Mannshaus	11
Gebrüder May	Steffelershaus	10
Andreas Meister	Wiesli	8
Johann May	Steffeliweid	8
Andreas Spahr	Boppigen	7
Christian Grossenbacher	Melcherweid	7
Samuel Hess	Roggengradt	7
Jakob Leibundgut	Mühle und Falg	5
Samuel Nyffenegger	Mättenberg	5
Gebrüder Leuenberger	Sager und Micheli	5
Samuel Staub	Mannshaus	5
Johann Schär	Melchershaus	5
Ulrich Heiniger	Wiesli	4
Friedrich Grädel	Neuhaus	4
Ulrich Niederhauser	Hähni	4
Johann Ulrich Schär	Sonnseite	3
Jakob Schöni	Alpershaus	3
Ulrich Steffen	Balz	3
Jakob Hess	Roggengradt	3
Andreas Niederhauser	Müllerlihaus	3
Friedrich Gfeller, Wirt	Oberwald	2
Jakob Scheidegger	Dütschi	2
Andreas Stucker	Aennigen	2
Christian Morgenthaler	Sepplihüsli	2
Jakob Leuenberger	Schürli	1

vorgeschriebene Organe eingesetzt werden. Nebst der Generalversammlung und einer Verwaltung von mindestens drei Personen muss eine Kontrollstelle vorhanden sein. Die Eintragung ins Handelsregister ist unerlässlich. Der Genossenschaftsname darf frei gewählt werden, muss jedoch das Wort Genossenschaft beinhalten.
Im Paragraph 1 der Statuten von 1891 wird der Zweck der Käsereigenossenschaft Mannshaus definiert: «Die Genossenschaft bezweckt die bestmögliche Verwertung der verfügbaren Milch zur Gewinnung von Molkereiprodukten (Käse, Butter), sei es durch den Selbstbetrieb einer Käserei oder durch den Verkauf an einen Übernehmer. Ein anderweitiger Gewinn wird nicht bezweckt.»[7]
Die Protokolle bilden Beweismaterial dafür, dass die Käsereigenossenschaft Mannshaus ihren Zweck bestmöglich zu erfüllen versucht. Jeden Sommer bringen die Aktionäre ihre Milch in die Käserei. Während des Sommers ist es den Bauern verboten, Mastkälber zu halten, damit sie alle Milch in die Käserei liefern. Aus der gelieferten Milch stellt der Lohnkäser oder der Milchkäufer Käse und Butter her. Für die fertigen Käse wird, falls ein Lohnkäser angestellt ist, ein Käufer gesucht, und die Butter wird durch Mitglieder oder ebenfalls durch einen Käufer verkauft. Die Einnahmen fliessen alle in die Kasse der Genossenschaft, und am Ende der Käsesaison wird nach dem Abzug der Ausgaben jedem Mitglied ein Betrag ausbezahlt, der im Verhältnis zu seiner gelieferten Milch steht.

Nichtmitglieder, Gastbauern und Mitglieder
Die Hauptversammlung hat das Recht, Nichtmitgliedern die Milchlieferung in die Käserei zu gestatten. Als Gastbauern gelten die Bauern, welche regelmässig Milch in die Käserei liefern, aber keine Aktien der Genossenschaft besitzen. Die Gastbauern haben sich trotzdem den Statuten, Reglementbestimmungen, Beschlüssen und Verträgen unterzuordnen. Bis zur zweiten Statutenrevision von 1916 sind die Gastbauern der Genossenschaft alljährlich pro Kilozentner gelieferte Milch 20 Rappen schuldig, 1916 wird dieses Eintrittsgeld aufgehoben. Ab diesem Jahr schuldet ein Gastbauer einen einmaligen Betrag von 3 Franken pro Kuh. Die höchste Lieferantenzahl beträgt 30 und zwar im Jahr 1894.

Bauernalltag rund ums Wiesli.
Fotos: Familienarchiv Meister

Die Präsidenten:
Andreas Meister 1882
Johann Mai 1883
Samuel Nyffenegger 1884
Fritz May 1885
Samuel Hess 1886
Fritz Meister 1887
Andreas Meister 1888
Johann Mai 1889
Jakob Spahr 1890
Samuel Staub 1891
Andreas Meister 1893
Johann Mai 1894
Samuel Hess 1895
Jakob Spahr 1896
Fritz Mai 1897
Andreas Meister 1898 – 1902
Fritz Mai 1903 – 1904
Johann Mai 1905 – 1906
Fritz Mai 1907 – 1910
Johann Meister 1911 – 1912
Fritz Mai 1913 – 1914
Fritz Gerber 1915 – 1916
Johann Mai 1917 – 1918
Johann Meister 1919 – 1920
Ulrich May 1921 – 1922
Johann Meister 1923 – 1924
Johann Schär 1925 – 1926
Jakob May 1927 – 1928
Ulrich May 1929 – 1934
Johann Zaugg 1935 – 1938
Johann Schär ab 1939

Die Kassiere:
Ulrich Mai 1882
Samuel Staub 1883
Andreas Spahr 1884
Fritz Grädel 1885
Peter Schär 1886
Andreas Leuenberger 1887
Ulrich Heiniger 1888
Samuel Hess 1889
Ulrich Steffen 1890
Fritz Grädel 1891
Johann Mai 1893

Milchlieferung

Die Mitglieder und die Gastbauern sind dazu verpflichtet, alle Milch, ausgenommen die für den Hausgebrauch verwendete, in die Käserei zu liefern. Das Mästen von Kälbern ist während den sechs Sommermonaten verboten. Ein Verstoss gegen diese Regel wird mit einer Busse von 30 Franken pro Kalb geahndet. Kälber, die von den eigenen Kühen geworfen werden, dürfen nicht länger als zehn Tage gehalten werden. Die Nachzucht von Jungvieh ist jedoch gestattet.

Der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung, den «milchbedürftigen Leuten», wie es in den Statuten hiess, wird in der Käserei Milch zu einem von der Hauptversammlung bestimmten Milchpreis verkauft.

Die Milch wird morgens und abends, jeweils zwischen sechs und sieben Uhr, in die Käserei geliefert. Sie soll jeweils in gutem und unverfälschtem Zustand direkt vom Stall die Käserei erreichen. Die Lieferungszeit wird bei Notfällen, im Heuet und in der Erntezeit, auf halb acht Uhr verlängert. Der Käser darf später eintreffende Milch zurückweisen oder mit 10% Abzug annehmen.

Die Milchgeschirre sollen in gutem und sauberem Zustand gehalten werden. Nur die Milch von gesunden Kühen darf geliefert werden, und die Kühe sollen natürlich gefüttert werden. Es ist untersagt, während den sechs Sommermonaten Milchpulver, Sesamkuchen (Kraftfutter) und sonstige, dem Käsen schädliche Stoffe zu verfüttern. Um die Gefahr der Verfütterung von Milchpulver an die Kühe auszuschliessen, wird im Sommer auch die Kälbermast mit Milchpulver untersagt. Das Verwenden von Düngemitteln, die dem Käsen schaden könnten, ist ebenfalls verboten. Wer gegen die Vorschriften verstösst, kann mit bis zu fünfzig Franken gebüsst werden.

Es ist ebenfalls untersagt, Milch von Kühen zu liefern, welche auf Grund von inneren Verletzungen in ärztlicher Behandlung sind oder Arzneien verabreicht bekommen. Weiter ist die Milchlieferung bei kranken Eutern, bei Kühen, die frisch gekalbt haben und bei übermalter Milch verboten. Übermalte Milch ist Milch von Kühen, die nicht zweimal täglich gemolken wurden. Das Zufügen von Ziegenmilch, blutiger Milch oder Zigerkügelchen in die Kuhmilch ist ebenfalls strafbar. Entsteht durch die Lieferung solcher Milch Schaden, so ist der Lieferant verpflichtet, den Schaden zu ersetzen oder den schadhaften Käse zum normalen Preis zu übernehmen.

Samuel Hess 1894
Jakob Spahr 1895
Andreas Meister 1896–1897
Jakob Leibundgut 1898–1902
Friedrich Heiniger 1903–1904
Andreas Niderhuser 1905–1906
Fritz Zaugg 1907–1910
Johann Schüpbach 1911–1912
Fritz Niderhauser 1913–1914
Jakob Mai 1915–1916
Ulrich Mai 1917–1918
Peter Schär 1919–1920
Fritz Gerber 1921–1922
Gottfried Niffeler 1923–1924
Ulrich Steffen 1925–1926
Johann Oppliger 1927–1928
Gottlieb Leuenberger 1929–1934
Johann Leuenberger 1935–1940
Ulrich Steffen ab 1941

Die Schreiber:
Johann Schär 1882–1883
Peter Schär 1884–1914
Fritz Niderhauser 1915–1925
Johann Meister ab 1925

Die Käser:
Johann Santschi (Milchkäufer) 1882–1884
Johann Heiniger (Milchkäufer) 1885–1888
Ulrich Rothenbühler (Milchkäufer) 1889
Joseph Birrer (Lohnkäser) 1890–1891
Fritz Glaus (Lohnkäser) 1892–1896
Ulrich Hess (Lohnkäser) 1897–1900
Fritz Bieri (Lohnkäser) 1901–1904
Johann Röthlisberger (Lohnkäser) 1905–1915
Gottfried Aebi (Lohnkäser) 1916–1922
Jakob Egli (Lohnkäser) 1923–1925
Gottfried Aeschimann (Lohnkäser) ab 1926

Andreas Meister besitzt im Gründungsjahr der Käsereigesellschaft Mannshaus acht Kühe. Seine Kühe melkt er morgens und abends, also zweimal im Tag, und er bringt die gewonnene Milch in die Käserei Mannshaus. Die Kühe werden zu dieser Zeit noch von Hand und mit Hilfe eines Melkstuhles gemolken. Ein Melkstuhl hat nur ein Bein und wird mit einem Gurt um die Hüften befestigt. Der Bauer kann somit seine Beine entlasten, wenn er sich bücken muss, um die Kuh zu melken. Die gewonnene Milch füllt der Bauer in aus Aluminium hergestellte Kannen ab, und mit einem Deckel werden diese für den Transport in die Käserei bereit gemacht. Die Kannen müssen nach jedem Gebrauch mit siedendem Wasser ausgebrüht werden, damit die Milch nicht verunreinigt wird.
Fertig für den Transport wird die Milch auf einen Pferdewagen geladen und sorgfältig in die Käserei transportiert. Die Bauern, welche einen kurzen Weg bis nach Mannshaus haben, füllen ihre Milch in eine Bränte und tragen sie so in die Käserei. Eine Bränte ist ein Transportgefäss aus Holz oder Aluminium, welches am Rücken getragen wird. In der Käserei wird die Milch jedes einzelnen Bauern genau gewogen und die Menge wird eingetragen. Gekäst wird von Anfang Mai bis Ende Oktober.

Organe der Genossenschaft
Der Vorstand der Genossenschaft besteht aus dem Hüttenmeister (Präsident), dem Kassier, welcher auch das Amt des Vizepräsidenten innehat, und dem Schreiber (Sekretär). Weiter werden auch noch drei Milchfecker, ein Weibel und zwei Rechnungsrevisoren gewählt. Das Amt des Sekretärs, des Weibels oder des Milchfeckers darf auch von Nichtlieferanten oder Gastbauern ausgeführt werden.
Der Hüttenmeister leitet die Sitzungen. Er ist verpflichtet, die Mitglieder zu beaufsichtigen, und zu kontrollieren, ob der Käser seinen Pflichten nachkommt. Bei den Milchuntersuchungen muss er anwesend sein und auch sonst hat er die Interessen der Genossenschaft zu vertreten.
Der Kassier ist zuständig für die Einnahmen und Ausgaben und führt Buch darüber. Er ist für die Aufbewahrung und Anlegung des Geldes verantwortlich, und er übernimmt als Vizepräsident die Vertretung des Präsidenten, wenn dies nötig ist.
Der Schreiber hält die Versammlungen schriftlich fest. Zusätzlich fertigt er die Jahresrechnung aus, welche von den Rechnungsrevisoren und der

Versammlung anschliessend geprüft wird. Jeden Monat rechnet er die Milchlieferung der einzelnen Mitglieder aus und teilt ihnen das Resultat mit.
Die Milchfecker statten von Zeit zu Zeit und auf Verlangen des Käsers oder des Präsidenten der Käserei und den Milchlieferanten einen Besuch ab und kontrollieren den Zustand der Milchgeschirre, den Umgang mit der Milch, und welche Futterstoffe verwendet werden. Zusätzlich haben sie die Milch periodisch zu untersuchen und darüber ein Gutachten abzugeben.
Der Weibel setzt die Mitglieder rechtzeitig über den Zeitpunkt und die Traktanden der nächsten Versammlung in Kenntnis.
Die Rechnungsrevisoren prüfen die Rechnungen und erstatten der Hauptversammlung darüber Bericht. Sie haben jederzeit das Recht, Einsicht in die Buchführung, in Belege und in den Kassabestand zu nehmen.
Der Käser wiegt die Milch gewissenhaft ab und trägt die Menge genau ein. Wenn fehlerhafte oder verdächtige Milch geliefert wird, soll er dies beim Präsidenten melden. Der Präsident informiert in der Folge die Milchfecker. Für eine später eintreffende Reklamation hat der Käser die Folgen selbst zu tragen. Er soll die Milchgeschirre regelmässig ausbrühen und reinigen. Er führt Rechnung über Vorempfänge und Barerlöse und liefert diese allwöchentlich dem Kassier ab. Weitere Aufgaben und Pflichten können in einem Übereinkommen mit dem Käser festgehalten werden.
Bis 1889 sind die Käser in Mannshaus Milchkäufer. Ihnen verkauft die Gesellschaft die Milch, die von Mai bis und mit Oktober in die Käserei geliefert wird. Die Gesellschaft übergibt dem Käufer die Wohnung der Käserei, aber auch das Käsekessi und die Milchwaage für ein Jahr, bis zur Wieder- oder Abwahl. Die Gesellschaft übernimmt die Fuhrungen des Brennholzes und der fertigen Käse unentgeltlich. Dem Milchkäufer steht das Käsereigeschirr auf Kosten der Gesellschaft zur Verfügung, und er hält das Personal und die Pferde ebenfalls kostenfrei. In den Wintermonaten, wenn nicht gekäst wird, ist es dem Milchkäufer nicht erlaubt, die Wohnung in der Käserei zu vermieten.
1890 stellte die Käsereigenossenschaft Mannshaus erstmals einen Lohnkäser an. Im Unterschied zum Milchkäufer, welcher der Gesellschaft die Milch abkauft und somit den produzierten Käse sein Eigen nennen darf, wird der Lohnkäser von der Gesellschaft angestellt und mit einem fixen

Lohn entlöhnt. Das Übereinkommen mit ihm wird zu dieser Zeit Akkord genannt. Darin ist festgehalten, wie viel Lohn der Käser bekommt. Der Lohnkäser ist verpflichtet, aus der gelieferten Milch einmal pro Tag, und zwar morgens, einen guten Käse zu produzieren und diesen sorgfältig zu pflegen. Weiter hat der Käser seinem Gehilfen das Gehalt selbst auszubezahlen. Die Genossenschaft sorgt dagegen für Kost und Käsereigeschirr, nur für sein Bett ist der Käser selbst verantwortlich. Die Käse, welche vom Lohnkäser produziert werden, sind Eigentum der Genossenschaft. 1923 wird einstimmig beschlossen, dem Käser in Zukunft einen fixen Lohn zu geben, das heisst, dass er von nun an selber für seine Kost mit Ausnahme von Milch und Butter zuständig ist.

An dieser Stelle ist noch zu erwähnen, dass die ganze Genossenschaft nur aus Männern besteht. Die Frauen haben auch in der Genossenschaft nichts zu sagen. Allerdings gilt auch hier, dass es keine Regel ohne Ausnahme gibt, und so taucht tatsächlich in vier von den zirka 450 Protokollen eine Frau auf. Im Jahr 1902 wird dem damals tätigen Käser Bieri erlaubt, seine Frau in die Käserei zu holen. Ein Jahr später wird ein eigens dafür erstellter Ausschuss beauftragt, mit Frau Meister in Mannshaus zu verhandeln, weil die Genossenschaft eine Wasseranke einrichten will. Frau Meister ist mit dieser Anschaffung nicht einverstanden, da das betroffene Land für lange Zeit verdorben würde. 1907, als der nun doch durchgeführte Bau der Wasseranke vollendet ist, entscheidet sich die Versammlung, Frau Meister einen Betrag von 20 Franken als Entschädigung für den Kulturschaden zu bezahlen, obwohl diese nichts verlangt hat. Aus den Protokollen ist nicht ersichtlich, wieso die Genossenschaft mit Frau Meister und nicht mit ihrem Mann verhandelte. Die dritte und letzte erwähnte Frau ist die Frau des Käsers Gottfried Aeschimann, welche im Jahr 1928 fünfzehn Wochen im Spital Sumiswald verbringt. Die Genossenschaft entschädigt den Käser für die fehlende Arbeitskraft mit 100 Franken.

Ein anderes Bild als die Genossenschafts-Protokolle überliefert Jeremias Gotthelf in seinem Roman «Die Käserei in der Vehfreude» von 1850: Dort erfährt man, dass die Frauen ihre Finger vermutlich mehr im Spiel haben, als man sich heute denkt. Sie sind diejenigen, welche ihre Männer instruieren, was sie in der Genossenschaft alles zu tun und zu lassen haben. Ob dies auch auf die Frauen der Mitglieder der Käsereigenossenschaft Mannshaus zutrifft, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben.

Die Finanzierung

Der Bau der Käserei kostete total 10'294.61 Franken. Pro Kuh, die sie besassen, durften die 25 Genossenschafter jedoch Arbeit im Wert von neun Franken nicht in Rechnung stellen. Bei 119 Kühen kamen so Eigenleistungen von 1071 Franken zusammen, so dass schliesslich Baukosten von 9223.61 Franken übrig blieben. Die weiteren Eigenleistungen im Wert von 2518 Franken konnten sich die Genossenschafter an ihre Aktien anrechnen lassen, die pro Kuh auf die Höfe aufgeteilt wurden. Die Aktien mussten auf den einzelnen Heimwesen bleiben und konnten nicht veräussert werden.

Bei einer Gesellschaftsschuld von 9223.61 Franken wurde ein Aktienpreis von 77.50 Franken errechnet. Anhand dieser Aktien ist auch zu erkennen, welches Gründungsmitglied im Jahr 1882 am meisten Kühe besass. Es ist Friedrich Meister aus Mannshaus mit elf Kühen, respektive Aktien.

Um die Rechnungen der am Bau beteiligten Handwerker bezahlen zu können, nahm die Genossenschaft bei der Ersparniskasse Wyssachengraben ein Darlehen von 6000 Franken auf. Die Grab- und Handlangerarbeiten der Genossenschafter wurden mit 1.50 Franken pro Mann und Tag entschädigt.

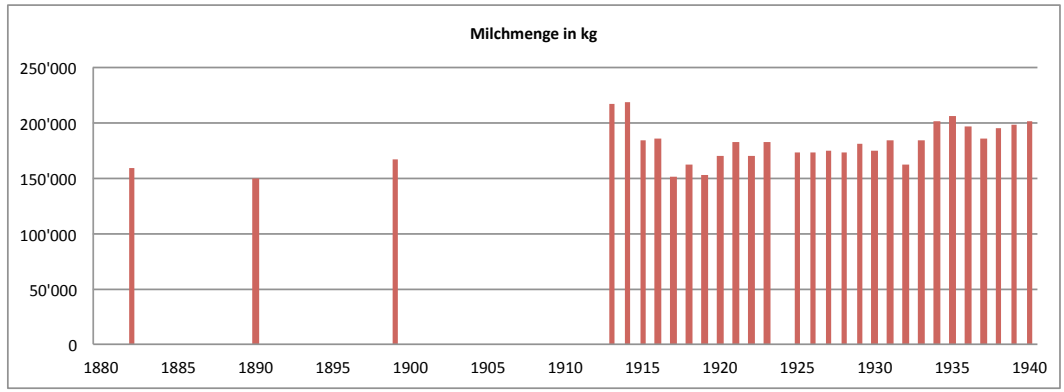
Die Aktienabrechnungen der Aktionäre sind auf den ersten neun Seiten des Protokollbuches eingetragen. Dort führte der Sekretär genau Buch, welches Mitglied wann wie viel bezahlt hatte. In einem ersten Schritt wurden bereits die neun Franken abgezogen, die jeder Bauer pro Kuh zu bezahlen hatte, sowie die Entschädigungen für die Eigenleistungen. Die weiteren Abzahlungen erfolgten durch Beschlüsse der Versammlung. Das Darlehen der Ersparniskasse wurde so Jahr für Jahr amortisiert, bis es im Jahr 1894 abbezahlt war.

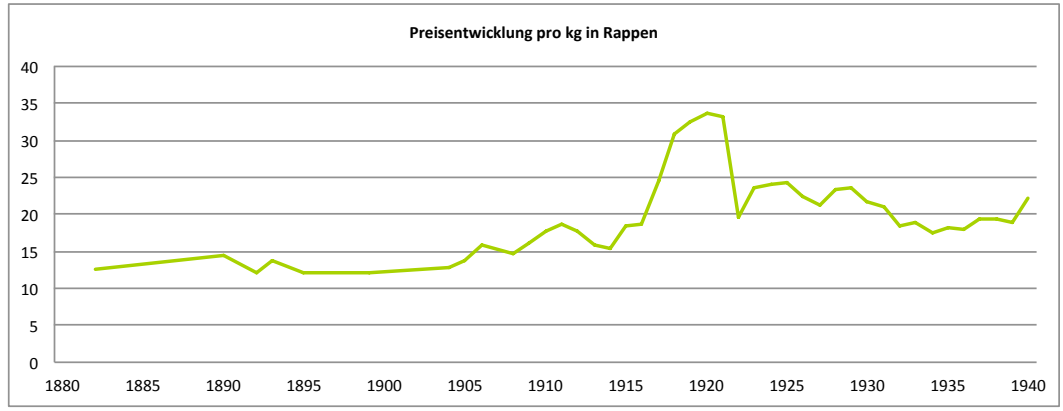
Der Bau

Die neue Käserei wurde auf Land von Friedrich Meister in Mannshaus gebaut. Dieser verkaufte der Gesellschaft das benötigte Grundstück für 100 Franken. Zimmermeister Peter Oppliger aus Bährhegen fertigte den Bauplan an, und dieser wurde von der Gesellschaft genehmigt. Die Käserei wurde in rund einem halben Jahr erstellt, die Bauzeit wurde durch

keine Unfälle oder Störungen getrübt. Die Aufrichte fand am 29. März 1882 bei schönstem Frühlingswetter statt. Die Arbeiter und Mitglieder feierten die neue Käserei gebührend mit einer Käsesuppe und Brot. Am 9. Mai 1882 konnte die erste Milch in die neue Käserei geliefert werden. Da die Käserei sehr einfach eingerichtet war, musste im Laufe der Zeit einiges neu erstellt oder geändert werden. Im Jahr 1904 wurde ein neues Feuerwerk erstellt und ein neues Käsekessi angeschafft. Auch die Vorderseite der Käseküche musste neu erstellt werden, da die aus Holz gefertigte Wand den Anforderungen nicht genügte. Im Jahr 1906 wurde die Wasserkraft zum Betrieb des Butterkübels und des Rührwerkes eingerichtet. Später wurde die Wasserkraft auch zum Antrieb der Zentrifuge verwendet. Das Wasser wurde aus dem Melcherweidbächlein hergeleitet und auf eine Turbine gelenkt. 1922 wurde der aus Holz erstellte Käsespeicher neu gemauert, und die aus Schindeln gedeckte obere Dachseite neu mit Eternit gedeckt. Vier Jahre später wurden die untere Dachseite und die Holzscheune neu mit Eternit gedeckt, so dass nun das ganze Gebäude mit Hartdach gedeckt war. Noch vieles musste verändert werden. Die Änderungen und die Neubauten kamen die Gesellschaft schlussendlich teurer zu stehen als der ursprüngliche Neubau.
1913 lehnten die Genossenschafter die erste Anfrage für das Einrichten des elektrischen Lichts in der Käserei ab. Erst im Jahr 1915 und auf Bitten des Käsers wurde diese Anfrage angenommen und umgesetzt. Nach diesem ersten Schritt in die Moderne wurde an der Einwohnergemeindeversammlung 1918 eröffnet, dass ein Telefon nach Mannshaus erstellt werde. 1926 fordert der Käser ein WC im oberen Stock, und als wäre das nicht bereits genug, ein Jahr später noch eine Lampe.
Nicht alle, die sich für die in Mannshaus produzierten Käse interessierten, waren dort willkommen: Im Jahr 1884 wurde zum ersten Mal von Mäusen geschrieben, die sich im Käsespeicher befinden sollen. Elf Jahre später wurde der Entschluss gefasst, eine Kelleruntersuchung zu starten, um die kleinen Nager aufzuspüren. 1912 offerierte die Genossenschaft ein Znüni, nachdem den Mäusen das Handwerk gelegt worden war.

Preis- und Mengenentwicklung
Zu Beginn jedes neuen Jahres werden im Protokoll meist Daten wie Ausgaben, Einnahmen, Milchpreis, sowie die produzierten Mengen und





deren Preise für das vergangene Jahr aufgelistet und offengelegt. Daraus lassen sich – allerdings nicht ganz vollständige – Listen und Diagramme erstellen.

Im Jahr 1914, als der Erste Weltkrieg ausbricht, werden in Mannshaus fast 220'000 Kilo Milch angeliefert und verarbeitet, also noch mehr als 1913 und so viel, wie es in den darauffolgenden Jahren nicht mehr geben wird. Nur ein Jahr später, nämlich 1915, werden jedoch 40'000 Kilogramm weniger Milch eingeliefert. In den Kriegsjahren werden viele Männer rekrutiert, was für die Bauernhöfe einen Verlust an Arbeitskraft bedeutet. Damit die Selbstversorgung des Landes garantiert werden kann, wird zudem mit der Milchwirtschaft zurückgefahren und Ackerbau bevorzugt. Da damals noch von Hand gemolken wurde und oft nur die Männer dieses Handwerk beherrschten, wurden Kühe verkauft. Die Frauen brachten ihre Familien mit Feldarbeiten über die Runden. Nach

dem Ende des Ersten Weltkrieges nimmt die Milchmenge langsam, aber nicht stetig, wieder zu.

Der Milchpreis pro Kilogramm wurde alle Jahre neu nach folgendem System berechnet: Zuerst wurden von den zusammengezählten Einnahmen alle Ausgaben abgezogen. Die berechnete Differenz wurde durch die gelieferte Milchmenge, welche in den Protokollen fast immer in Kilogramm angegeben wurde, dividiert. Der erhaltene Wert bestimmte den Betrag, welcher für ein Kilogramm gelieferte Milch verteilt wurde. Da das ganze Jahr hindurch notiert wurde, welcher Bauer wie viel Milch in die Käserei lieferte, konnte nun der jeweilige Betrag für alle Bauern durch Multiplikation mit der gelieferten Menge in Kilogramm bestimmt werden. Dieser Betrag pro Kilogramm wird Milchpreis genannt. Der Milchpreis von 1914 ist nur halb so hoch wie sechs Jahre später, als mit 33,6 Rappen der Höchstpreis bezahlt wurde

In den Jahren 1917 und 1918 nimmt der Milchpreis stetig zu. Die Einnahmen einer Käsereigenossenschaft werden stark durch den Käsepreis gesteuert. Wenn der Käsepreis hoch ist, bedeutet das mehr Einnahmen für die Genossenschaft und somit einen höheren Milchpreis für die Milchlieferanten. Im Ersten Weltkrieg wurden die Grenzen geschlossen und das Exportgut Käse gelangte nicht mehr ins Ausland. In dieser Zeit wuchs die Nachfrage nach Schweizer Käse enorm, und als die Grenzen geöffnet wurden, waren die Käsepreise dementsprechend hoch. Der Käsemarkt war aber bald gesättigt, da sich viele Leute nach dem Krieg solche Produkte nicht mehr leisten konnten. Der Käsepreis und somit auch der Milchpreis nahmen wieder stark ab.

Da ab 1890 in Mannshaus nur noch Lohnkäser angestellt waren, wurde der fabrizierte Käse von der Genossenschaft an ausgewählte Käsehändler verkauft. Der erste Abnehmer 1890 ist H. Propst in Langnau. Im Protokollbuch erwähnt werden ebenfalls Lehmann und Co. in Langnau, Stettler in Sumiswald, Sommer in Langenthal, Jakob Weber AG in Goldbach und Roth und Co. in Burgdorf. Mit der letztgenannten Firma Roth und Co. in Burgdorf handelt die Käsereigenossenschaft Mannshaus gegen Ende des Protokollbuches über viele Jahre.

Die Käserei Mannshaus wurde 2002 stillgelegt. Die Milch lassen die Genossenschafter seither in der Käserei Gehrisberg verarbeiten, während die Gehrisberg-Bauern ihre Milch in die Käserei Dürrenbühl liefern.

Anmerkungen

[1] 100 Jahre Wyssachengraben, Festschrift zum Jubiläum 2008. Huttwil 2008, S. 92, 94, Reglement der Käsereigesellschaft Ober Wyssachengraben 1855, im Besitz der Käsereigenossenschaft Gehrisberg, Alfred G. Roth: G. Roth & Co AG Burgdorf 1848-1948, S. 188-194. [2] Staatsarchiv Bern, Amtsberichte des Regierungsstatthalters von Trachselwald 1834-1896, A II 3436. [3] Alfred Meister: Wie kam es zur Käsereigenossenschaft Mannshaus? Drognens 1981. [4] vgl. Peter Moser: Von der «organischen» zur «industriellen» Agrarmodernisierung. In: Berns moderne Zeit. Das 19. und 20. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2011, S. 287 ff. [5] vgl. Peter Lehmann: Käsefieber 1831 bis 1871. In: Berns moderne Zeit (wie Anm. 4), S. 301 ff. [6] Deshalb wird in dieser Arbeit fast ausschliesslich die Bezeichnung Käsereigenossenschaft verwendet. [7] Statuten der Käsereigenossenschaft Mannshaus, 1891

Die Geschichte des Hans Martin Langhoff

Oder der Einbürgerungsversuch eines Christen jüdischer Herkunft in Langenthal während dem Zweiten Weltkrieg

Simon Kuert

Einleitung

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts näherten sich in Deutschland die Juden der christlichen Mehrheitsgesellschaft an. Manche brachen mit der ererbten Religion, liessen sich taufen und nahmen einen neuen Namen an. Juden konvertierten zum Christentum, weil sie dadurch rechtlich gleich gestellt wurden und Berufe erlernen konnten, von denen sie vorher ausgeschlossen waren. Die Verfassung der Weimarer Republik stellte nach dem ersten Weltkrieg alle Menschen gleich und hob alle Beschränkungen auf. Juden konnten sich ohne den Umweg über die Taufe in die Gesellschaft integrieren. Das änderte sich wieder, als 1933 Hitler an die Macht kam. Er und seine NSDAP machten den Kampf zwischen der «arischen» und der «jüdischen» Rasse zum Grundprinzip ihrer Weltanschauung. Die Hitlerpartei stellte die Juden ab 1933 allein wegen ihrer angeblichen Rassenzugehörigkeit unter ein Ausnahmerecht. Vordergründig behaupteten die Nazis, Religion und Taufe der Juden interessiere sie nicht. Faktisch aber forderten sie zum Nachweis einer «arischen» Herkunft den Taufschein der Vorfahren bis ins dritte Glied. Diesen Beweis mussten die Kirchen aus den kirchlichen Taufregistern vorlegen. Stellte sich heraus, dass die Vorfahren – rückwirkend bis zu den Grosseltern – zum Christentum konvertiert waren, erklärten die Nazis die Nachkommen wieder zu Juden und sprachen ihnen das Deutschsein ab. Das konnte auch solche treffen, die gar nicht wussten, dass ihre Vorfahren jüdischen Glaubens waren. Bald entstand eine Gemeinschaft von Christen jüdischer Herkunft, die zwar christlich getauft waren, aber nach 1933 alle Nachteile der Juden erlebten. Auch sie wurden verfolgt und in Konzentrationslager versetzt, sofern es ihnen nicht gelang, sich rechtzeitig ins Ausland abzusetzen oder unterzutauchen. Diese Gemeinschaft von evangelisch getauften und als

Titelseite des Buches «Evangelisch getauft – als ‹Juden› verfolgt». Das Buch enthält auch einen Abriss der Lebensgeschichte von Hans Martin Langhoff.

Juden verfolgten Christen umfasste um 1933 etwa 400'000 Menschen, darunter auch zahlreiche Theologen. Über das Schicksal dieser Pfarrer ist jüngst das Buch «Evangelisch getauft – als Juden verfolgt» erschienen.[1] Ein Gedenkbuch an die Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. In diesem Buch beschreibt Eberhard Röhm auch das Schicksal des ehemaligen Oberaargauer Bezirkshelfers und Langenthaler Hilfspfarrers Dr. Hans Martin Langhoff.[2]
Ich konnte dem Autor zu seinem Artikel einige Notizen aus dem Kirchgemeindearchiv Langenthal zur Verfügung stellen. Sie betrafen Akten zu dem Einbürgerungsantrag, den Hans Martin Langhoff beim Gemeinderat Langenthal gestellt hatte. Mich erstaunte, dass damals der Kirchgemeinderat dem Gemeinderat empfahl, den im Oberaargau als Bezirkshelfer tätigen und in der eigenen Gemeinde als Pfarrer wirkenden Langhoff nicht einzubürgern. Ich setzte voraus, dass in der Zeit der Judenverfolgungen im nördlichen Nachbarland bei uns die Sensibilität für das Schicksal von Mitchristen, die wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt worden waren, besonders gross gewesen war. Um herauszufinden, warum das offenbar nicht so war, suchte ich die entsprechenden Gemeinderatsakten im Archiv. Sie waren nicht auffindbar. Im Zuge der stattfindenen Reorganisation des Stadtarchivs bin ich nun auf sie gestossen. In einem Ordner versteckt hinter den Akten zur Ehrenbürgschaft, die Jakob Reinhard Meyer 1952 ablehnte. Den im Stadtarchiv abgelegten Akten war z.H. der kantonalen Polizeidirektion ein Verzeichnis aller 33 Aktenstücke beigefügt, welche die Einbürgerung von Langhoff betreffen. Sie werden heute im Staatsarchiv Bern aufbewahrt.[3] Sowohl die Dokumente im Gemeindearchiv wie auch die Akten des Staatsarchivs lesen sich wie ein Kriminalroman und werfen ein eigenartiges Licht auf die Gesinnung im damaligen Gemeinderat und Kirchgemeinderat. Doch der Reihe nach.

Die Herkunft von Hans Martin Langhoff (bis 1924 Hans Lazarus)[4]

Hans Martin Langhoff war der Sohn des jüdischen Kaufmanns Harald Lazarus (geb. 1856), seine Mutter Anna, geb. Kaufmann, war ebenfalls jüdischer Herkunft. Der Grossvater war praktizierender Jude und bis 1864 Lehrer am Lehrerseminar in Seegeberg. Hans Martin wurde 1890 in

Hans Martin Langhoff (1890 bis1977). Hier 44-jährig zu Beginn seines Theologiestudiums

Hamburg geboren und von seinen Eltern evangelisch erzogen, allerdings nicht getauft. In der Hansestadt absolvierte er das Wilhelms-Gymnasium. 1908 bestand er das Abitur. Anschliessend studierte er Rechtswissenschaft in München, Heidelberg, Berlin und Kiel. 1912 legte er das erste und 1916 das zweite juristische Examen ab. Bevor Langhoff 1919 zum Dr. jur. promoviert, hatte er während dem ersten Weltkrieg an verschiedenen Fronten als Offizier gedient. Nach dem Ende des Krieges wurde Langhoff Richter am Landgericht Hamburg. Bereits 1914 hatte er Elisabeth, geb. Arnold geheiratet. Aus dieser Ehe ging eine Tochter (1915) hervor. Im Jahr ihrer Geburt liess sich Hans Lazarus als Erwachsener in der Jerusalemkirche in Hamburg taufen. Seine erste Ehe dauerte nur fünf Jahre, bereits 1919 trennte er sich von seiner Frau. Dabei wechselte er seinen Namen und hiess ab jetzt Hans Martin Langhoff. Als Untersuchungsrichter klärte er zahlreiche Kriminalfälle auf, die ihn u.a. in Verbindung mit Scotland Yard brachten. Die grundlegenden Veränderungen der wirtschaftlichen Verhältnisse nach der grossen Inflation veranlassten Langhoff 1925 zusammen mit einem Partner in Hamburg ein Anwaltsbüro zu eröffnen. Dort praktizierte er bis 1935. Zwei Jahre, nachdem Hitler Reichskanzler geworden war, wurde es für Langhoff wegen seiner jüdischen Herkunft immer schwieriger, sich als Jurist zu betätigen. Zwar war auch nach 1933 «nichtarischen Rechtsanwälten», die als Frontkämpfer gedient hatten, erlaubt, ihren Beruf auszuüben. Doch Langhoff ahnte, dass das nicht von Dauer sein würde. Deshalb zog er sich von der lieb gewordenen Anwaltstätigkeit zurück und entschloss sich, Theologie zu studieren. Bereits 1931 hatte er in zweiter Ehe die begabte Musikerin Anna Maria von Loeben geheiratet. Sie entstammte einer alten deutschen Adelsfamilie und war Konzertpianistin geworden. Im Oberaargau hat sie später als «Frau Pfarrer Langhoff» das Musikleben stark mitgeprägt.

Wie kam Hans Langhoff nach Bern? Als Anwalt war er Rechtsberater der Diakonissenhäuser von Hamburg und Bern. Im Zusammenhang mit deren Fusion weilte er oft in der Aarestadt. Er lernte sie kennen und lieben. Weil er mit seinen jüdischen Wurzeln seine Pläne in Deutschland nicht umsetzen konnte, entschied er, mit seiner Frau in die Schweiz auszuwandern und das geplante Theologiestudium in Bern aufzunehmen. Er begann damit 1934. Im Frühjahr 1936 machte er das erste theologische Examen und im Herbst 1937 wurde er zum VDM (Verbi Divini Minister) promoviert.

Deutsches Reich

Heimatschein

(für den Aufenthalt im Ausland)

Oben: Heimatschein für den Aufenthalt im Ausland, gültig bis 1938. Unten: Noch 1940 besass Hans Martin Langhoff den Deutschen Pass

Seinen Berufs- und Landeswechsel begründete Langhoff gegenüber der eidgenössischen Fremdenkontrolle mit dem Hinweis auf den Arierparagraphen von 1933 und der doppelten Schwierigkeit für Christen jüdischer Herkunft: Einerseits galten sie im Hitlerregime als Juden, andererseits hatten sie innerhalb der jüdischen Kultgemeinschaft keinen Raum, weil sie ja zum Christentum hin konvertiert waren. Langhoff durfte die berechtigte Hoffnung haben, dass Christen in einem christlichen Land für diese Situation Verständnis haben. Die ersten Studienjahre finanzierte er noch mit Geldüberweisungen aus Deutschland. Sie flossen aus seiner Anwaltspraxis in Hamburg, die dank seinem Partner Herbert Frank weiter betrieben werden konnte. Auf ständigen Druck des Hitlerregimes entzog ihm die Hamburger Anwaltskammer 1937 die Zulassung als Anwalt, und Langhoff war in der Schweiz auf die Unterstützung von Freunden angewiesen. 1937 übersiedelte auch seine Frau definitiv nach Bern. Nach dem Abschluss des theoretischen Studiums wurde Langhoff Lernvikar in Yverdon und Saanen, am 1. Januar 1939 Jugendpfarrer in der Johanneskirchgemeinde in Bern. Im Herbst 1939 kam er in den Oberaargau. Der Regierungsrat hatte ihn zum Bezirkshelfer in der Region gewählt (heute Regionalpfarrer). Zugleich wählte ihn der Kirchgemeinderat Langenthal als Hilfspfarrer. Er hatte bis 1945 Pfr. Hans Schneeberger zu vertreten, der als oberster Feldprediger der Schweiz in den Kriegsjahren oft abwesend war.

Der erste Versuch einer Einbürgerung

Die Familie Langhoff zog am 7. Februar 1940 nach Langenthal. Bereits bei seiner Aufnahme in das bernische Ministerium und nach seiner Beeidigung auf die Bernische Verfassung war dem Pfarrer die Bewerbung um das Schweizerbürgerrecht nahegelegt worden. Auch der Kirchgemeinderat Langenthal ermunterte ihn dazu, als er ihn zum Hilfspfarrer wählte. Bei seiner Vorstellung im Gemeindeblatt für die Kirchgemeinde Langenthal vom November 1939 schrieb Langhoff: «*Ich selbst habe die Hoffnung, sobald es die gesetzlichen Bestimmungen erlauben, das Schweizerbürgerrecht in diesem Lande, das ich liebgewonnen habe, erwerben zu können*».[5]

Hans Morgenthaler (1888 bis 1964), Gemeindepräsident während den Kriegsjahren

Für Einbürgerungen war während dem zweiten Weltkrieg die Eidgenössische Polizeiabteilung zuständig. Deshalb reichte Langhoff sein Gesuch am 4.8.1941 bei der Eidgenössischen Fremdenkontrolle ein. Deren Weisungen verlangten, dass einerseits die kantonale Polizeiabteilung, dann aber vor allem die Wohnsitzgemeinde dazu Stellung beziehen. Die Polizeiabteilung wollte nicht nur erfahren, was man über den Bewerber weiss *«sondern auch, wie man massgebenden Ortes über ihn und die Möglichkeit seiner Einbürgerung denkt.»*[6]

Die kantonale Polizeiabteilung beauftragte Wachmeister Emil Hofstetter zur Koordination der Erkundigungen über Pfarrer Langhoff. Der Langenthaler Gemeindepolizist Korporal Masshardt berichtete ihm über den seit einigen Monaten vor allem in Langenthal wirkenden Bezirkshelfer u.a. das Folgende:

«Wie die angegebenen Referenzen bezeugen, haben sich Pfarrer Langhoff und seine Gattin schon derart in der Schweiz assimiliert, dass ihre Einbürgerung mit gutem Gewissen befürwortet werden kann» [...] In den eineinhalb Jahren seines Wirkens in Langenthal hat der Bewerber bereits grosse Sympathien erworben. Durch sein gewissenhaftes und zuvorkommendes Wirken als Pfarrer und Helfer geniesst er bereits hier einen sehr guten Namen, das Gleiche gilt es von Frau Pfarrer Langhoff zu sagen".[7]

Masshardt erwähnte dabei auch das Engagement des Pfarrers im Oberaargauischen Lehrergesangsverein sowie im Pfarrverein.

Bereits vorher hatte Landjäger Müssigmann aus Saanen nichts Nachteiliges über Langhoff und sein Wirken im Oberland zu berichten gewusst.[8] Daraufhin recherchierte der beauftragte Kantonspolizist Hofstetter weiter über Langhoff. Er verfasste über ihn drei Rapporte[9] und verarbeitete darin vor allem Informationen, welche den Langenthaler Pfarrer in ein ungünstiges Licht stellten. Hofstetter schrieb seine Berichte in einem holprigen Französisch, und ihre Lektüre macht deutlich, dass der Kantonspolizist mit Vorurteilen und persönlichen Animositäten gegenüber Juden und deutschen Emigranten an die Arbeit ging. Man gewinnt den Eindruck, dass er sich bewusst Informanten aussuchte, von denen er wusste, dass sie mit Langhoff unerfreuliche Erfahrungen gemacht hatten. So die Vermieterin einer Wohnung, die er mit seiner Frau während der Studienzeit benützt hatte. Sie beschuldigte Langhoff, den Preis für das konsumierte Gas nicht vollständig bezahlt zu haben. Oder dann schrieb Hofstetter drei Seiten

Klagen eines Schreiners, bei dem Langhoff in Bern ein Büchergestell bestellte hatte, das dem Pfarrer dann aber nicht passte, und er es deshalb nicht vollständig bezahlte. Hofstetter befragte auch Jugendliche, die Langhoff in der Johanneskirchgemeinde Bern betreute. Weil er Ausländer sei und sich wenig Mühe gebe, Berndeutsch zu sprechen, habe er zu ihnen den Kontakt nicht gefunden! Weiter, so Hofstetter in einem Rapport, habe Langhoff in Langenthal seinen pensionierten Kollegen Polizist Siegenthaler schlecht gemacht. Dieser habe das Haus an der Haldenstrasse gekauft, das den Langhoffs als Pfarrhaus vermietet worden war. Langhoff selbst habe die Liegenschaft auch kaufen wollen und den Preis gedrückt. Als Siegenthaler mehr bezahlte und es erhielt, habe ihn Langhoff verleumdet. Das schrieb Siegenthalers Sohn dem ermittelnden Hofstetter.[10] Der Kantonspolizist fand einen weiteren Langenthaler, der über Langhoff klagte, weil er sich als Seelsorger in eine persönliche Angelegenheit eingemischt haben soll: «*Wir Berner können nicht verstehen, dass wir plötzlich einen emigrierten Ausländer als Pfarrer haben.*»[11] Schliesslich münden die Rapporte Hofstetters in der Unterstellung: «*Certaines manières faites et gestes de Langhoff ont même fait supposer il pourrait être un agent de la 5em colone*».[12]

Zusammenfassend: In den Rapporten von Hofstetter erscheint Langhoff als arrogant, begehrlich und berechnend – ja der Polizist vermutet gar, Langhoff könnte ein Spion sein. Zwar berichtet der Beamte auch von den Erkundigungen, die er bei den von Langhoff angegebenen Referenzen eingeholt hatte. Sie treffen sich mit der oben geschilderten Information vom Langenthaler Polizisten Masshardt: «*Juristisch hoch gebildet, versteht die Formen zu wahren, hat verstandesmässige Überlegung, ist konziliant, gewissenhaft, bietet gewähr für einen guten Chrarakter.*»[13] Für Hofstetter waren das allerdings Gefälligkeitsauskünfte, und deshalb schienen sie ihm wenig aussagekräftig. Aufgrund dieser Rapporte berichtete schliesslich der Vorgesetzte Hofstetters, Leutnant Graf, der Polizeidirektion:

«*Wir halten dafür, dass der Bewerber jedenfalls eine sehr umstrittene Persönlichkeit ist. Die Einbürgerung erachten wir im Hinblick darauf nicht als interressant, auch wenn es sich um eine im Bernischen Staatsdienst befindliche Person handelt.*»[14]

Zusammen mit diesen Polizeiakten kam das Einbürgerungsgesuch Langhoff am 8. Juni 1942 in den Langenthaler Gemeinderat. Er musste es

z.H. des Grossen Gemeinderates vorberaten. Gemeindeschreiber Reber protokollierte die ausführliche Diskussion nur summarisch.
«Aus den vorliegenden Akten, sowie aus der Diskussion ergibt sich, dass beim Gesuchsteller die für eine Einbürgerung nötige Assimilation heute noch nicht vorhanden ist. Er (der Gesuchssteller) ist zudem rechthaberisch, arrogant und begehrlich in seinen Ansprüchen»[15] Entsprechend beschloss der Gemeinderat unter dem Vorsitz von Gemeindepräsident Walter Morgenthaler, dem zuständigen Grossen Gemeinderat die Einbürgerung von Langhoff nicht zu beantragen. Dem Kirchgemeinderat teilte der Gemeinderat den Entscheid ohne Begründung mit und forderte ihn auf, den Pfarrer zu veranlassen, sein Gesuch zurückzuziehen.
Das Handeln des Gemeinderates lässt aufhorchen: Ein christlich getaufter Anwalt, dem wegen seinen jüdischen Wurzeln im Dritten Reich die Ausübung seines Berufs verboten worden war, studierte in Bern Theologie, wurde Pfarrer und Mitglied des Bernischen Ministeriums. Er wirkte seit 1937 innerhalb der Bernischen Landeskirche, ab 1939 in Langenthal. Die Zeugnisse waren gut, die kirchlichen Behörden hatten an seiner Person und seinem Wirken nichts auszusetzen. Und nun übernimmt der Langenthaler Gemeinderat unkritisch die Beurteilung eines mit fragwürdigen Mitteln recherchierenden Polizisten: Langhoff sei nicht assimiliert, sei rechthaberisch, arrogant und begehrlich. Der anders lautende Bericht des eigenen Gemeindepolizisten Masshardt fand offenbar in der Diskussion keine Beachtung.
Warum? Leider verzichtete Gemeindeschreiber Reber auf die Protokollierung der Voten der einzelnen Gemeinderäte. Er vermerkt bloss eine lebendige Diskussion und beim Beschluss die Enthaltung von Gemeinderat Schweizer.
Zwei Tage nach seinem Entscheid teilte der Gemeinderat der kantonalen Polizeidirektion mit, er könne die Einbürgerung von Langhoff nicht befürworten. Noch fehlten diesem die Voraussetzungen, um ein richtiger Schweizer zu sein.[16] Für die Gemeindebehörde war die Sache erledigt. Nicht aber für den Synodalrat der Bernischen Landeskirche. Als ihm der negative Einbürgerungsentscheid bekannt wurde, intervenierte er beim Gemeinderat in Langenthal. In einem Schreiben betonte er, dass Pfarrer Langhoff der einzige Pfarrer im Dienste der bernischen reformierten Landeskirche sei, der nicht als Schweizerbürger amte. Der Gemeinderat

möge den Synodalrat doch über die Gründe der Ablehnung des Gesuches informieren.[17] Kurz und bündig antwortete Gemeindeschreiber Reber: *Weil die nötige Assimilation noch nicht vorhanden ist!*[18]

Hans Martin Langhoff schaltet einen Anwalt ein

So einfach, wie es sich der Langenthaler Gemeinderat vorgestellt hatte, ging es aber nicht. Knapp zwei Jahre später, am 6. März 1944, musste er sie sich erneut mit der «Causa Langhoff» befassen. Er wurde von Hans Grogg, Fürsprecher in Bern, informiert, dass er künftig die Interessen von Dr. Hans Martin Langhoff vertrete. Er ersuchte die Gemeindebehörde bei der Polizeidirektion die Einbürgerungsakten wieder einzufordern und auf Langhoffs Einbürgerungsgesuch neu einzutreten.[19] Zugleich wollte der Anwalt in einem persönlichen Gespräch mit dem Gemeinderat die Situation seines Klienten schildern. Der Gemeinderat nahm von dem Schreiben Kenntnis und teilte Fürsprecher Grogg mit, dass er ihm aus «Gründen der Konsequenz» die Anhörung verweigere. Zudem habe sich die Situation seit dem 8. Juni 1942 nicht verändert,[20] ja Gemeinderat Stalder meinte gar, «*nach seiner Ansicht werde der Aufenthalt des Herrn Pfarrer Langhoff in Langenthal immer unerwünschter*».[21] Nach zwei Wochen war die Angelegenheit erneut ein Thema. Einerseits wurden die persönlichen Gespräche verhandelt, die Pfarrer Langhoff in der Zwischenzeit mit den einzelnen Gemeinderatsmitgliedern geführt hatte, andererseits ging es um die Frage, ob das Einbürgerungsgesuch nicht dem Grossen Gemeinderat vorzulegen sei. Wäre letzteres der Fall, müssten diesem auch die Vorakten zugestellt werden, und das könnte Langhoff belasten. Man dachte an die Rapporte des Polizisten Hofstetter. Beiläufig erwähnte der Gemeindepräsident in diesem Zusammenhang, dass der Anwalt Langhoffs in Hofstetters Berichten gravierende Fehler nachgewiesen habe. Der Gemeinderat trat auf Groggs Gesuch dennoch nicht ein. Zuerst müsse die eidgenössische Einbürgerungsbewilligung vorliegen.[22] Das war rechtswidrig, wie Grogg dem Gemeinderat daraufhin erläuterte. Diese könne gar nicht erteilt werden, wenn nicht vorher die Empfehlung der zuständigen Gemeindebehörde vorhanden sei.[23] Seinem Brief an die Langenthaler Exekutive legte der Fürsprecher zudem eine ausführliche

Ehefrau Anna Maria Langhoff

Stellungnahme von Langhoff zu den bisherigen Ereignissen bei. Darin fasste der Pfarrer zusammen, was er bei den erwähnten persönlichen Vorsprachen den Gemeinderatsmitgliedern vorgetragen hatte. Zunächst schilderte er seine bekannte Lebensgeschichte. Dann die an ihn herangetragenen Aufforderungen zu einer Einbürgerung, sowohl vom Synodalrat des Kantons Bern wie auch vom Kirchgemeinderat Langenthal. Vor allem rügte Langhoff, dass die für ihn unverständliche Begründung der Rückweisung seines ersten Antrages in seinem persönlichen Leben zu Schwierigkeiten geführt habe. Denn: «*Den Kollegen und auch andern Personen ist die Anbringung meines Einbürgerungsgesuches bekannt gewesen. Diesen ist die Zurückstellung nicht unbekannt geblieben und hat zu mancherlei haltlosen Kombinationen und vagen Vermutungen über dessen Ursachen Anlass gegeben. Das hat zu völlig ungerechtfertigtem Misstrauen gegen mich in Kollegenkreisen und gelegentlich auch sonst geführt, was eine Erschwerung der Amtsführung und der persönlichen Stellung bedeutet.*»[24] Schliesslich fügte Langhoff Fakten an, die bewiesen, dass die Ablehnungsbegründung des Gemeinderates «nicht assimiliert» haltlos war: Langhoff hatte sich 1939 bei Kriegsausbruch als Freiwilliger für den militärischen Hilfsdienst gemeldet und auch solchen geleistet, er hatte sich in Langenthal im Roten Kreuz engagiert und als Blutspender gewirkt. Seine Frau hatte bereits in Bern das Präsidium eines Krankenvereins innegehabt und war in Langenthal sozial wie kulturell sehr aktiv. Langhoff wörtlich: «*Sie nimmt – wie Ihnen bekannt – am musikalischen und kulturellen Leben lebhaften Anteil und ist als ehrenamtliche Sekretärin unserer neuen Volkshochschule für Langenthal und Umgebung berufen worden.*»[25] Zusammenfassend erinnerte Langhoff die Gemeinderäte, wie sich nach seiner Meinung der Begriff «Assimilation» zu füllen habe: «*Wir haben die geforderte Assimilation so aufgefasst, dass man den Eidgenössischen Gedanken der gegenseitigen unbedingten Verlässlichkeit an den grossen Vorbildern der Schweizer Vergangenheit und Gegenwart erfassen müsse und seinen eigenen Willen zur Hinzugehörigkeit und sein volles Verständnis für eidgenössische Belange im persönlichen Verhalten praktisch unter Beweis zu stellen habe. Wir glauben, dass wer uns wirklich kennt uns das nicht absprechen wird!*»[26]

Nach Kenntnisnahme des Gesuchs des Anwalts und des ausführlichen Schreibens von Langhoff tagte der Gemeinderat am 22. Mai 1944 erneut

und beschloss mit einer definitiven Beurteilung zuzuwarten, bis der Kirchgemeinderat zur Angelegenheit Stellung bezogen habe. Mit der Bemerkung des Protokollanten, dass sich in den Augen des Gemeinderates die Verhältnisse gegenüber der Einreichung des ersten Gesuches nicht verändert hätten, war gesagt, welchen Entscheid der Gemeinderat vom Kirchgemeinderat erwartete. Zudem wird im Protokoll z.H. des Kirchgemeinderates daran erinnert, dass eine Behörde die Bewilligung zur Einbürgerung nur erteilen soll, wenn alle «*die volle Überzeugung gewonnen haben, dass der Bewerber den schweizerischen Anschauungen und Verhältnissen angepasst ist, und wenn nach Charakter und Gesinnung von ihm erwartet werden kann, dass er ein zuverlässiger Schweizer werde*".[27] Diese Überzeugung hatten die meisten Gemeinderäte nicht. In der Gewissheit, dass das beim Kirchgemeinderat nicht anders sein werde, warteten sie geduldig auf dessen Bescheid. Dem Büro des Rates wurde die Einsichtnahme in die Akten gewährt. Am 3. Oktober 1944 führte der Kirchgemeinderat im Hotel Bären eine Grundsatzdebatte über die Einbürgerung ihres Hilfspfarrers. Ein Entscheid fiel allerdings erst am 6. Februar 1945, also vier Monate später. Welche Gespräche zwischen den Meinungsmachern im Gemeinde, bzw. Kirchgemeinderat geführt wurden, ist nicht bekannt. Das Resultat der Abstimmung im Kirchgemeinderat fiel wie erwartet im Sinne des Gemeinderats aus. Kurz und bündig wurde es von Sekretär Hügi mitgeteilt:

«*Wir können nach gründlicher Untersuchung die Einbürgerung des Herrn Pfarrer Langhoff in Langenthal heute nicht empfehlen.*»[28]

Es war allerdings nicht ein einstimmiger Entscheid. Es gab eine Minderheit, die es anders sah. Sie anerkannte das Bemühen des Pfarrers, sich den schweizerischen Verhältnissen anzupassen und begriff, dass es für einen Menschen, der in einem grossstädtischen, akademischen Milieu sozialisiert worden war, anspruchsvoll ist, sich in einem Dorf wie Langenthal zu integrieren. Einige im Kirchgemeinderat waren bereit, dem inzwischen staatenlosen Gesuchssteller wieder eine Heimat zu schenken, auch wenn «*gelegentlich Sprache und Benehmen noch immer seine Herkunft verraten*».[29]

Der Berner Regierungsrat urteilte wie die Minderheit im Kirchgemeinderat. Er sah in der geschliffenen Sprache, dem korrekten und bestimmten Auftreten des Intellektuellen aus der Hansestadt keinen Hinderungs-

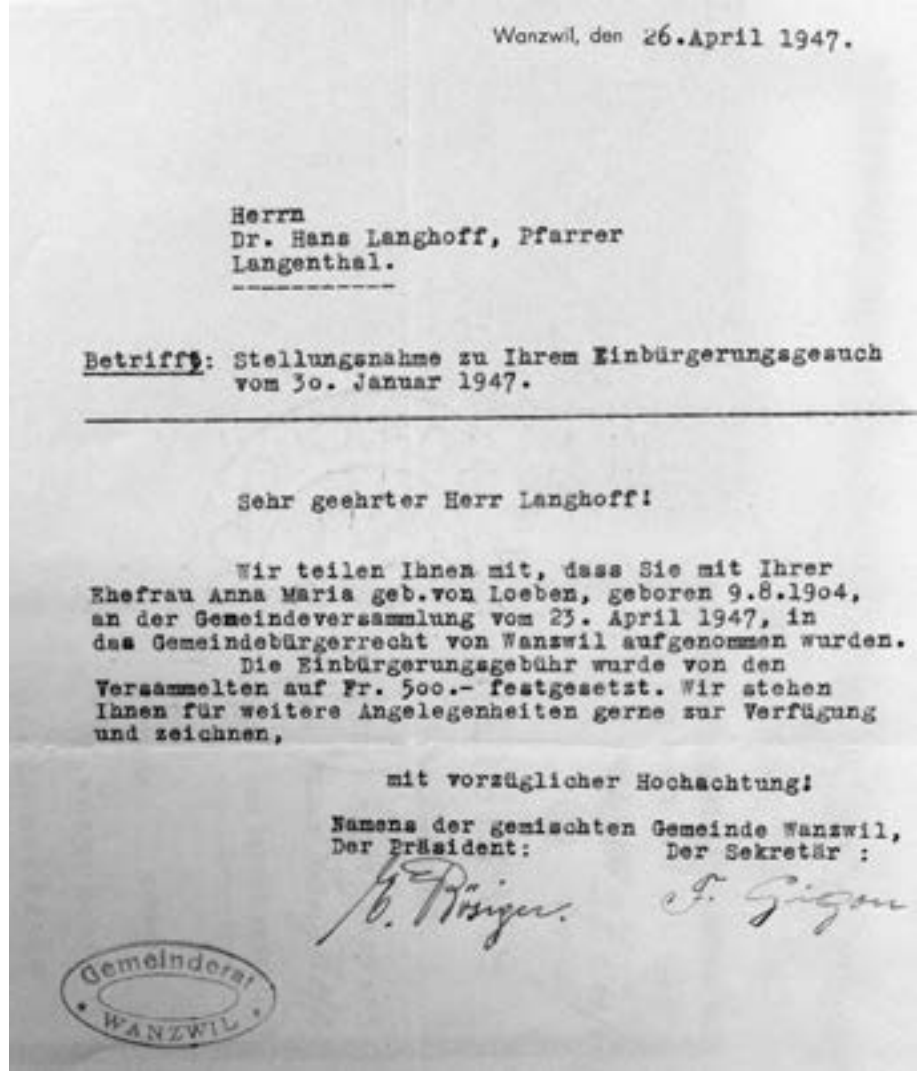
grund, ihn für weitere sechs Jahre als Bezirkshelfer zu wählen.[30] Der Langenthaler Gemeinderat hingegen war nach dem negativen Bericht der kirchlichen Behörde erst recht nicht bereit, das Einbürgerungsgesuch dem Grossen Gemeinderat vorzulegen.

Langhoff hatte von der Haltung des Kirchgemeinderates zunächst telefonisch, einige Tage später auch schriftlich Kenntnis erhalten. Angesichts des mangelnden Rückhalts im eigenen Wohnort und beim eigenen «Arbeitgeber», bemühte er sich um eine Einbürgerung in einer andern Oberaargauer Gemeinde. Als Bezirkshelfer war sein Wirkungsfeld nach dem Auslaufen der Hilfspfarrerstelle in Langenthal nicht mehr in erster Linie die Metropole im Oberaargau, vielmehr die ganze Region, das heisst die Kirchgemeinden der Ämter Aarwangen und Wangen. Gute und ermutigende Rückmeldungen auf sein Wirken liessen ihn vertrauen, dass in andern Gemeinden seines Helferkreises offene und verständige Gemeinderäte wirkten. Auch wenn die meisten Oberaargauer Gemeinden noch dörflicher geprägt waren als Langenthal. Ausgerechnet in einer der kleinsten Gemeinden der Region, in Wanzwil bei Herzogenbuchsee, fand er offene Ohren und Herzen für sein Schicksal. Fürsprecher Hans Grogg schrieb dem Langenthaler Gemeinderat am 16. Juli 1945:

«*Wegen der besonderen Umstände, die sich bei der Hängigmachung seines Gesuchs in Langenthal zeigten, bemühte sich Pfr. Langhoff um seine Einbürgerung in einer andern Gemeinde des Oberaargaus... Er hat sich an die Einwohnergemeinde Wanzwil im Amtsbezirk Wangen gewandt, und es ist ihm vom dortigen Gemeinderat die Zusicherung der Einbürgerung ...erteilt worden.*»[31]

Als Gemeindeschreiber Reber dem Gemeinderat am 30. Juli das Schreiben des Anwalts vorlas, fühlten sich die Gemeinderäte von Langenthal in ihrer Ehre verletzt. Namentlich Gemeindrat Stalder. Er beantragte, sofort bei der Kantonalen Polizeidirektion zu intervenieren. Es gehe nicht an, dass sich Pfarrer Langhoff in einer andern Gemeinde einbürgern könne, besonders wenn die Wohnsitzgemeinde die Voraussetzungen für eine Einbürgerung als nicht gegeben betrachte. Der Gemeinderat wollte aber nicht offiziell protestieren. Er hoffte, dass der Kanton aufgrund der vorhandenen Akten dem Bund die Einbürgerung nicht empfehle. Dann sei auch eine Einbürgerung in Wanzwil nicht möglich.

Der Gemeindepräsident von Wanzwil (E. Bösiger) und der Gemeindeschreiber (F. Gigon) bestätigen die Aufnahme von Pfr. Langhoff mit seiner Frau ins Bürgerrecht von Wanzwil.



Wanzwil, den 26.April 1947.

Herrn
Dr. Hans Langhoff, Pfarrer
Langenthal.

Betrifft: Stellungsnahme zu Ihrem Einbürgerungsgesuch vom 30. Januar 1947.

Sehr geehrter Herr Langhoff!

Wir teilen Ihnen mit, dass Sie mit Ihrer Ehefrau Anna Maria geb.von Loeben, geboren 9.8.1904, an der Gemeindeversammlung vom 23. April 1947, in das Gemeindebürgerrecht von Wanzwil aufgenommen wurden.

Die Einbürgerungsgebühr wurde von den Versammelten auf Fr. 500.- festgesetzt. Wir stehen Ihnen für weitere Angelegenheiten gerne zur Verfügung und zeichnen,

mit vorzüglicher Hochachtung!

Namens der gemischten Gemeinde Wanzwil,
Der Präsident: E. Bösiger
Der Sekretär : F. Gigon

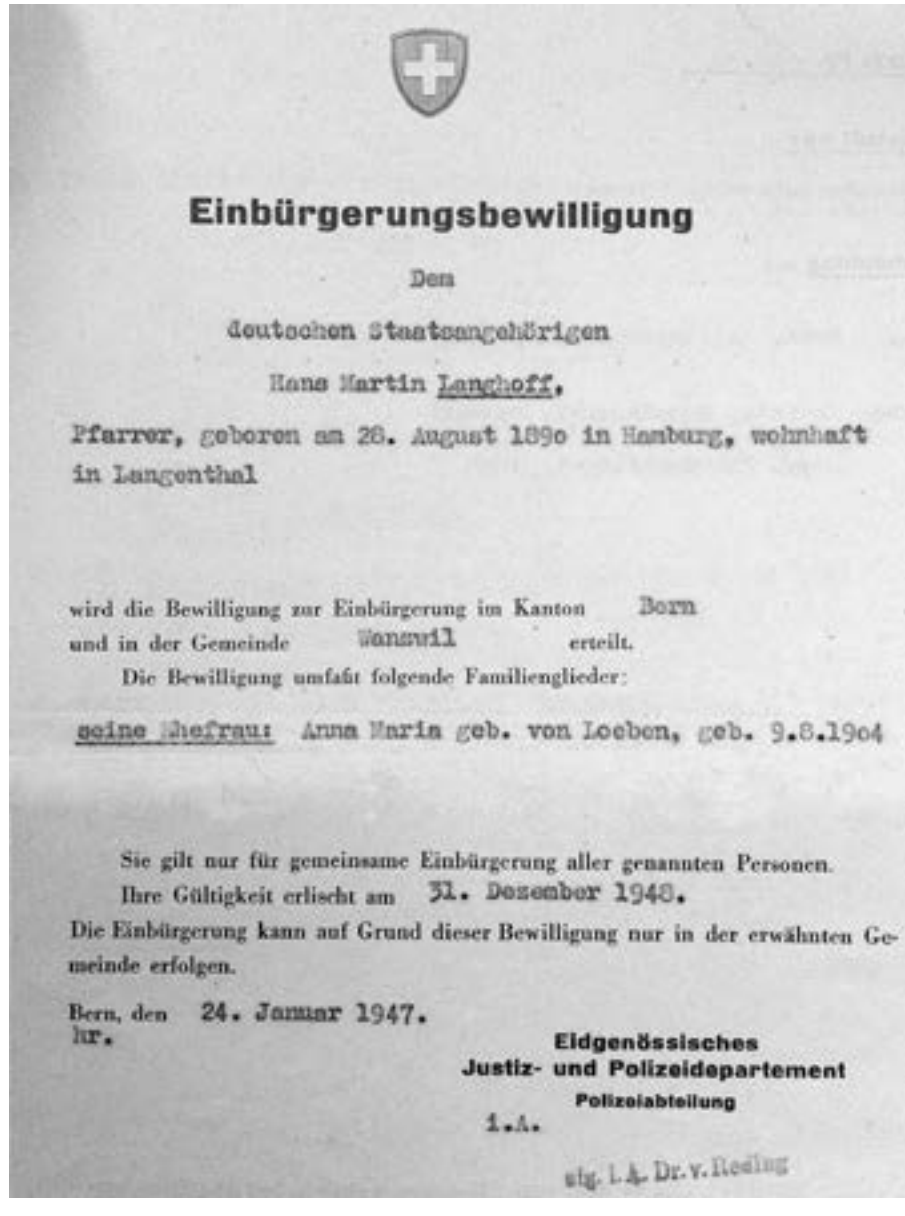
Gemeinderat WANZWIL

Dass inoffizielle Gespräche zwischen Gemeinderäten und der Polizei stattgefunden haben, zeigt die vertrauliche Notiz eines Polizeibeamten (Ld/Hb) z.H. von Regierungsrat Arnold Seematter. In ihr wird festgehalten, dass kurz vor dem Einbürgerungsentscheid des EJPD dem Polizeikommando ein ungünstig lautender Bericht vom Polizisten Masshardt aus Langenthal zugegangen war. Dieser sei der Eidg. Polizeiabteilung sofort

übermittelt worden.[32] Zur Erinnerung: Noch 1942 hatte sich Masshardt äusserst positiv über Langhoff geäussert! – Alles deutet darauf hin, dass sein Arbeitgeber den Meinungsumschwung beeinflusst hat! Das Intervenieren fruchtete: Am 29. Mai 1946 wies das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement das Gesuch nach einer Einbürgerung von Pfarrer Langhoff mit der Begründung zurück, Langhoff sei in Langenthal nur mangelnd integriert.[33] Mit Genugtuung nahm der Langenthaler Gemeinderat die entsprechende Mitteilung von Fürsprecher Grogg zur Kenntnis.[34] Langhoff und sein Anwalt hingegen waren enttäuscht. Sofort rekurrierten sie gegen den Entscheid. In ihren Augen beruhte er auf unwahren, Langhoff diffamierenden Akten. Es gelang beiden, schliesslich doch noch nachzuweisen, dass die Abweisung des Einbürgerungsgesuchs durch die Langenthaler Behörden auf nachweislich falschen Grundlagen beruhte und deshalb willkürlich war. Nach der erfolgten Berufung musste der Gemeindepolizist in Langenthal erneut Befragungen vornehmen. Diesmal fielen sie für Langhoff wiederum günstig aus, wie der oberaargauer Bezirkschefs der Kantonspolizei, Wachtmeister Wittwer, der kantonalen Polizeidirektion am 17. September 1946 berichtete.[35] Daraufhin sichtete das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement alle Akten nochmals kritisch, und am 18. Januar 1947 eröffnete Bundesrat Eduard Steiger höchst persönlich dem Oberaargauer Bezirkshelfer, dass sein Rekurs gutgeheissen worden sei, und er und seine Frau das Schweizer Bürgerrecht erhalten werden. Er habe den Bernischen Regierungsrat angewiesen, dem Kantonsparlament zu beantragen, ihm und seiner Gattin zugleich das bernische Bürgerrecht und das Gemeindebürgerrecht von Wanzwil zu erteilen.[36] Am 18. November 1947 genehmigte der Grosse Rat eine entsprechende Botschaft des Regierungsrates.[37] Die Gemeindeversammlung von Wanzwil hatte dem Ehepaar bereits am 23. April 1947 das Gemeindebürgerrecht zugesichert.[38]

Pfr. Dr. Hans Martin Langhoff und seine Ehefrau, Anna Maria , geb. von Loeben, waren Schweizerbürger geworden.

Aufgrund der Einbürgerungsbewilligung des EJPD konnte die Gemeinde Wanzwil dem Ehepaar Langhoff das Gemeindebürgerrecht erteilen.



Einbürgerungsbewilligung

Dem

deutschen Staatsangehörigen

Hans Martin Langhoff,

Pfarrer, geboren am 26. August 1890 in Hamburg, wohnhaft in Langenthal

wird die Bewilligung zur Einbürgerung im Kanton Bern und in der Gemeinde Wanzwil erteilt.

Die Bewilligung umfaßt folgende Familienglieder:

seine Ehefrau: Anna Maria geb. von Loeben, geb. 9.8.1904

Sie gilt nur für gemeinsame Einbürgerung aller genannten Personen.

Ihre Gültigkeit erlischt am 31. Dezember 1948.

Die Einbürgerung kann auf Grund dieser Bewilligung nur in der erwähnten Gemeinde erfolgen.

Bern, den 24. Januar 1947.
hr.

Eidgenössisches
Justiz- und Polizeidepartement
Polizeiabteilung
i.A.

sig. i.A. Dr. v. Reding

Anmerkungen

[1] Hartmann Ludwig/Eberhard Röhm (Hrsg): Evangelisch getauft-als Juden verfolgt. Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus, Stuttgart 2014. [2] Ludwig/Röhm, evangelisch getauft, 194-195. [3] Akten Nr. E 119 in der Archivbox BB 4.4.339. Ich danke Vinzenz Bartlome, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Staatsarchivs, er hat sie für mich ausfindig gemacht. [4] Ich folge der Selbstbiographie, welche Hans Martin Langhoff im Langenthaler Gemeindeblatt vom November 1939 veröffentlichte. [5] Gemeindeblatt für die Kirchgemeinde Langenthal, November 1939,79. [6] Akten Langhoff, Gemeindearchiv (ALG):Brief Polizeidirektion des Kantons Bern, Fremdenkontrolle an den Gemeinderat von Langenthal datiert vom 15. Mai 1942. [7] STA Be, BB 4.4.349/E 119. Bericht Masshardt vom 13. September 1941. [8] STA Be, BB 4.4.349/E119, Brief von Landjäger Müssigmann aus Saanen vom 9. September 1941. [9] STA Be, BB 4.4.339/E199, 1. Rapport à Monsieur le Commandant de la police cantonale, 4. février 1942, 2. Rapport complémentaire a Monsieur le Commandant de la police cantonale, 20. février 1942, 3. Rapport supplémentaire du 13 mars 1942. [10] STA Be, BB 4.4.339/E119, Brief vom 12.2. 1942 an Wm.Hofstetter. [11] STA Be, BB 4.4.339/E119, Brief von Lehrer Moser vom 8. 2.1942 an Polizeiwachtmeister Hofstettler. [12] STA Be, BB 4.4.349/E119, Rapport 1,3. [13] STA Be, BB 439/E119, Rapport 1,3. [14] STA Be, BB 439/E119, Schreiben der Polizeiabteilung an die Polizeidirektion vom 28.4.1942. [15] ALG: Auszug aus dem Protokoll des Einwohnergemeinderates von Langenthal, 8. Juni 1942. [16] ALG: Bericht an die Kantonale Polizeidirektion vom 10. Juni 1942. [17] ALG: Der Synodalrat der Reformierten Kirche des Kantons Bern an den Gemeinderat Langenthal, 12. Februar 1943. [18] ALG: Der Gemeinderat von Langenhtal an den Synodalrat der Reformierten Kirche des Kantons Bern, 15. Februar 1943. [19] ALG: Hans Grogg, Fürsprecher, Bern, an den Einwohnergemeinderat Langenthal, 1. März 1944. [20] ALG: Auszug Protokoll des Einwohnergemeindrates von Langenthal, 6. März 1944. [21] ALG: Auszug Protokoll des Einwohnergemeindrates von Langenthal, 20. März 1944. Stalder war bekannt, dass kurz vorher, der Langenthaler Gemeindepolizist gegen Frau Pfarrer Langhoff, gegen Dr. Steiner, Redaktor am Langenthaler Tagblatt, und gegen Emil Karl Herzig, Präsident der Volkshochschule Langenthal Anzeige erstattet hatte. Grund: Frau Pfarrer Langhoff hatte im Langenthaler Tagblatt einen Artikel geschrieben und an der Volkshochschule einen Kurs gegeben, ohne eine Arbeitsbewilligung einzuholen. Alle drei Angeklagten wurden vom Amtsrichter freigesprochen und erhielten noch eine Enschädigung (STA Be, BB 439/E 119, Bericht Masshardt an die Kantonspolizei, vom 16.4.1944). [22] ALG:Auszug aus dem Protokoll des Einwohnergemeindrates von Langenthal, 3. April 1944. [23] ALG: Hans Grogg, Fürsprecher, Bern, an den Einwohnergemeinderat Langenthal, 2. Mai 1944. [24] ALG: Dr. H. Langhoff an den kleinen Gemeinderat von Langenthal, 2. Mai 1944, 5. (Schreiben Langhoff). [25] ALG: Brief Langhoff, 6. [26] ALG: Brief Langhoff, 7. [27] ALG: Auszug aus dem Protokoll des Einwohnergemeinderates von Langenthal vom 22. Mai 1944. [28] ALG: Evang. Reformierte Kirchgemeinde Langenthal an Pfarrer Langhoff, 10. Februar 1945. [29] ALG: Kirchgemeinderat an Langhoff, 10.2.1945. [30] Langenthaler Tagblatt, 5. April 1945. [31] Hans Grogg, Fürspre-

cher, Bern, an den Einwohnergemeinderat Langenthal, 16. Juli 1945. [32] STA Be BB 439/E119. Notiz Ld/Hb an Regierungsrat Seematter, o.D. [33] ALG: Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement. Polizeiabteilung an Hans Grogg, Fürsprecher, Bern. [34] ALG: Auszug aus dem Protokoll des Einwohnergemeinderates von Langenthal, 4. Juni 1946. [35] STA Be BB 439/E119. Bezirkschef Wm Wittwer an das kantonale Polizeikommando. 17. September 1946. [36] AGL: Eduard von Steiger, Chef des Eidg. Justiz- und Polizeidepartements an Pfr. Dr. Hans Martin Langhoff, 18. Januar 1947. [37] ALG: Auszug aus dem Protokoll des Grossen Rates des Kantons Bern vom 18.11.1947. [38] STA Be, BB 4.4.349, Brief des Gemeinderates von Wanzwil an Dr. Hans Langhoff vom 26. April 1947.

Die Abbildungen stammen aus den Akten des Staatsarchivs (E 119, BB 4.4.339).

Entwicklung der Siedlungsfläche im Oberaargau 1865-2009

Eine Annäherung aufgrund der bernischen Grundsteuerschatzungen und der eidgenössischen Arealstatistik

Jürg Rettenmund

Seit den 1980-er Jahren führt das Bundesamt für Statistik eine Arealstatistik nach der immer gleichen Methodik durch – die Ergebnisse sind damit in der Zeitachse vergleichbar.[1] Wertet man diese Zahlen aus, so zeigt sich, in welchem Ausmass sich in diesen 24 Jahren die menschlichen Siedlungen breit gemacht haben – meist auf Kosten des landwirtschaftlichen Kulturlandes. Im Verwaltungskreis Oberaargau zum Beispiel wurde die Fläche der Grösse der Gemeinden Graben und Inkwil überbaut.[2]
Arealstatistiken erhob der Bund jedoch bereits seit 1910 in unregelmässigen Abständen.[3] Dass die Methoden der Erhebung sich in dieser Zeit änderten, war nicht zu umgehen, standen doch zum Beispiel zu Beginn des letzten Jahrhunderts Luftbilder, die heute ausgewertet werden, noch gar nicht zur Verfügung. Zudem veränderte sich auch das Interesse an den erhobenen Faktoren: Die Siedlungsfläche, die heute vor allem interessiert, wurde in den ersten Erhebungen gar nicht separat ausgewiesen; damals standen Kulturland und Wald im Fokus. Die Siedlungen figurierten unter den unproduktiven Flächen. Ganz exakte Vergleiche sind damit nicht möglich; in der Tendenz lässt sich das bekannte Phänomen der Zersiedelung jedoch trotzdem in Grössenordnungen fassen.
Im Kanton Bern kommt eine weitere Quelle hinzu, die die Entwicklung sogar bis in die 1860-er Jahre, und damit in die Zeit des Eisenbahnbaus, zurückverfolgen lässt: Die Grundsteuerschatzungen.[4] Allerdings nehmen mögliche Fehlerquellen noch einmal zu, ändert sich doch die Erhebungsform damit noch einmal: In den Grundsteuerschatzungen wurden nicht Siedlungsflächen erhoben, sondern Hausplätze. Verkehrsflächen wurden gar nicht erfasst, Hofstätten zum Kulturland gezählt. Zum Glück berühren sich die eidgenössische und die kantonale Erhebung an ihren End-

Zunahme der Siedlungsfläche
von 1865/67 bis 2004/2009

- über 1000 Prozent
- 600 bis 999 Prozent
- 400 bis 599 Prozent
- 200 bis 399 Prozent
- unter 200 Prozent

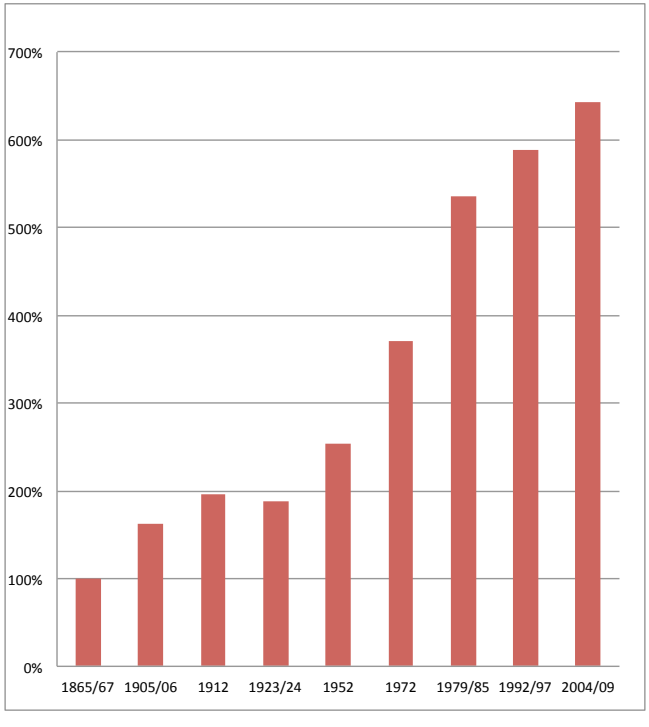
① 1865/67 war im Oberaargau die Fläche von der Grösse der Gemeinde Lotzwil überbaut.
Im Weiteren kamen folgende Flächen dazu:
② 1865/67 bis 1905/06 Schwarzhäusern
③ 1905/06 bis 1912 Reisiwil
④ 1912 bis 1952 Rohrbach
⑤ 1952 bis 1972 Wiedlisbach
⑥ 1972 bis 1979/85 Melchnau
⑦ 1979/85 bis 1992/97 Graben
⑧ 1992/97 bis 2004/09 Inkwil

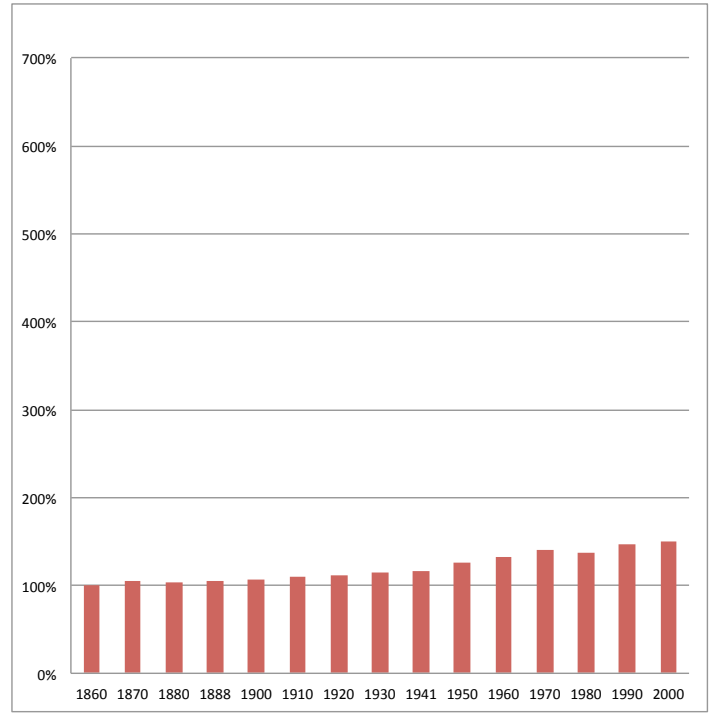
punkten beinahe, so dass sich der Fehler ungefähr abschätzen lässt. Für die beigefügte Karte und Grafik wurden deshalb die Hausplatzflächen der Grundsteuerschatzungen verdoppelt, um Siedlungsflächen zu erhalten. Für die Siedlungsflächen in den Jahren 1912 und 1923/24 wurde zudem der Durchschnitt der übrigen unproduktiven Flächen aus den Jahren 1952 bis 2009 von den unproduktiven Flächen abgezogen, um auch für diese Zeit einen Annäherungswert zu erhalten.

Die Ausdehnung der Siedlungen nimmt sich selbst im Oberaargau beachtlich aus, obschon er nur am Rand der Agglomerationen im Mittelland liegt, wo die Verstädterung am augenfälligsten ist: Nimmt man die doppelte Zahl aus der Grundsteuerschatzung, so war im Oberaargau 1865/67 ungefähr die Fläche der Gemeinde Lotzwil mit menschlichen Siedlungen überbaut. Mit jeder Erhebung wurden seither die Flächen in der Grösse weiterer Gemeinden überbaut (siehe Karte S. 183). Seit 2004/09 ist diese Entwicklung nicht abgeschlossen, wie eine Fahrt durch den Oberaargau unschwer erkennen lässt. Auch diese wird von der Arealstatistik erfasst: In den Jahren 2014 und 2015 werden im Oberaargau die Flugaufnahmen für die Erhebung 2013-2018 erstellt.[5]

Von 1860 bis heute ist im Oberaargau natürlich auch die Bevölkerung gewachsen: Von rund 51'000 auf 75'000 Personen.[6] Das erklärt die Ausdehnung der Siedlungen allerdings nur zu einem kleinen Teil: Es entspricht einem Plus von rund 50 Prozent, während die Siedlungsfläche um 550 Prozent angestiegen ist. Der grösste Teil der Ausdehnung ist also dem Wohlstand geschuldet: Standen einem Oberaargauer im Jahr 1865 rund 60 Quadratmeter Siedlungsfläche zur Verfügung, braucht er heute 524 Quadratmeter. Zur Veranschaulichung: 64 Quadratmeter entsprechen einem Quadrat von acht Metern Seitenlänge; 529 Quadratmeter einem solchen von 23 Metern; und dabei ist noch gar nicht berücksichtigt, dass auf diesen Flächen verdichteter gebaut wird.

Die Entwicklung lässt sich auch für die einzelnen Gemeinden verfolgen, wo sie erwartungsgemäss zwischen Zentren, Gemeinden mit grossen Verkehrsachsen und Industriearealen sowie peripher gelegenen Gebieten unterschiedlich ablief – von Langenthal, Wiedlisbach, Roggwil und Thunstetten, wo die Fläche auf das zwölf- bis vierzehnfache zunahm, bis nach Rohrbachgraben, wo sie sich lediglich annähernd verdoppelte. Ganz so gross ist der «Komfortgewinn» durch die gewachsene Siedlungsfläche





Entwicklung der Siedlungsfläche und der Einwohnerzahlen im Oberaargau 1865/67 bis 2004/09, respektive 1860 bis 2000 im Vergleich.

zwischen Rohrbachgraben und Langenthal allerdings nicht: Während die heutige Siedlungsfläche in der Peripherie einer auf 72 Prozent geschrumpften Zahl von Einwohnern zur Verfügung steht, ist im Zentrum die Einwohnerzahl seit 1865 (inkl. Schoren und Untersteckholz) auf 382 Prozent angewachsen. Zudem stellt das Zentrum mit der Bahn-Neubaustrecke Siedlungsland für das nationale Verkehrsnetz zur Verfügung.
Vorsicht ist beim Vergleich bei den Gemeinden Eriswil, Oeschenbach, Ursenbach und Wyssachen angezeigt: Dort wurden in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Gebiete abgetauscht, deren flächenmässige Auswirkungen sich nicht nachverfolgen lassen, weil sich aus den Grundsteuerschatzungen keine Gemeindeflächen herauslesen lassen.[7]

Anmerkungen

[1] www.bfs.admin.ch (Themen/ 02 Raum und Umwelt/ Bodennutzung/ Daten/ Gemeindedaten). [2] BZ Langenthaler Tagblatt, 30.11.2013, S. 2. [3] wie Anm. 1. [4] Staatsarchiv Bern, Bibliothek U 22: Statistische Übersicht des Flächeninhalts und des Schatzungswertes der kultivierten Liegenschaften, Gebäude, Hausplätze und Waldungen des Kantons Bern auf der Grundlage der Hauptrevision der Grundsteuerschatzung 1865-1867. – Die Hauptrevision der amtlichen Werte der Grundsteuerschatzung im Kanton Bern pro 1905-1906. [5] Arealstatistik 2013/18 - Flugprogramm des Bundesamtes für Landestopografie swisstopo. [6] Detailzahlen nach Gemeinden vgl. Jahrbuch des Oberaargaus 2003, S. 248-250. [7] Einzeln nachgewiesen bei den Tabellen im Jahrbuch 2003, S. 248-250 (wie Anm. 6).

Bernische Grundsteuerschatzung 1865/67

(Flächen in ha)	Kulturland	Hausplätze	Wald
Aarwangen	544	11	323
Attiswil	461	8	234
Auswil	362	3	57
Bannwil	266	3	166
Berken	90	1	38
Bettenhausen	154	2	37
Bollodingen	130	2	58
Bleienbach	354	4	176
Busswil b. M.	144	2	126
Eriswil	557	9	161
Farnern	170	2	75
Gondiswil	686	4	171
Graben	189	3	102
Heimenhausen	180	4	122
Röthenbach b.H.	133	2	67
Wanzwil	39	1	15
Hermiswil	62	1	34
Herzogenbuchsee	394	14	244
Oberönz	178	3	101
Huttwil	1'218	16	303
Inkwil	202	5	113
Langenthal	651	15	567
Schoren	107	1	72
Untersteckholz	217	2	49
Lotzwil	334	5	228
Madiswil	889	12	357
Gutenburg	37	0	22
Kleindietwil	183	2	67
Leimiswil	368	3	73
Melchnau	689	8	299
Niederbipp	1'083	22	603
Niederönz	185	4	79
Oberbipp	539	9	230
Obersteckholz	262	2	108
Ochlenberg	651	7	335
Oeschenbach	379	3	151
Reisiswil	134	1	63
Roggwil	519	8	210
Rohrbach	280	5	53
Rohrbachgraben	463	5	155
Rumisberg	278	4	191
Rütschelen	243	2	122
Schwarzhäusern	240	4	131
Seeberg	993	16	512
Thörigen	264	6	177
Thunstetten	625	8	229
Ursenbach	696	9	274
Walliswil Bipp	94	2	30
Walliswil Wangen	195	3	77
Walterswil	482	5	114
Wangen a.A.	300	8	140
Wangenried	212	3	67
Wiedlisbach	509	6	206
Wolfisberg	124	2	90
Wynau	276	6	187
Wyssachen	1'099	11	224
Oberaargau	21'111	307	9'211

Bernische Grundsteuerschatzung 1905-1906

(Flächen in ha)	Kulturland	Hausplätze	Wald
Aarwangen	575	14	341
Attiswil	514	9	223
Auswil	398	6	48
Bannwil	273	5	164
Berken	90	1	39
Bettenhausen	157	4	157
Bollodingen	127	3	59
Bleienbach	362	8	183
Busswil b. M.	151	3	126
Eriswil	841	14	251
Farnern	278	3	81
Gondiswil	686	9	221
Graben	196	3	99
Heimenhausen	183	5	122
Röthenbach b.H.	127	4	64
Wanzwil	39	2	16
Hermiswil	64	1	35
Herzogenbuchsee	382	24	240
Oberönz	179	4	103
Huttwil	1'328	35	335
Inkwil	203	6	111
Langenthal	718	52	629
Untersteckholz	223	3	49
Lotzwil	370	12	228
Madiswil	1'008	15	458
Gutenburg	41	1	16
Kleindietwil	183	5	71
Leimiswil	372	6	69
Melchnau	658	9	310
Niederbipp	1'059	8	596
Niederönz	187	5	78
Oberbipp	502	8	305
Obersteckholz	271	5	107
Ochlenberg	793	14	376
Oeschenbach	263	4	116
Reisiswil	130	3	64
Roggwil	521	18	208
Rohrbach	301	10	75
Rohrbachgraben	169	6	169
Rumisberg	341	4	158
Rütschelen	250	5	138
Schwarzhäusern	232	3	122
Seeberg	981	20	502
Thörigen	274	7	160
Thunstetten	675	17	246
Ursenbach	616	12	265
Walliswil Bipp	93	2	24
Walliswil Wangen	195	4	90
Walterswil	593	6	170
Wangen a.A.	307	15	132
Wangenried	214	4	66
Wiedlisbach	512	9	197
Wolfisberg	118	2	97
Wynau	268	10	186
Wyssachen	918	10	216
Oberaargau	21'510	478	9'710

Eidgenössische Arealstatistik 1912

(Flächen in ha)	Land- und Alpwirtschaft	Forstwirtschaft	Unproduktiv	Total
Aarwangen	580	340	68	988
Attiswil	517	223	24	765
Auswil	399	48	15	462
Bannwil	272	167	39	478
Berken	90	39	10	139
Bettenhausen	155	30	12	197
Bollodingen	127	59	11	196
Bleienbach	367	182	19	569
Busswil b. M.	153	125	9	286
Eriswil	845	251	37	1'133
Farnern	282	80	7	368
Gondiswil	689	220	30	939
Graben	196	99	21	316
Heimenhausen	183	120	14	317
Röthenbach b.H.	131	63	9	203
Wanzwil	39	16	5	60
Hermiswil	64	35	7	106
Herzogenbuchsee	396	241	49	686
Oberönz	179	104	15	297
Huttwil	1'335	330	60	1'725
Inkwil	207	111	20	339
Langenthal	742	622	66	1'431
Untersteckholz	224	48	11	283
Lotzwil	369	228	25	622
Madiswil	937	438	73	1'449
Gutenburg	42	16	2	60
Kleindietwil	186	71	12	269
Leimiswil	373	69	20	462
Melchnau	664	310	48	1'021
Niederbipp	1'065	599	54	1'717
Niederönz	188	79	13	280
Oberbipp	506	304	35	845
Obersteckholz	272	107	12	391
Ochlenberg	788	384	41	1'212
Oeschenbach	262	117	13	392
Reisiswil	128	66	6	201
Roggwil	528	205	44	778
Rohrbach	304	75	28	408
Rohrbachgraben	458	168	21	647
Rumisberg	345	157	12	514
Rütschelen	247	139	12	398
Schwarzhäusern	230	125	24	379
Seeberg	991	501	83	1'575
Thörigen	276	160	18	454
Thunstetten	680	244	42	967
Ursenbach	619	264	33	916
Walliswil Bipp	102	27	19	148
Walliswil Wangen	196	90	20	307
Walterswil	594	172	22	788
Wangen a.A.	312	134	78	523
Wangenried	215	66	12	292
Wiedlisbach	514	196	40	751
Wolfisberg	142	97	6	246
Wynau	273	186	52	511
Wyssachen	920	216	33	1'169
Oberaargau	21'898	9'562	1'513	32'973

Eidgenössische Arealstatistik 1923/24

(Flächen inh ha)	Landwirtschaft	Wald	Unproduktiv	Total
Aarwangen	589	339	59	987
Attiswil	500	237	28	765
Auswil	402	48	12	462
Bannwil	267	164	47	478
Berken	89	38	12	139
Bettenhausen	155	32	10	197
Bollodingen	127	59	11	196
Bleienbach	367	182	19	569
Busswil b. M.	153	125	8	286
Eriswil	849	253	31	1'133
Farnern	280	81	7	368
Gondiswil	685	222	33	939
Graben	196	99	22	316
Heimenhausen	184	122	12	317
Röthenbach b.H.	130	64	10	203
Wanzwil	39	16	5	61
Hermiswil	64	36	5	106
Herzogenbuchsee	379	242	65	686
Oberönz	179	103	15	297
Huttwil	1'333	327	65	1'725
Inkwil	205	111	23	339
Langenthal	741	626	64	1'431
Untersteckholz	223	48	12	283
Lotzwil	368	228	27	622
Madiswil	935	457	57	1'449
Gutenburg	41	16	2	60
Kleindietwil	185	73	11	269
Leimiswil	373	69	20	462
Melchnau	654	311	56	1'021
Niederbipp	1'090	598	30	1'717
Niederönz	188	79	13	280
Oberbipp	500	309	35	845
Obersteckholz	270	107	14	391
Ochlenberg	808	377	27	1'212
Oeschenbach	264	115	12	392
Reisiswil	129	63	9	201
Roggwil	511	210	57	778
Rohrbach	297	75	35	408
Rohrbachgraben	457	168	22	647
Rumisberg	343	158	13	514
Rütschelen	247	139	12	398
Schwarzhäusern	236	121	23	379
Seeberg	991	508	76	1'575
Thörigen	275	163	17	454
Thunstetten	672	244	51	967
Ursenbach	626	267	23	916
Walliswil Bipp	96	24	27	148
Walliswil Wangen	196	90	20	307
Walterswil	606	165	17	788
Wangen a.A.	313	133	77	523
Wangenried	215	66	11	292
Wiedlisbach	514	196	40	751
Wolfisberg	142	97	6	246
Wynau	268	186	58	511
Wyssachen	913	219	36	1'169
Oberaargau	21'859	9'604	1'510	32'972

Eidgenössische Arealstatistik 1952

(Flächen in ha)	Landwirtschaft	Wald	Gebäude	Verkehrswege	Gewässer	Übrige Unproduktive	Total
Aarwangen	571	337	21	26	31	1	986
Attiswil	498	236	10	17	2	1	765
Auswil	400	49	4	8	0	1	462
Bannwil	263	162	6	13	32	1	477
Berken	90	38	2	2	7	0	139
Bettenhausen	153	31	4	7	1	1	198
Bollodingen	126	59	3	7	2	0	196
Bleienbach	366	183	7	11	2	0	569
Busswil b. M.	152	125	3	6	0	0	286
Eriswil	835	255	16	27	1	0	1'134
Farnern	279	82	2	5	0	0	368
Gondiswil	690	218	10	20	2	1	941
Graben	196	99	4	7	11	1	316
Heimenhausen	183	119	5	8	2	0	317
Röthenbach b.H.	130	64	4	6	0	0	204
Wanzwil	41	14	1	4	1	0	61
Hermiswil	64	35	1	5	0	0	106
Herzogenbuchsee	368	240	40	35	1	3	686
Oberönz	179	102	4	10	2	0	297
Huttwil	1'299	326	39	54	5	1	1'724
Inkwil	202	111	7	11	7	0	339
Langenthal	673	575	109	71	7	9	1'443
Untersteckholz	220	47	4	8	3	1	283
Lotzwil	361	224	17	14	4	1	621
Madiswil	987	454	26	49	5	2	1'523
Gutenburg	41	16	1	1	0	0	60
Kleindietwil	185	73	5	5	2	0	270
Leimiswil	376	71	4	8	2	1	462
Melchnau	656	310	13	38	4	2	1'022
Niederbipp	1'073	599	29	41	1	5	1'747
Niederönz	186	78	6	7	2	1	280
Oberbipp	494	308	10	28	3	2	845
Obersteckholz	271	108	5	6	0	0	391
Ochlenberg	795	374	15	27	1	1	1'212
Oeschenbach	263	115	4	10	0	0	392
Reisiswil	131	64	3	3	0	0	201
Roggwil	505	203	26	27	11	4	776
Rohrbach	304	75	10	14	4	1	408
Rohrbachgraben	463	171	6	6	0	0	646
Rumisberg	340	160	5	10	0	0	514
Rütschelen	247	139	5	7	0	0	398
Schwarzhäusern	229	121	4	9	11	5	379
Seeberg	985	499	23	56	11	3	1'576
Thörigen	274	160	7	11	1	1	454
Thunstetten	670	243	17	28	1	6	965
Ursenbach	620	262	12	21	1	1	917
Walliswil Bipp	93	24	2	4	23	1	147
Walliswil Wangen	194	91	5	6	11	0	307
Walterswil	600	164	6	17	0	0	788
Wangen a.A.	298	133	22	21	51	0	523
Wangenried	212	66	5	8	0	0	292
Wiedlisbach	497	194	16	22	19	1	750
Wolfisberg	142	97	2	4	0	0	246
Wynau	263	182	11	23	30	2	511
Wyssachen	913	218	13	23	1	0	1'169
Oberaargau	21'645	9'595	639	919	316	61	33'080

Eidgenössische Arealstatistik 1972

(Flächen in ha)	Wiesen, Äcker	Weiden	Wald	Gebäude	Verkehr	Gewässer	Übriges unkultiviertes	Total
Aarwangen	539	0	340	45	29	31	2	986
Attiswil	482	0	242	19	18	2	2	765
Auswil	397	0	49	8	8	0	1	462
Bannwil	259	0	162	10	13	32	1	477
Berken	88	0	38	3	2	7	0	139
Bettenhausen	152	0	31	6	7	1	1	198
Bollodingen	125	0	59	4	7	2	0	196
Bleienbach	325	0	183	13	11	1	36	569
Busswil b. M.	149	0	125	5	7	0	0	286
Eriswil	809	17	253	25	28	1	0	1'133
Farnern	173	104	82	5	5	0	0	368
Gondiswil	688	0	214	15	20	3	1	941
Graben	194	0	99	6	7	11	1	316
Heimenhausen	182	0	119	6	8	2	0	317
Röthenbach b.H.	128	0	64	6	6	0	0	204
Wanzwil	39	0	14	3	4	1	0	61
Hermiswil	63	0	35	2	5	0	0	106
Herzogenbuchsee	331	0	240	75	36	1	4	686
Oberönz	175	0	102	7	10	2	1	297
Huttwil	1'208	0	330	111	65	7	2	1'724
Inkwil	198	0	111	10	11	7	1	339
Langenthal	573	2	575	202	78	7	9	1'445
Untersteckholz	221	0	47	5	8	2	1	283
Lotzwil	345	0	224	34	15	4	1	622
Madiswil	972	0	455	43	49	5	2	1'526
Gutenburg	40	0	16	2	1	0	0	60
Kleindietwil	180	0	72	10	5	2	0	270
Leimiswil	370	1	71	9	8	2	1	462
Melchnau	613	0	325	42	42	4	1	1'028
Niederbipp	984	51	598	50	41	1	5	1'730
Niederönz	180	0	78	13	7	2	1	280
Oberbipp	488	0	308	16	28	3	2	845
Obersteckholz	268	0	108	8	6	0	0	390
Ochlenberg	791	1	374	18	27	1	1	1'212
Oeschenbach	261	0	115	5	10	0	0	392
Reisiswil	124	0	62	8	6	0	0	201
Roggwil	474	0	198	58	29	11	9	778
Rohrbach	269	0	76	42	18	3	0	408
Rohrbachgraben	460	0	171	8	7	0	0	646
Rumisberg	266	0	160	7	10	0	0	443
Rütschelen	243	0	139	9	7	0	0	398
Schwarzhäusern	224	0	120	7	9	11	6	378
Seeberg	978	71	498	29	56	11	3	1'645
Thörigen	271	1	160	10	11	1	1	455
Thunstetten	648	0	245	38	29	0	6	968
Ursenbach	612	0	262	19	22	1	1	917
Walliswil Bipp	92	0	24	3	4	23	1	147
Walliswil Wangen	190	0	91	8	6	11	0	307
Walterswil	595	0	161	12	18	0	0	788
Wangen a.A.	253	0	133	55	28	54	0	522
Wangenried	209	0	66	8	8	1	0	291
Wiedlisbach	446	0	197	39	44	21	2	750
Wolfisberg	112	25	100	4	4	0	0	246
Wynau	215	0	188	49	25	28	6	511
Wyssachen	894	7	218	23	24	1	2	1'169
Oberaargau	20'563	282	9'528	1'276	999	322	113	33'083

Eidgenössische Arealstatistik 1979/85

(Flächen in ha)	Siedlungsflächen	Landwirtschaftsflächen	Bestockte Flächen	Unproduktive Flächen	Total
Aarwangen	118	468	369	32	987
Attiswil	74	417	268	5	764
Auswil	18	387	54	1	460
Bannwil	41	220	189	25	475
Berken	20	71	42	7	140
Bettenhausen	35	267	91	3	396
Bleienbach	37	333	190	9	569
Busswil b. M.	14	153	117	0	284
Eriswil	63	773	295	2	1'133
Farnern	15	243	107	0	365
Gondiswil	51	652	231	2	936
Graben	23	168	115	11	317
Heimenhausen	51	323	206	3	583
Hermiswil	5	63	36	1	105
Herzogenbuchsee	214	412	356	0	982
Huttwil	200	1'146	380	2	1'728
Inkwil	33	174	123	8	338
Langenthal	429	632	661	5	1'727
Lotzwil	77	315	231	0	623
Madiswil	130	1'486	697	3	2'316
Melchnau	71	603	363	0	1'037
Niederbipp	204	882	657	2	1'745
Niederönz	31	164	82	1	278
Oberbipp	89	419	336	5	849
Obersteckholz	17	264	110	0	391
Ochlenberg	51	758	399	0	1'208
Oeschenbach	16	254	118	2	390
Reisiswil	8	126	62	1	197
Roggwil	163	391	222	6	782
Rohrbach	57	262	87	0	406
Rohrbachgraben	17	449	181	1	648
Rumisberg	37	260	213	6	516
Rütschelen	25	224	150	0	399
Schwarzhäusern	41	198	126	10	375
Seeberg	88	941	534	15	1'578
Thörigen	41	245	166	2	454
Thunstetten	138	575	253	2	968
Ursenbach	42	581	287	3	913
Walliswil Bipp	20	82	27	15	144
Walliswil Wangen	39	154	102	12	307
Walterswil	40	584	170	0	794
Wangen a.A.	105	224	149	43	521
Wangenried	21	196	71	2	290
Wiedlisbach	129	394	212	20	755
Wolfisberg	10	109	124	0	243
Wynau	71	206	206	29	512
Wyssachen	67	841	266	2	1'176
Oberaargau	3'286	19'089	10'431	298	33'104

Eidgenössische Arealstatistik 1992/97

(Flächen in ha)	Siedlungsflächen	Landwirtschaftsflächen	Bestockte Flächen	Unproduktive Flächen	Total
Aarwangen	138	458	360	31	987
Attiswil	79	410	270	5	764
Auswil	22	383	53	2	460
Bannwil	40	222	188	25	475
Berken	16	74	42	8	140
Bettenhausen	38	263	91	4	396
Bleienbach	44	327	189	9	569
Busswil b. M.	16	151	117	0	284
Eriswil	69	763	299	2	1'133
Farnern	16	240	109	0	365
Gondiswil	55	648	230	3	936
Graben	22	168	116	11	317
Heimenhausen	58	318	205	2	583
Hermiswil	6	61	37	1	105
Herzogenbuchsee	235	381	354	12	982
Huttwil	220	1'127	378	3	1'728
Inkwil	37	171	122	8	338
Langenthal	470	589	663	5	1'727
Lotzwil	88	303	231	1	623
Madiswil	158	1'462	693	3	2'316
Melchnau	75	599	362	1	1'037
Niederbipp	221	866	657	1	1'745
Niederönz	37	158	82	1	278
Oberbipp	98	409	336	6	849
Obersteckholz	18	263	110	0	391
Ochlenberg	52	756	398	2	1'208
Oeschenbach	19	252	117	2	390
Reisiswil	10	125	61	1	197
Roggwil	172	382	222	6	782
Rohrbach	60	261	84	1	406
Rohrbachgraben	20	447	180	1	648
Rumisberg	42	258	210	6	516
Rütschelen	26	225	148	0	399
Schwarzhäusern	39	197	128	11	375
Seeberg	95	928	535	20	1'578
Thörigen	47	233	167	7	454
Thunstetten	159	550	253	6	968
Ursenbach	50	577	284	2	913
Walliswil Bipp	23	77	28	16	144
Walliswil Wangen	35	157	103	12	307
Walterswil	41	584	169	0	794
Wangen a.A.	110	220	148	43	521
Wangenried	21	196	70	3	290
Wiedlisbach	150	371	216	18	755
Wolfisberg	11	107	125	0	243
Wynau	76	202	207	27	512
Wyssachen	76	831	266	3	1'176
Oberaargau	3'610	18'750	10'413	331	33'104

Eidgenössische Arealstatistik 2004/09

(Flächen in ha)	Siedlungsflächen	Landwirtschaftsflächen	Bestockte Flächen	Unproduktive Flächen	Total
Aarwangen	148	450	357	32	987
Attiswil	84	406	269	5	764
Auswil	23	384	52	1	460
Bannwil	42	220	188	25	475
Berken	16	74	42	8	140
Bettenhausen	39	263	91	3	396
Bleienbach	47	325	188	9	569
Busswil b. M.	17	150	117	0	284
Eriswil	73	761	297	2	1'133
Farnern	16	239	110	0	365
Gondiswil	55	649	228	4	936
Graben	22	167	116	12	317
Heimenhausen	68	308	203	4	583
Hermiswil	6	61	37	1	105
Herzogenbuchsee	266	370	338	8	982
Huttwil	235	1'113	379	1	1'728
Inkwil	44	165	121	8	338
Langenthal	512	552	659	4	1'727
Lotzwil	96	295	231	1	623
Madiswil	164	1'455	690	7	2'316
Melchnau	80	592	363	2	1'037
Niederbipp	264	820	655	6	1'745
Niederönz	46	148	82	2	278
Oberbipp	110	398	335	6	849
Obersteckholz	22	260	109	0	391
Ochlenberg	52	761	393	2	1'208
Oeschenbach	20	251	117	2	390
Reisiswil	10	127	59	1	197
Roggwil	201	354	220	7	782
Rohrbach	65	257	82	2	406
Rohrbachgraben	19	448	180	1	648
Rumisberg	42	259	211	4	516
Rütschelen	28	224	147	0	399
Schwarzhäusern	39	197	128	11	375
Seeberg	101	927	536	14	1'578
Thörigen	51	235	166	2	454
Thunstetten	191	520	253	4	968
Ursenbach	53	574	284	2	913
Walliswil Bipp	23	78	28	15	144
Walliswil Wangen	36	156	103	12	307
Walterswil	40	586	168	0	794
Wangen a.A.	116	216	146	43	521
Wangenried	23	196	68	3	290
Wiedlisbach	158	363	214	20	755
Wolfisberg	14	104	125	0	243
Wynau	91	191	203	27	512
Wyssachen	78	830	264	4	1'176
Oberaargau	3'946	18'479	10'352	327	33'104

SC LANGENTHAL

70 Jahre Triumphe, Tragödien und viel Leidenschaft

Walter Ryser

Im Februar 2016 wurde der SC Langenthal 70-jährig. 70 Jahre leidenschaftlicher Eishockeygeschichte, mit unzähligen Erfolgen, vielen Triumphen, aber auch Niederlagen, Enttäuschungen und unliebsamen Begleiterscheinungen. Eishockey wurde in Langenthal aber bereits vor über 70 Jahren gespielt. Aus zahlreichen Erzählungen, Medienberichten und Überlieferungen ist bekannt, dass Jahre vor der Gründung des Schlittschuhclubs in Langenthal Eishockey gespielt wurde. Die Wurzeln des SCL reichen bis in die dreissiger Jahre des letzten Jahrhunderts zurück. So tummelten sich die Kinder und Jugendlichen hauptsächlich auf dem Bleienbacher Moosseelein. Aber auch der Sängeliweiher, die untern Langenthaler Wässermatten, der Eisweiher im Steckholzwald, wo die Bierbrauerei Baumberger Eis produzierte, wurden bei guten Bedingungen aufgesucht. Die ersten Ansätze für die Bildung einer Eishockeymannschaft brachte dann der Winter 1945. Langenthaler JUGA-Mitglieder (kaufmännische Lehrlinge) waren eingeladen, in Burgdorf, wo der Tennisplatz in eine Eisbahn verwandelt worden war, an einem Plauschmatch teilzunehmen. Der überraschende Sieg war ein grosser Ansporn für die jungen Burschen.

Erstes offizielles Heimspiel gegen Rohrbach

Der Winter 1945/46 trug zwei Hauptmerkmale: als erstes wurde auf der Rumimatte (Standort des ehemaligen Schwimmbades) durch das Bauamt der Gemeinde Langenthal eine richtige Natureisbahn errichtet. Dadurch wurde es der eben formierten Mannschaft möglich, ein erstes offizielles Spiel gegen den bereits bestehenden EHC Rohrbach auszutragen. Dieses Spiel endete 4:4 unentschieden. In zwei weiteren Spielen an den darauffolgenden Tagen gewannen die Langenthaler gegen den gleichen Geg-

Die Gründungszeit des SCL:

Die Gründerequipe aus dem Jahr 1946 (rechts) sowie eine Spielszene aus einem der ersten Freundschaftsspiele gegen Roggwil auf dem Roggwiler Schmittenweiher (unten). Zu den ersten Spielern gehörten (mit nebenstehendem Bild nicht identisch): Marcel Calame, Joseph Fries, Werner Fries, Ernst Fries, Paul Fries, Louis Hügli, Peter Mathys, Willy Mathys, Peter Mathys (Bruder von Willy).

Der erste SCL-Vorstand (ohne Bild) bestand aus den Herren Karl Annen, Hans Kläy (Präsident) und Alexander Möhr.

Die Mannschaft nach Gründung um 1947

ner mit 4:2 und 4:1. Die relativ unerfahrene Langenthaler Mannschaft bezwangen die Rohrbacher, die damals zusammen mit den Roggwilern führend waren im Oberaargau. Mitten in diesem ersten «richtigen Eishockeywinter» schritt man dann zur eigentlichen Gründung des Schlittschuhclubs Langenthal. Im Tea Room Möhr an der Lotzwilstrasse, dessen Besitzer Alex Möhr seit seiner Davoser Zeit ein begeisterter Eishockeyaner war, wurde Hans Kläy zum ersten Präsidenten des SCL gewählt. Ein genaues Gründungsdatum lässt sich nicht festsetzen, der Club formte sich nach und nach. Statuten gab es keine, und man war froh um jeden, der sich irgendwie am Geschehen beteiligen wollte. Der junge Verein bestand nämlich aus kaum mehr als einem Dutzend Mitgliedern.

Spieleraufstand 1949

Auf die Saison 1947/48 hin trat der SC Langenthal dem Kantonalbernischen Eishockeyverband (KBEHV) bei. Sportlich brachten die ersten beiden Winter auf dem Kreuzfeld auch noch einen Rivalenkampf gegen das

benachbarte Olten, den der SCL vor knapp 700 Zuschauern mit 8:3 für sich entschied. Wenige Tage später, am 3. Februar 1949, wurde eine zweite Mannschaft des SCL ins Leben gerufen. Durch die vielen Schwierigkeiten bei der Platzsuche entmutigt, verliessen einige Mitglieder während der Saison 1948/49 den Club. An einer Hauptversammlung am Ende jenes Winters wurde das weitere Bestehen des SCL von den übrig gebliebenen Spielern in Frage gestellt. Dem Vorstand mit Kläy an der Spitze standen elf Spieler gegenüber, die eine weitere Zusammenarbeit mit dem Bauamt ablehnten und den Antrag stellten, es sei abzuklären, ob in Schoren eine dauerhafte Natureisbahn erstellt werden könne. Der Vorstand, dessen Mitglieder ihr Verhältnis mit der Gemeinde nicht getrübt sehen wollten, trat geschlossen zurück. Von den verbleibenden Mitgliedern wurde Josef Fries zum Präsidenten gewählt. Er sollte sich ab sofort für eine Eisbahn in Schoren einsetzen. Aber erst im Juli 1952 wurde der Bau einer Natureisbahn in Schoren beschlossen.

Schweizermeister Serie B 1954

Dank dem schönen, aber kalten Winter 1952/53 wurde die erste Saison auf der neuen Natureisbahn am schattigen Waldrand in Schoren zum vollen Erfolg. Während sechs Wochen konnte Natureis hergestellt werden und der SCL schloss die Spielzeit mit einem Überschuss von 14'000 Franken ab. Alt und Jung hatten sich auf der Eisbahn getummelt und es kam ein richtiges Eisbahnfieber auf. Auch durfte der SCL nun endlich dem Schweizerischen Hockeyverband beitreten und erreichte in der damaligen «Serie B» (heutige 1. Liga) den vierten Rang. Auf die Saison 1953/54 hin löste Obrist Josef Fries als Präsident ab. Die Aufgaben des Präsidenten waren mit der neuen Natureisbahn umfangreicher geworden. So konnte sich Josef Fries jetzt mehr dem Training und dem Spiel zuwenden. Er besuchte deshalb auch einen Trainerkurs des Schweizerischen Eishockeyverbandes in Bern. Er führte den SCL in diesem Winter zum bisher grössten Erfolg in seiner jungen Geschichte, dem Schweizermeistertitel in der Serie B. Im Finalspiel wurden die GC-Senioren auf dem Zürcher Dolder mit 7:1 niedergerungen. So errang der SCL nach erst achtjähriger Vereinsgeschichte bereits einen Eishockey-Schweizermeistertitel, und Spieler

sowie der Vorstand durften als Auszeichnung eine Goldmedaille entgegennehmen. Dieser Erfolg löste in Langenthal eine riesige Begeisterungswelle für den Eishockeysport, aber auch für das Schlittschuhlaufen aus. Den Heimspielen auf der Eisbahn in Schoren hatten an den Sonntagnachmittagen zwischen 1200 und 1500 Zuschauer beigewohnt.

Die Mannschaft von 1954

In der Saison 1954/55 spielte der SCL also in der Serie A. Nun begannen auch die grossen und immer wieder hart umstrittenen Rivalenkämpfe gegen die Mannschaften von Rotblau Bern, Langnau und Kleinhüningen. Für den SCL ging es in den kommenden Wintern darum, sich in der Serie A zu behaupten. Dies gelang ohne Schwierigkeiten, der SCL erreichte stets Platzierungen in der vorderen Tabellenhälfte. Die Beteiligung des Publikums war aber nicht mehr so gross. Einerseits wollten sich die Matchbesucher nicht immer und immer wieder der oft sehr unzuverlässigen Witterung unterwerfen, andererseits war aber auch die Begeisterung der Anfangsjahre auf der neuen Eisbahn ganz einfach abgeflaut. Im Winter 1954/55 beispielsweise musste viermal neues Eis aufgebaut werden. Das Eis war bloss an 25 Tagen spielbar.

Ohne Niederlage aufgestiegen

Am 5. März 1961 wurde von den Langenthaler Stimmbürgern ein Projekt für den Bau einer Kunsteisbahn in Schoren genehmigt. In einer Bauzeit von lediglich fünf Monaten wurde die 887'700 Franken teure Kunsteisbahn realisiert. Dies war gleichzeitig der Startschuss zu weiteren sportlichen SCL-Erfolgen, konnte man doch nun regelmässig trainieren und einen geordneten Spielbetrieb garantieren. Am 16. Dezember 1961 konnte die Kunsteisbahn in Betrieb genommen werden. Als Trainer hatte man für die erste «Kunsteissaison» Heinz Schranz verpflichtet. Sämtliche Meisterschaftsspiele vor der Eröffnung der Kunsteisbahn mussten auswärts ausgetragen werden. Trotzdem erreichte der SCL Ende der Saison den ersten Rang in seiner Erstliga-Gruppe. Dieser Rang berechtigte zur Teilnahme an den Aufstiegsspielen in die Nationalliga B. Chur und Genf waren jedoch für den SCL zu stark, und der Traum vom erstmaligen Aufstieg in die Nationalliga B war vorerst einmal ausgeträumt.

Spiel auf der neu erbauten Kunsteisbahn Schoren 1961

Die Saison 1962/63 brachte erneut den ersten Schlussrang. Der SCL hatte lediglich zwei Verlustpunkte hinnehmen müssen. Heinz Schranz hatte in dieser Saison als Spielertrainer gewirkt und seine Leute zu grossen Leistungen geführt. In den Aufstiegsspielen gelang ein Sieg gegen Kleinhüningen in Basel, doch der SCL scheiterte schliesslich an Küsnacht – beide Spiele gingen mit einem Tor Differenz verloren. Auf die Saison 1963/64 setzte sich der SC deutlich von seinen Gegnern ab und belegte am Schluss verlustpunktlos, mit einem Torverhältnis von 120:30 aus 14 Spielen den ersten Rang. In den Aufstiegsspielen wurde zuerst Tramelan mit 14:3 deklassiert und anschliessend Charrat in Martigny mit 6:2 bezwungen. Der so heiss ersehnte Aufstieg war endlich Tatsache geworden.

SCL-Wundersturm erzielt 50 von 64 Toren

Doch die Saison war noch nicht zu Ende, und für den SCL sollte noch ein weiterer Höhepunkt folgen. Im Spiel um den Schweizermeistertitel der 1. Liga realisierten die Oberaargauer einen denkwürdigen Sieg, der in die Vereinsgeschichte einging. Im Tessin gewannen die Langenthaler die

AUTOFAHRSCHULEN

Auf der früher noch offenen Kunsteisbahn war die Eisaufbereitung oft eine mühsame und aufwändige Angelegenheit, heute stehen dagegen zahlreiche nützliche Hilfsmittel zur Verfügung, mit der die Eisaufbereitung wesentlich effizienter erfolgt.

Aufstiegs-Equipe 1964

Partie gegen Lugano gleich mit 10:0 und feierten damit den zweiten Meistertitel der Vereinsgeschichte. Zu Beginn der Saison 1964/65 absolvierte der SC Langenthal sein allererstes NLB-Spiel. Auf der Kunsteisbahn in Schoren fanden sich zur Partie gegen Arosa, mit dem legendären Hansmartin Trepp, 3200 Zuschauer ein. Trepp zeichnete sich in diesem Spiel als dreifacher Torschütze aus. Aber beim SCL trafen gleich zwei Stürmer dreimal ins gegnerische Netz: Hermann Rieder und Heinz Schranz. Nach einem 0:2-Rückstand nach dem ersten Drittel steuerte auch der dritte Spieler im legendären SCL-Sturm, Toni Gerber, noch ein Tor bei, so dass es schliesslich zu einem 7:4-Sieg kam. Der Start in die erste NLB-Saison war vollauf gelungen. Dass dieser erste Sieg keine Eintagsfliege war, zeigte die Rangliste am Ende der Saison: Hinter dem verlustpunktfreien Aufsteiger Ambri belegte der SCL vor Arosa, Basel und Lugano den zweiten Platz. Im Torschützenklassement lag Hermann Rieder mit 35 Skorerpunkten (15 Tore/20 Assists) auf Platz zwei, Toni Gerber mit 31 (17/14) auf Platz sechs und Heinz Schranz mit 27 (18/9) auf Platz sieben. Der Langenthaler Wundersturm hatte nicht weniger als 50 der total 64 Tore geschossen.

Die fünfte Saison nach dem erstmaligen Aufstieg in die NLB wurde dem SCL zum Verhängnis. Trotz ansprechenden Leistungen unter Trainer Ro-

bert Steffen, der zwei Jahre zuvor Heinz Schranz als Trainer abgelöst hatte, rutschte die Mannschaft in der Saison 1968/69 in die Abstiegszone. Das letzte Spiel in Schoren – gegen Lugano – musste entscheiden. Alfio Molina im Tor der Tessiner hatte wohl die schmerzliche 0:10-Niederlage aus der Aufstiegssaison fünf Jahren zuvor noch nicht vergessen, er zauberte an diesem Abend noch und noch. So verlor der SCL diese wichtige Partie trotz klarer Überlegenheit am Ende noch mit 3:4. Die Equipe musste in den sauren Apfel eines unverdienten Abstiegs beissen. Trotz des sportlichen Misserfolges blieb die Mannschaft weitgehend zusammen und strebte in der darauffolgenden Saison den sofortigen Wiederaufstieg an. Zwar konnte der SCL immer an der Spitze mitspielen, doch erst unter dem Altinternationalen Rolf Diethelm als neuem Trainer erreichte man Ende Saison 1971/72 erneut den Gruppensieg. Beide Aufstiegsspiele gegen CP Fleurier gingen jedoch mit 1:2 und 2:3 knapp verloren. Am Ende der Saison 1973/74 war es wieder so weit: Nach dem Gruppensieg folgten die erneuten Aufstiegsspiele. Der erste Gegner war Montana-Crans, der gegen den SCL mit zwei Niederlagen (5:6 und 1:7) ausschied. Rotblau Bern war der nächste Gegner. Das erste Spiel in Bern ging mit 2:4 verloren. Für das Rückspiel auf der Kunsteisbahn Schoren war eine Zuschauertribüne errichtet worden. 3300 Personen wurden Zeugen, wie der SCL entfesselt aufspielte und die Stadtberner mit einer 14:3-Klatsche nach Hause schickte. Das nötige Entscheidungsspiel in Lyss, vor sehr vielen mitgereisten Langenthaler Fans, gewann der SCL ebenso sicher mit 8:2. Der SCL war zum zweiten Mal in die NLB aufgestiegen. Den Titel des Erstliga-Schweizermeisters konnte der SCL dieses Mal aber nicht erobern. Zug gewann die beiden Spiele mit 5:2 und 5:4.

Bob Hayes erster SCL-Ausländer

Zum ersten Spiel in der NLB empfing der SC Langenthal Nachbar und Rivale Olten. 3300 Zuschauer sahen einen 6:5-Sieg der Langenthaler, die damit einen erfolgreichen Start in die zweite NLB-Ära erlebten. Am Ende der Saison 1974/75 belegte der SCL den hervorragenden zweiten Platz in der Abstiegsrunde. Mit dem kanadischen Stürmer Bob Hayes spielte erstmals ein ausländischer Spieler in den Reihen des SCL. Auf die kommende Saison

Aufstiegs-Equipe 1974 NLB

hin gab es beim SCL einige wichtige, personelle Änderungen: Der Tschechoslowake Jiri Pleticha übernahm das Traineramt von Rolf Diethelm, der nach vierjähriger erfolgreicher Tätigkeit zurücktrat; James Stebe, ein amerikanischer Verteidiger, wurde Nachfolger von Bob Hayes auf dem Ausländerposten. Der SCL, dieses Mal in die Westgruppe eingeteilt, konnte sich mühelos für die Aufstiegsrunde qualifizieren, sorgte aber dann für negative Schlagzeilen, als er zahlreiche Spiele hintereinander verlor und Trainer Pleticha fristlos entliess. Spieler Toni Gerber trainierte jetzt die Mannschaft. Der SCL belegte den siebten Schlussrang mit nur fünf Punkten.

Die Spielzeit 1976/77 wurde zu einer richtigen Zittersaison für den SCL. Die neu unter dem kanadischen Spielertrainer Ted Snell (Verteidiger) stehende Mannschaft sicherte sich erst im zweitletzten Spiel der Abstiegsrunde den Ligaerhalt. Dieses Spiel dürfte bei vielen SCL-Fans noch in guter Erinnerung sein: Nach dem ersten Drittel lagen die Langenthaler gegen Olten bereits mit 0:3 in Rückstand. Der Abstieg schien Tatsache zu sein. Doch das zweite Drittel sah einen völlig veränderten SCL, der sechs Tore schoss und so den Grundstein zum 7:5-Erfolg legte. Auf die Saison 1977/78 hin trat Toni Gerber als Spieler zurück und wurde Trainer der ersten Mannschaft. Ted Snell wirkte weiterhin als Spieler und Trainerassistent. Die Meisterschaft verlief erfolgreich und der SCL belegte im Feld der 16 NLB-Mannschaften den guten sechsten Platz. Auf die Saison 1978/79 wurde erneut Heinz Stucker Präsident des SCL. Nach zahlreichen Abgängen war die Mannschaft schwächer als in der vorangegangenen Saison. Nur mit grossem Zittern konnte der Abstieg vermieden werden, der SCL belegte am Ende den 13. Platz.

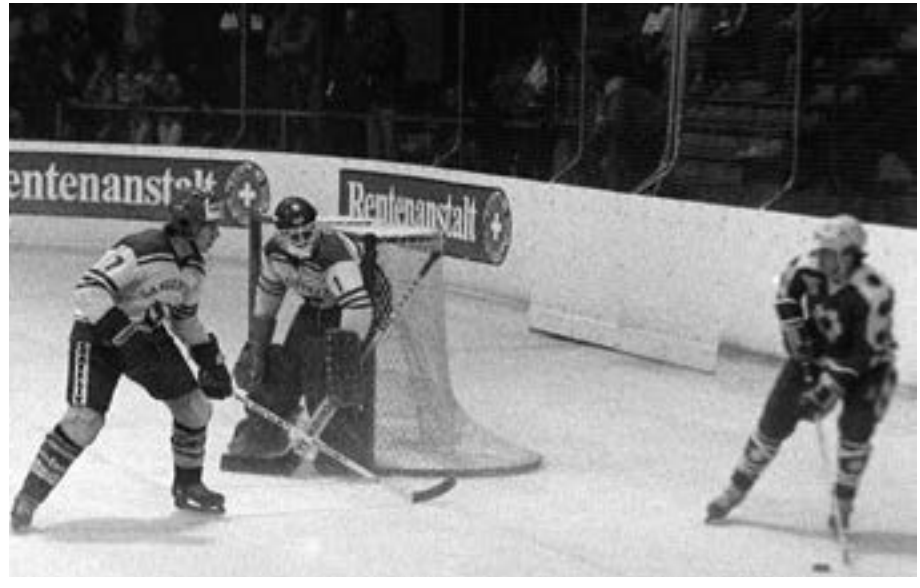
Erstes Spiel unter dem Schoren-Dach

Auf die Saison 1979/80 wurde die Nationalliga B wieder in zwei Gruppen unterteilt. Der SCL wurde in der Westgruppe Vierter und konnte dabei einige schöne Teilerfolge verbuchen. Am 14. Oktober 1980 spielte der SC Langenthal sein erstes Heimspiel auf der Kunsteisbahn Schoren unter Dach. Gegner waren die Young Sprinters Neuenburg, die gleich mit 7:1 besiegt wurden. Erstmals stellte der SCL neben Ted Snell einen zweiten

Ausländer an. Der Kanadier Eric Brubacher sollte den SCL-Sturm verstärken, konnte aber die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Im Laufe der Saison, als einmal mehr der Abstieg drohte, nahm der SCL noch den kanadischen Stürmer Bob Riess unter Vertrag, der vom deutschen Bundesligaklub Duisburg nach Langenthal wechselte und mit vielen spektakulären Auftritten und Toren massgeblichen Anteil am Ligaerhalt hatte.

Toni Gerber trat als Trainer zurück, und der SCL engagierte erstmals einen vollamtlichen Trainer, den Kanadier Jack Holmes. Damit hatte der SCL nun drei Ausländer in seinen Diensten: Den Trainer sowie die kanadischen Spieler Ted Snell und Chris Oddleifson (Stürmer), der neu nach Langenthal kam. Am 27. Februar 1982 schloss der SC Langenthal mit einem 4:4-Unentschieden zu Hause gegen Visp eine der wohl turbulentesten und ereignisreichsten Saisons der Vereinsgeschichte ab. Mit 38 Meisterschaftsspielen, drei Ausländern und einem Budget von gegen einer halben Million Franken war diese Saison sowohl in sportlicher als auch in finanzieller Hinsicht die bislang aufwendigste. Für die Saison 1982/83 zählte der SCL auf das gleiche Ausländertrio wie im Jahr zuvor. Die Mannschaft musste allerdings bis zum letzten Spiel zittern, ehe der Ligaerhalt endgültig gesichert werden konnte. Es war das Schlüsselspiel schlechthin, fand in Schoren vor 4200 Zuschauern statt und als Gegner stand dem SC Langenthal kein geringerer als der SC Bern gegenüber. Der SCL gewann mit 4:3 und sorgte für die grosse Überraschung. Grindelwald musste den Weg in die 1. Liga antreten. Es war nach sieben Jahren auch das letzte Spiel von Ted Snell für den SCL.

Der Vorstand, der 1982 unter Hans-Jürg Käser (dem heutigen FDP-Regierungsrat des Kantons Bern) die Führung des Clubs übernommen hatte, stand auf die Saison 1983/84 hin vor der schweren Aufgabe, die beiden Ausländer- und den Trainerposten neu zu besetzen. Es schien vor allem fast ein Ding der Unmöglichkeit, einen gleichwertigen Ersatz für Ted Snell zu finden. Als neuen Trainer engagierte man den Tschechoslowaken Jaroslav Tuma, als ausländische Spieler den Verteidiger Mike Zettel und kurz vor Saisonbeginn den kanadischen Stürmer Ron Davidson, der kurzfristig für den in die NHL abgesprungenen Kevin Primeau verpflichtet



Ted Snell, die legendäre Nummer Sieben (oben, Fotos Langenthaler Tagblatt). Unten: Werner «Buffeli» Born, Ted Snell und Jean-Claude «Jumbo» Chéhab beim Kaffeetrinken (von links, Fotos zvg Geschäftsstelle SC Langenthal)

wurde. Die beiden neuen Ausländer schlugen auf Anhieb ein, und Jaroslav Tuma verstand es, aus den Spielern, die ihm zur Verfügung standen, eine schlagkräftige Mannschaft zu bilden. Mike Zettel hielt unermüdlich die Abwehr zusammen, schoss zudem auch unzählige Tore, und der clevere Vollstrecker Ron Davidson bildete zusammen mit Bernhard Hugi und Heinz Läderach ein äusserst gefährliches Sturmtrio, das in der Tagespresse oft als «Atomsturm» betitelt wurde.

Höhenflug und Absturz mit Jaroslav Tuma

Der gesamten Mannschaft lief es in dieser Saison vorzüglich. Das Publikum erschien so zahlreich wie noch nie – 2195 Zuschauer im Schnitt – und der SCL erreichte die Aufstiegsrunde, wo er den sechsten Platz belegte. Höhepunkt der Saison bildete das Gastspiel am 5. Januar 1984 im Allmendstadion in Bern. Es war der Tag, an dem der SC Langenthal erstmals in seiner Vereinsgeschichte als Sieger das Allmendstadion verliess. Vor 11 715 Zuschauern gewannen die Gäste aus dem Oberaargau gegen das hochkarätig besetzte Berner Starensemble mit 4:3. Der SCL hatte damit noch nicht genug und setzte der Derby-Statistik gegen den SCB am Dienstag, 7. Februar die Krone auf. Vor 4500 Zuschauern in Schoren gewannen die Langenthaler das Aufstiegsspiel zur NLA gegen den SC Bern gleich mit 7:2. Am Ende der Saison entliess der SCL die beiden ausländischen Spieler Zettel und Davidson und engagierte an deren Stelle die beiden kanadischen Stürmer Peter Sullivan, der seit vier Jahren in der Schweiz beim SC Langnau und beim SC Bern gespielt hatte, sowie den Amerikaner Bobby Crawford, der in der letzten Saison für La Chaux-de-Fonds viele Tore erzielt hatte. Dieser Schritt der Clubleitung rief viele kritische Stimmen hervor, die bezweifelten, ob die beiden neuen Hoffnungsträger in der Lage sein werden, das Team mitzureissen. Es ist mittlerweile hinlänglich bekannt, dass die damaligen Pessimisten Recht behalten sollten. Nach 24 Spielen lag der SCL schon abgeschlagen an zweitletzter Stelle der 16 Teams umfassenden NLB, die Ende Saison auf 12 Mannschaften reduziert wurde. Nach elf Jahren in der NLB musste der SC Langenthal im Frühjahr 1985 den Weg zurück in die 1. Liga antreten.

Aufwärmphase im Berner Allmendstation am 5. Januar 1984: Vorne Goalilegende Jean-Claude Chéhab, rechts «Kurven- und Dribbelkönig» Bernhard Hugi

Anders als nach dem erstmaligen Abstieg aus der NLB 1969 war nach der Relegation 1985 nicht im Traum an eine sofortige Rückkehr in die zweithöchste Spielklasse zu denken. Der SC Langenthal war aufgrund einer erfolgten finanziellen Rettung und zahlreicher Abgänge von Leistungsträgern zu einem kompletten Neuanfang in der ersten Liga gezwungen. Er schlug sich in der Folge in der ersten Liga redlich. Doch nach fünf Jahren in der obersten Amateurliga musste man zur Kenntnis nehmen, dass man sich zwar in der Spitzengruppe der ersten Liga etabliert hatte, aber noch nicht zu den Topteams gehörte.

Erfolgreiche Ära Schwarz

Den endgültigen Wandel vom Erstliga-Mitläufer zum ambitionierten Erstliga-Spitzenteam gelang den Oberaargauern ab der Saison 1991/92. Verantwortlich dafür war der neue Trainer des SCL, Ueli Schwarz, der von Thun zu den Langenthalern stiess und in den folgenden drei Jahren den SCL wieder an die Schwelle der NLB führte. Es war die Saison 1992/93, die in Schoren für eine neue SCL-Begeisterung sorgte. Zum zweiten Mal nach 1990 erreichten die Langenthaler den Playoff-Final, wo man auf Nachbar und Rivale Burgdorf traf. Das erste Spiel in Schoren gewann der SCL mit 4:3, die zweite Finalpartie musste in Zuchwil ausgetragen werden, weil in Burgdorf bereits kein Eis mehr zur Verfügung stand. Und erneut behielten die Langenthaler die Oberhand, gewannen sie wiederum 4:3 und feierten damit den grössten Erfolg seit 1983, als man die Aufstiegsspiele zur NLA bestritt.

Ja, und der SCL hätte in die NLB aufsteigen können, vielleicht sogar aufsteigen müssen in jenem Frühjahr 1993. Noch heute denken viele Fans an diese aufwühlende, nervenaufreibende und dramatische Aufstiegsrunde zurück, wo man auf die beiden andern Gruppensieger, die Grasshoppers (Ostgruppe) und La Chaux-de-Fonds (Westgruppe) traf. Obwohl der Aufstieg erst im letzten Spiel verpasst wurde, hatte der SCL diesen vermutlich bereits im ersten, äusserst denkwürdigen Spiel gegen GC in Küsnacht vergeben. Denn die Oberaargauer erlitten in diesem Startspiel einen äusserst schwer verdaulichen Schock. Elf Minuten vor Schluss führten die Gäste nämlich mit 5:2, und der Sieg war zum Greifen nah, doch dann fiel das bislang so hervorragend funktionierende SCL-Konzept wie ein Kartenhaus zusammen, und GC kam noch zu einem 7:5-Sieg.

Nur drei Tage später zeigte sich der SCL vom Schock gut erholt. Im zweiten Aufstiegsspiel gegen La Chaux-de-Fonds zeigten die Oberaargauer zu Hause in Schoren vor 2400 Zuschauer grossartiges Offensiveishockey. Mit einem 8:3-Sieg eroberte der SCL nicht bloss die ersten Punkte, sondern deutete mit seiner Leistung auch an, dass er noch ein ernsthaftes Wort um den Aufstieg mitreden wollte. Nachdem der SCL das dritte Spiel

zu Hause gegen die Grasshoppers mit 3:5 verloren hatte, kam es in La Chaux-de-Fonds zum alles entscheidenden, letzten Aufstiegsspiel. Die Ausgangslage war klar: Der Sieger der Partie spielt nächste Saison in der Nationalliga B. Doch der SC Langenthal verblieb in der ersten Liga. Die Oberaargauer verloren dieses entscheidende Spiel mit 0:2. Ausschlaggebend für die Niederlage waren mangelnde Cleverness und fehlende Kraft.

«Kleiner» SCL besiegt «grossen» SCL

Unter Trainer Ueli Schwarz waren die Langenthaler noch für ein weiteres, historisches Ereignis besorgt. Am 9. November 1993 traf der SC Langenthal in der Eishalle Schoren auf den SC Langnau, der mittlerweile von der NLA in die erste Liga abgestiegen war. Es wurde eine Partie für die Geschichtsbücher, die in der ganzen Schweiz für Schlagzeilen sorgte. 4102 Zuschauer kamen zu diesem Erstliga-Nachbarderby. Aber den Eintrag in die Geschichtsbücher sicherte sich das Spiel erst mit dem Schlussresultat von 8:5 für Langenthal. Es war der allererste Sieg des «kleinen» SCL über den «grossen» SCL im Rahmen eines offiziellen Meisterschaftsspiels.

Nach der äusserst erfolgreichen Ära Schwarz wurde es in Schoren vorübergehend schwarz. Der SC Langenthal spielte zwar konstant an der Tabellenspitze mit, doch von einem weiteren Grosserfolg war man in den folgenden Jahren stets ein kleines Stück entfernt. Erst im Jahr 2000, unter Trainer Arnold «Noldi» Lörtscher, konnte der nächste Erfolg gefeiert werden. Zum dritten Mal seit dem Abstieg aus der NLB 1985 stand der SCL im Playoff-Final, wo man auf den favorisierten EHC Basel traf. Die «best-of-three-Serie» war hartumkämpft und ausgeglichen. Bereits das erste Finalspiel in Basel ging in die Verlängerung. Hier gelang Zürcher in der 66. Minute der überraschende 3:2-Siegtreffer für die Langenthaler, denen damit die Chance winkte, vor heimischem Publikum den zweiten Gruppensieg nach 1993 zu realisieren. Vor 2089 Zuschauern in Schoren lieferten sich die beiden Teams erneut ein begeisterndes Spiel, bei dem der SCL lange Zeit wie der sichere Verlierer aussah, gingen doch

Volles Haus auch beim Spiel im November 1991 SCL gegen SCL – die Partie endete 4:4. (Fotos Margrit Kohler)

die Gäste bis zur 22. Minute mit 3:0 in Führung. Doch die Langenthaler schlugen zurück und inszenierten in der Folge ein selten gesehenes Offensivspektakel. Nur sieben Minuten später war die Partie ausgeglichen. Wie schon in Basel ging auch diese Partie in die Verlängerung. Und hier mussten sich die Zuschauer bis zur 76. Minute gedulden, ehe SCL-Stürmer Peter Brändli den vielumjubelten 4:3-Siegtreffer erzielte. Er hatte aus spitzem Winkel Basel-Hüter Gislimbert überrascht und den zweiten Erstliga-Gruppensieg seit dem NLB-Abstieg 1985 sichergestellt. Doch in den folgenden Aufstiegsspielen zur NLB blieb der SCL gegen die beiden andern Gruppensieger Ajoie (Westgruppe) und Herisau (Ostgruppe) völlig chancenlos. Bereits die Startpartie in Pruntrut ging klar mit 0:8 verloren.

Meistermacher Ernst Bruderer

Dennoch sorgte diese Saison für eine Trendwende beim SCL. Nach 15 Jahren in der ersten Liga machten sich immer mehr Leute im Umfeld des Vereins ernsthafte Gedanken über die Zukunft des Langenthaler Eishockeyklubs, der für Erstliga-Verhältnisse einen immensen Aufwand betrieb. Immer öfter war man mit der Frage konfrontiert, ob man noch einmal einen Schritt vorwärts machen oder doch lieber zurückbuchstabieren sollte, was auf lange Sicht Erstliga-Mittelmass bedeuten würde. Mit dem neuen Trainer Ernst Bruderer übernahm auf die Saison 2000/01 ein Mann die Verantwortung an der Bande, dem Mittelmass fremd war. Zwar blieb der Erfolg in der ersten Saison noch aus, doch der Zürcher baute die Mannschaft kontinuierlich um und aus. Im zweiten Jahr, in der Saison 2001/02, sollte der SCL zur ganz grossen Show ansetzen. Die Oberaargauer steigerten sich im Verlaufe der Saison praktisch von Spiel zu Spiel und erreichten ungeschlagen den Playoff-Final (zum vierten Mal), wo man auf Unterseen-Interlaken traf. Und die Langenthaler liessen nicht mehr locker. Die erste Partie der «best-of-five-Serie» entschied der SCL zu Hause eine Minute vor Spielende mit 3:2 für sich (Torschütze Mario Heiniger). Auch die zweite Partie in Interlaken war eine hauchdünne Angelegenheit. Die Gäste aus Langenthal lagen in der 58. Minute noch 2:3 hinten. Exakt 127 Sekunden vor Ende des Spiels gelang Markus Hirschi der Ausgleich, und ganze 50 Sekunden vor Schluss gelang seinem

Bruder Alain der Siegtreffer. Erneut war es ein Treffer in der Schlussphase, der die dritte Partie entschied. In der 57. Minute sicherte Markus Hirschi in Schoren vor 2018 Zuschauern mit dem erlösenden 4:2 nicht bloss den Sieg im dritten Spiel, sondern zugleich auch den erneuten Gruppensieg.

Die Oberaargauer waren mittlerweile zu einer starken Equipe zusammengewachsen, die über herausragende Qualitäten verfügte und als bestes SCL-Erstliga-Team seit dem NLB-Abstieg bezeichnet werden konnte. Diese Stärke bekamen in den Aufstiegsspielen zur Nationalliga B auch die beiden andern Gruppensieger Star Lausanne (Westgruppe) und Winterthur (Ostgruppe) zu spüren. Vor allem die Ostschweizer mussten im ersten Aufstiegsspiel in Schoren ganz bös unten durch. Nicht weniger als 8:0 gewann der SCL die erste Partie. Aber auch im zweiten Spiel in Lausanne hinterliess der SCL einen bärenstarken Eindruck und kassierte erneut keinen Treffer. Zeno Schwarz, Mario Heiniger und Tassilo Schwarz erzielten die Tore zum verdienten 3:0-Erfolg.

Sammelaktion für Aufstieg

Damit kam es am 19. März 2002 zum grossen Finale beim Rückspiel gegen Winterthur, das die Partie nach Weinfelden, in die Eishalle Gütingersreuti, verlegen musste. Dieses Mal erwiesen sich die Ostschweizer als ebenbürtiger, aber nicht besserer Gegner. Der SCL blieb in dieser Finalserie ungeschlagen, ging bis zur 31. Minute durch Tore von Bernhard Fankhauser, Zeno Schwarz und Paul Kühni mit 3:1 in Führung. Nach dem Anschlusstreffer der Winterthurer in der 35. Minute erlebten die zu Hunderten mitgereisten SCL-Fans eine unglaubliche Zitterpartie, die ein grossartig aufspielender SCL am Ende schadlos überstand. Zum ersten Mal in der Geschichte der 1. Liga wurde der SCL offizieller Schweizer Amateurmeister.

Nach diesem historischen Erfolg war man sich in Langenthal rasch einig, dass dieser Titelgewinn nicht Endstation bedeuten konnte. Der SCL stellte bei der Nationalliga das Gesuch um Aufnahme in der NLB. Es folgten Tage des Bangens. Fieberhaft und mit grossem Engagement versuchten die Verantwortlichen innert kürzester Zeit, die Auflagen der Nationalliga zu erfüllen. Vor allem die Bedingung, über ein gesichertes Budget von 1,5 Millionen Franken verfügen zu müssen, stellte sich als Herkules-Aufgabe heraus. Doch die ganze Bevölkerung half mit. Es wurde eine breit angelegte Sammelaktion gestartet, zahlreiche private und wirt-

Eric Lecompte

schaftliche Gönner geworben. Am 4. April 2002 hatte das Zittern ein Ende, vermeldete der Vorstand doch nach einstimmigem Beschluss: «Jetzt ist es definitiv, der SC Langenthal spielt nächste Saison wieder in der Nationalliga B.»

Die Euphorie, die Vorfreude und die Erwartungen rund um den SC Langenthal waren vor der ersten NLB-Saison seit 17 Jahren gross. Mit bescheidenen finanziellen Mitteln nahmen die Oberaargauer das Abenteuer in Angriff. Die Aufstiegsmannschaft wurde nur marginal ergänzt und verstärkt. Erstmals seit 17 Jahren traten die Langenthaler auch wieder mit zwei Ausländern an. Mit dem 36-jährigen kanadischen Stürmer Bruno Zarrillo befand sich sogar ein bekannter Name im Kader, hatte er doch in der Saison 1996/97 in den Playoffs zwei Spiele für den SC Bern gespielt und wurde mit dem Team Schweizer Meister. Zarrillo fiel aber noch vor Saisonbeginn verletzt aus und wurde kurzfristig durch einen weiteren ex-SCB-Ausländer, den Kanadier Dan Marois, ersetzt. Der zweite Ausländer war ebenfalls ein Kanadier und auch Stürmer. Mit Eric Lecompte verpflichtete der SCL einen Modellathleten, der 195 cm gross und 98 kg schwer war. Er sollte sich in der weiteren NLB-Geschichte des SC Langenthal als Glücksgriff erweisen.

Denkwürdige NLB-Rückkehr

Es war ein denkwürdiger Start in die dritte NLB-Ära des SC Langenthal. Die Spielplan-Verantwortlichen meinten es gut mit den Langenthalern und bescherten ihnen zum Auftakt am Samstag, 7. September 2002, gleich ein Heimspiel gegen Nachbar und Rivale Olten. Es sollte ein Spiel werden, das wegen einem ganz besonderen Ereignis für alle SCL-Fans bis heute unvergesslich geblieben ist. Der Autor dieses Kapitels betitelte den Matchbericht im Langenthaler Tagblatt mit folgenden Worten: «Nach 60:06 war im Derby der Knopf ab», traf doch der Oltner Karl Knopf nur sechs Sekunden nach Beginn der Verlängerung zum 5:4-Siegtreffer. Es war der Auftakt in eine NLB-Saison, in der die Langenthaler sehr viel Lehrgeld bezahlen mussten. Die Fans wurden auf eine harte Probe gestellt, mussten sie doch lange auf das erste Erfolgserlebnis warten. Erst

als der SCL in der Nationalmannschafts-Pause im November sein Kader reduzierte und den Trainingsbetrieb umstellte, kam die Bruderer-Truppe erst so richtig in der NLB an. Es war der Samstag, 16. November 2002, als die Langenthaler den ersten NLB-Sieg seit 17 Jahren feiern konnten (5:1 gegen Sierre).

Am Verdikt änderte sich deswegen nichts mehr. Der SCL verpasste in der ersten NLB-Saison die Playoffs klar. Doch der erste, erfolgreiche Schritt zur Etablierung in dieser Liga war getan. Zwar verpasste der SCL auch in der zweiten Saison nach dem Wiederaufstieg die Playoffs, doch dieses Mal nur knapp. Entscheidender war, dass man sich im Herbst 2003 von Meister-Trainer Ernst Bruderer trennte und mit dem Amerikaner Mike Posma einen neuen, jungen Trainer engagierte, der dem SCL zu einem Höhenflug verhelfen sollte. Bereits in der folgenden Saison (2004/05) war es dann so weit. Zum ersten Mal in der Vereinsgeschichte schaffte der SC Langenthal die Qualifikation für die NLB-Playoffs. Zu verdanken hatten dies die Oberaargauer nicht zuletzt dem 39-jährigen kanadischen Stürmer-Genie Todd Elik, der Anfang Januar für den enttäuschenden Erik Houde verpflichtet wurde und zusammen mit Eric Lecompte das wohl beste Ausländer-Duo der Liga bildete.

Eine mitreissende Playoff-Premiere

So kam es am Dienstag, 8. Februar 2005 zur NLB-Playoff-Premiere in Schoren. 2543 Personen wohnten dem Spiel gegen Visp bei. «Die Playoffs sind das Dessert der Saison und der erste Löffel hat ausgezeichnet geschmeckt», scherzte SCL-Stürmer Kevin Schläpfer nach dem 5:3-Sieg über die Walliser. Es sollte der Auftakt zu einer mitreissenden Serie sein, die über sieben Spiele dauerte und bis heute unvergessen ist. Denn am Dienstag, 22. Februar 2005 bezwang der SCL im siebten Spiel vor 3146 Zuschauern in Schoren die Walliser mit 6:4. Es war ein Spiel, das nicht nur den Spielern, sondern auch den Zuschauern alles abverlangte. Aus einer 3:0-Führung für den SCL war innert kürzester Zeit ein 3:4-Rückstand geworden, die Posma-Truppe kassierte zwei Shorthander und fiel in den zweiten 20 Minuten auseinander. «Doch am Ende verfügten wir über

mehr Reserven», stellte SCL-Verteidiger Marc Gautschi fest. Und natürlich über Didier Bochatay. Der kanadisch-schweizerische Doppelbürger war es, der mit zwei unglaublichen Energieanfällen und zwei Toren noch einmal für eine Wende in diesem verrückten Spiel besorgt war. Im Halbfinal gegen Favorit Basel blieb der SCL dann chancenlos und verlor die Serie mit 0:4. Die bislang erfolgreichste NLB-Saison seit dem Wiederaufstieg nahm dann allerdings ein unrühmliches Ende, mit einer Alkohol-Affäre um Trainer Mike Posma und Todd Elik. Die beiden wurden nach einem nächtlichen Tripp in stark alkoholisiertem Zustand in ihrem Fahrzeug von der Polizei angehalten.

Es war das Ende von Todd Eliks Gastspiel in Langenthal, aber noch nicht von Mike Posma, der vom SCL noch eine Bewährungschance erhielt. Sportlich lief es dem SCL immer besser. Am Samstag, 3. Februar 2007 vermeldete das Langenthaler Tagblatt: «Der SC Langenthal ist zum ersten Mal Qualifikationssieger der NLB-Meisterschaft. Trotz einer dürftigen Leistung gegen Martigny reichte es zu einem 6:1-Sieg.» Es sollte nicht nur Posmas Krönung sein, sondern auch der Beginn eines jähen Absturzes. Denn der Qualifikationssieger stolperte in der Playoff-Viertelfinalserie über das achtplatzierte GCK Lions. Zwar wurde Trainer Posma nach dem 0:2-Rückstand in der Serie entlassen und durch den Kanadier Gerry Prior ersetzt, die Serie war aber nicht mehr zu retten. Der SCL schied als Qualifikationssieger bereits in den Playoff-Viertelfinals aus. Es waren zugleich die letzten Auftritte des Kanadiers Eric Lecompte im Dress des SC Langenthal. Fünf Jahre stürmte er für den SCL und wurde während dieser Zeit zum grossen Publikumsliebling in Schoren.

Es war der Beginn einer sportlich schwierigen und unbefriedigenden Zeit. Mit dem Kanadier Kevin Ryan stand neu ein Mann an der Bande, der vom ersten Spiel an polarisierte. Sein Spiel-Stil, seine Personalentscheide und seine Auftritte in der Öffentlichkeit kamen beim SCL-Publikum nicht gut an. Kam dazu, dass unter Ryan auch die Resultate dürftig ausfielen. Schon bald machte sich Unmut breit, nicht zuletzt auch deshalb, weil die SCL-Führungsetage konsequent an Ryan festhielt. Dieser musste sich während eines Spiels eine «Bier-Dusche» von einem erbosten Fan gefallen lassen. Je länger desto mehr war «Kevin allein in Schoren». Aber erst

Das Publikum des SC Langenthal war immer eine wichtige Stütze für die Mannschaft und den Club, damals wie auch hier 2012, als ...

... der SC Langenthal seinen ersten Schweizer Meistertitel in der National League B feiern konnte.

am Montag, 16. November 2009, nach anderthalb Jahren, konnten die Fans aufatmen, als sie im Langenthaler Tagblatt lesen konnten: «Heinz Ehlers ersetzt ungeliebten Kevin Ryan.»

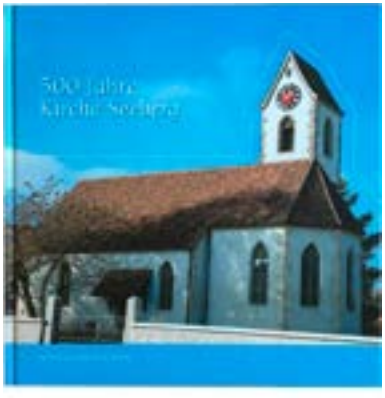
NLB-Meistertitel als absoluter Höhepunkt

Es sollte der Start zur erfolgreichsten Mission in der Geschichte des heute 70-jährigen SC Langenthal sein. Den Höhepunkt von Ehlers Tätigkeit erlebte der SC Langenthal im Frühjahr 2012, am Dienstag, 27. März. Der SCL schaffte an diesem Abend die Sensation und wurde erstmals in der 66-jährigen Vereinsgeschichte Schweizer Meister der National League B. Die Oberaargauer gewannen zu Hause das sechste Spiel der «best-of-seven-Serie» gegen den haushohen Favoriten Lausanne mit 4:1 und versetzten die Kleinstadt in einen Ausnahmezustand. «Wenn man vier Spiele nacheinander gewinnt, ist man einfach das bessere Team und hat den Meistertitel verdient gewonnen.» So simpel und gleichzeitig auch so treffend analysierte Langenthals Trainer Heinz Ehlers den überraschenden Titelgewinn seines Teams. Die letzten vier Jahre von 2013 bis 2016 etablierte sich der SC Langenthal als Spitzenteam in der NLB. Die Oberaargauer schlossen die Qualifikation stets in den ersten vier Rängen ab und erreichten in dieser Zeit immer die Playoff-Halbfinals, wo allerdings viermal hintereinander Endstation war.

Quellen

Semesterarbeit David Zogg; Medienberichte von Gründungsmitglied Ernst Fries; Langenthaler Tagblatt; Beitrag Heinz Stucker, Ehrenpräsident SC Langenthal im Langenthaler Tagblatt vom Juni 1996.

Neuerscheinungen



500 Jahre Kirche Seeberg

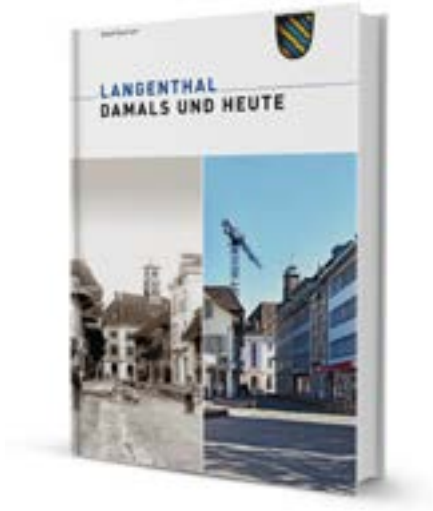
Aus Anlass des 500-jährigen Bestehens der Kirche auf dem Berg gab die reformierte Kirchgemeinde Seeberg dieses Buch heraus. Von der Frühzeit der ersten Besiedelung bis zur heutigen lebendigen Gegenwart berichten Menschen aus der Kirchgemeinde über ihre Kirche. Zahlreiche Fotos illustrieren die wunderschön gelegene Kirche.
Unterteilt in 11 Kapiteln wird nicht nur die 500-jährige Geschichte erläutert, auch der Bau der Orgel, die Geschichte der ersten Frauen im Kirchgemeinderat, der Wandel von der Patronats- zur Staatskirche und viele andere Themen werden auf den 84 Seiten berücksichtigt.
Und das Beste ist: Dieses Buch ist gratis bei der Kirchgemeinde oder auf der Gemeindeverwaltung zu beziehen!

Daniel Gaberell

500 Jahre Kirche Seeberg, mit Texten von Pius Bichsel-Scheidegger, Ruth Grütter, Walter Ischi, Hans Locher, Ruedi Mühlemann, Regula Schneeberger und einem Grusswort von Andreas Zeller, 84 Seiten, Pappband, Fadenheftung, 22 x 23 cm, Gestaltung und Druck: Merkur Druck AG, ISBN 978-3-905817-72-0

Langenthal – Damals und Heute

Im März dieses Jahres starb Dr. Peter Geiser. Der langjährige Roggwiler Dorfarzt ist in der Langenthaler Marktgasse geboren und hat sein Lebensende wiederum in seiner Heimatgemeinde verbracht. Im Laufe seines Lebens eignete sich der Arzt ein grosses Wissen über sein Heimatdorf an. Noch durfte Peter Geiser das Erscheinen des ihm von Dr. Rudolf Baumann gewidmeten Buches erleben: Langenthal damals und heute. Der Hauptteil des neunten Buchs des Langenthaler Historikers und Zahnarztes (Seiten 56-201) bildet eine Gegenüberstellung von Bildern verschiedener Oertlichkeiten Langenthals um 1900 und von heutigen Aufnahmen am gleichen Ort. Die alten Bilder, die sich durch ausklappbare Legenden erschliessen, stammen aus der grossen Sammlung des Autors, die Bilder



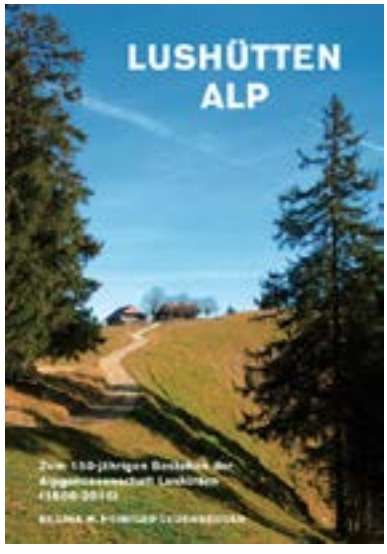
«Langenthal heute» wurden alle 2015 von Matthias Baumgartner, Christof Lang, Theo Pfammatter und dem Autor gemacht.
Dank diesem Vergleich gewinnt der Betrachter ein einzigartiges Bild über den baulichen Wandel Langenthals im Laufe der letzten 12 Jahrzehnte. Die Dokumente belegen, wie viel erhaltenswerte, für den Charakter und die Geschichte Langenthals bedeutende Gebäude ökonomischen Interessen weichen mussten. Schon der bekannte Ammann Johann David Mumenthaler sprach 1817 im Blick auf Langenthal vom Ort, wo das Geld die Menschen antreibt wie das Oel die Getriebe der Maschinen. Neben der Gegenüberstellung «alt-neu» werden die Baugeschichten der Gasthöfe Kreuz und Bären dokumentiert. Der «Kreuzhof» war lange Zeit das Lebenszentrum Langenthals. Weiter finden wir im Buch kleinere Textbeiträge wie die Geschichte des Oberaargauer «Filmfabrikanten» Albert Roth de Markus. Besonders verdienstvoll ist, dass Rudolf Baumann dem Buch eine CD mit Filmdokumenten aus seinem «Trummlehus»-Archiv beigefügt hat. Diese vermitteln einen lebendigen Einblick in die Herstellung von Porzellan, in das Langenthaler Kadetten- und Fasnachtswesen der 50-er Jahre, in ein schweizerisches Unteroffizierstreffen aus dem Jahre 1938 sowie in die Geschichte des Baus und der Bedeutung des Obstkühlhauses, das jüngst abgerissen wurde.
Das von Thomas Fahrni schön gestaltete und von der Merkur Druck AG gedruckte Buch ist eine echte Bereicherung der Langenthaler Dorf- und Stadtliteratur.

Simon Kuert

260 Seiten, 17,5 cm x 24,5 cm. Fadenheftung. Mit ausklapparem Legendentext und einer CD «Unser Dorf in den 30-er und 40-er Jahren». Verlag Stiftung Trummlehus. Ende 2015. ISBN 978-3-905817-69-0, Fr. 48.-

Lushüttenalp – Zum 150-jährigen Bestehen der Alpgenossenschaft Lushütten

2016 feiert die Alpgenossenschaft Lushütten ihr 150-jähriges Bestehen. Zu diesem Anlass hat Regina M. Heiniger-Leuenberger eine eindrückliche Geschichte der bereits 1531 erwähnten Emmentaler Alp geschrieben.



Sie stellt nicht nur die 150 Jahre des Wirkens der Alpgenossenschaft lebendig dar, die gebürtige Ursenbacher Autorin setzt sich in einem ersten Teil mit der gesamten Alpgeschichte auseinander. Dazu hat sie zahlreiche Quellen und viel Sekundärliteratur zu Rate gezogen. In Urbaren und Chorgerichtsmanualen fand sie Hinweise zur Alpwirtschaft der frühen Neuzeit. Sie berichtet über die «Küher» und ihre Familien, welche ihr eigenes Vieh und dasjenige von Talbauern auf der Lushüttenalp sömmerten. Vor der Gründung der Genossenschaft 1866 war die Alp lange Zeit im Besitze einer begüterten Ursenbacher Bauernfamilie. Regina M. Heiniger schildert nicht bloss die Geschichte einer heilen Welt. Sie entdeckte in Protokollen und Verträgen auch Intrigen, Konflikte und gegenseitige Übervorteilungen. Gerade solche Hinweise machen die Lektüre spannend.
So legt die Autorin die Geschichte einer Alp vor, die weit über den Kreis der Genossenschafter hinaus Beachtung verdient. Das Büchlein ist reich bebildert und wurde von Daniel Gaberell (Herausgeber-Verlag) sorgfältig ediert.

Simon Kuert

136 Seiten im Format A5 (Broschur). Autorin: Regina M. Heiniger-Leuenberger, zahlreiche historische und neue Fotos (u.a. von Willy Jost). Erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, Frühling 2016, ISBN 978-3-905939-35-4, Fr. 20.-

ELSTERN - Ein Berner Tagebuch

«Nicht alles kann und muss gelingen. Ein Blick auf Politik und Gesellschaft», lautet der dazugehörende Untertitel des Buchs von Heinrich Gottfried Megert. Auf über 300 Seiten wirft der Autor einen Blick auf seine Kindheit und Jugendzeit vor und während des Zweiten Weltkriegs, die Berufsbildung, den Militärdienst und den Sport und schliesslich auf das Arbeits- und Familienleben.
Er zeigt auf, wie die genannten Themen sich über drei Generationen hinweg verändert haben.
Im zweiten Teil der Publikation berichtet Heinrich Gottfried Megert über Selbsterlebtes in den Bereichen Politik und Gesellschaft.

Er empfiehlt in seinem Buch, dass die Menschen nicht jedem Trend folgen müssen und stattdessen Gegensteuer geben oder eine neue Spur legen sollen. Und die jungen Menschen macht er darauf aufmerksam, dass nicht jeder Berufswunsch in Erfüllung gehen kann, man aber mit Fleiss und Elan trotzdem erfolgreich werden und bleiben kann.

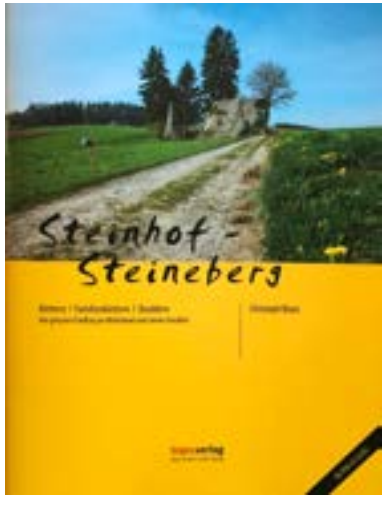
Daniel Gaberell

ELSTERN, Ein Berner Tagebuch von Heinrich Gottfried Megert, 15 x 21 cm, Klappbroschur, 306 Seiten, Merkur Druck AG, ISBN 978-3-905817-67-6, Fr. 32.50

Steinhof - Steineberg. Klettern, Familienklettern, Bouldern am grössten Findling im Mittelland und seinen Vasallen

Ein handliches Büchlein über die Findlinge auf dem Steinhof. Das scheint ein erster Blick auf den Umschlag zu verraten. Was der Autor Christoph Blum vorlegt, ist aber mehr, und es ist überraschender. Der ehemalige Langenthaler Hausarzt und begeisterte Kletterer gibt dem Leser präzise Anleitungen für Klettereien auf den bekannten erratischen Blöcken auf dem Steinhof und dem Steineberg südwestlich von Herzogenbuchsee. Es ist zwar bekannt, dass mutige Draufgänger auf dem Steinhof auf die Grosse Fluh klettern können. Weniger verbreitet dürfte sein, wieviele Findlinge im Gebiet sich für kurze Klettergänge eignen. Blum hat etliche Felsbrocken, die in der letzten Eiszeit abgelagert wurden, von Moos befreit und sie dadurch erst kletterbar gemacht. In seinem Büchlein listet er Dutzende von Routen im Detail auf, erläutert die klettertechnischen Anforderungen, den Schwierigkeitsgrad und diverse Begehungsmöglichkeiten. Wer statt an hohen Bergwänden oder in der Kletterhalle gerne auch an kleinen Felsen und Steinen klettert, dem ist eine professionelle Hilfe in die Hand gegeben, welche kaum eine Frage offenlässt. Blum bezeichnet die Routen als «ideal gelegenes und leicht zugängliches Übungsgelände für Gross und Klein».

Das Werk beschränkt sich nicht auf Klettertipps. Vorangestellt ist ein Exkurs über die Herkunft der Findlinge, ja über die Eiszeiten und ihren landschaftsbildenden Einfluss im Oberaargau. Hier ist etwa zu erfahren, dass die Steinhof- und Steineberg-Findlinge vom Massiv des Dent Blanche



im Wallis stammen und vor rund 24'000 Jahren durch den Rhonegletscher abgelagert wurden. Laut Schätzungen dürfte der Transport an den heutigen Ort rund 1000 bis 2000 Jahre gedauert haben.
Den grössten Teil des Büchleins nehmen jedoch die Beschreibungen der Kletterrouten an den Felsblöcken ein. Sie richten sich an versierte Kletterer sowie Boulderer und liefern Details wie Schwierigkeitsgrade, Absicherungsmöglichkeiten, Materialhinweise und genauste Routenskizzen. So erfährt man zum Beispiel, dass der Ostriss der Grossen Fluh auf dem Steinhof zu den Leckerbissen der Kurzklettereien gehört, dass die Route als 3 c eingestuft ist und als Material grosse Cams (entfernbare Klettersicherungen) benötigt werden. Als besonders wertvoll erweisen sich die Kartenausschnitte und die gezeichneten Routen.
Das reich bebilderte Werk richtet sich auch an Eltern, die ihre Kinder ans Klettern heranführen wollen. Sie finden darin viele Steine, an denen die ganze Familie den Klettersport ausüben kann.

Herbert Rentsch

Autor und Herausgeber: Christoph Blum, 72 Seiten. 14 x 18 cm. Geheftet. Erschienen im topo.verlag. ISBN 978-3-9524009-6-8-1, Fr. 20.-

Heiko Schütz Eisenwerker

Einige seiner Skulpturen sehen wir immer mal wieder, im Park, neben der Strasse, vor dem Schulhaus. Ab und zu gibt es Ausstellungen mit neuen und älteren Werke. Jetzt liegt ein Buch vor, das den künstlerischen Weg von Heiko Schütz festhält. Der heute 62-Jährige ist seit über 30 Jahren selbständiger Eisenplastiker. Hunderte von Werken hat er geschaffen, viele von ihnen sind im hervorragend gestalteten Buch verewigt, meisterhaft fotografiert von Hansruedi Riesen und Willy Jost. Der Text stammt vom Kunstkritiker Peter Killer, das Vorwort hat Valentin Binggeli geschrieben, der den Anstoss zum Buch gab. Killer versteht es, dem Leser den «Eisenwerker» Schütz näher zu bringen. Er zeichnet den Werdegang zum Künstler nach, beschreibt, wie Schütz schon in seiner Lehre als Maschinenmechaniker bei der Burgdorfer Firma Aebi heimlich Abfalleisen zu kleinen Skulpturen formte. Wie er später als Assistent bei Bernhard Lu-

ginbühl arbeitete und dort auch mit Jean Tinguely zusammentraf. 1980 machte sich Heiko Schütz selbständig und begann eigene Werke zu schaffen. Er zog in ein kleines Haus am Burgäschisee, wo er in seinem Atelier arbeitete, und wo im Garten Dutzende von Skulpturen standen. Peter Killer stellt die verschiedenen Werkphasen des Künstlers vor. Man begegnet etwa den verspielten und hintergründigen Eisenbilderbüchern, dem Pfeil, an dem er im Rahmen einer TV-Sendung schweisste, den Knoten und Schlaufen, den offenen, beweglichen Köpfen, den Eisen-Glas-Skulpturen. Erinnerungen werden wach an die Wassermusikanten, eine ganze Reihe davon spien das Nass in Solothurn in die Aare. Und es tauchen die Werke auf, die Heiko Schütz in der Werft in Interlaken schuf, aus Teilen des ausgedienten Dampfkessels des Raddampfers «Lötschberg». Zu sehen sind auch Eisenplastiken, die Schütz im Auftrag schuf und die teilweise im öffentlichen Raum stehen – etwa der Sonnenradbrunnen vor der Berufsfachschule Langenthal, die Radskulptur beim kantonalen Werkhof an der Hauptstrasse in Zuchwil oder die Silhouette im Kornhauspark Herzogenbuchsee.
Das Anschauen wird nie langweilig, denn die beiden Fotografen haben all die unterschiedlichen Werke immer wieder in anderer Umgebung und in neuem Licht in Szene gesetzt. Seit 1992 lebt Heiko Schütz mit seiner Familie im Luderhaus in Niederönz, dem ehemaligen Kornlager der benachbarten Mühle. Dort befindet sich sein Atelier, dort hat er das Wiesland beim Haus zum Skulpturengarten gemacht. Im Buch ist der Garten als Schneelandschaft erlebbar. Die Eisenwerke setzen darin einen poetischen Kontrast.

Herbert Rentsch

156 Seiten. 25 x 22 cm. Hardcover, Umschlagprägung. Valentin Binggeli (Vorwort), Peter Killer (Texte), Fotos: Willy Jost und Hansruedi Riesen, Kulturbuchverlag Herausgeber.ch. ISBN 978-3-905939-36-1, Fr. 48.-

Von Zwingeli zu Gotthelf

Pfarrer Simon Kuert leitete von 1986 bis 1992 das Projekt «Neuaufbau der kirchlichen Unterweisung der reformierten Landeskirche Bern-Jura-Solothurn». Als Historiker wollte er diese Aufgabe nicht angehen, ohne

ihren geschichtlichen Boden zu kennen. Dabei musste er feststellen, dass es noch keine abgerundete Darstellung des Themas gab. Er legte sich deshalb eine umfangreiche Dokumentensammlung an. Während eines Studienurlaubs und im ersten Jahr nach seiner Pensionierung hat er diese nun zusammengetragen, um die Lücke in der Geschichtsliteratur zu schliessen. Veröffentlichen konnte er sie als Sonderband 2016 der Langenthaler Heimatblätter.

512 Seiten zählt der Sonderband – 512 Seiten reine Lektüre, denn die kleine Abbildung von Albert Ankers «Dorfschule von 1848» auf dem Umschlag ist das einzige Bild des ganzen Buches. Dies ist dem einfachen Druck geschuldet, nachdem die kleine Auflage rief, der sich im begrenzten Bezugskreis der Langenthaler Heimatblätter voraussichtlich absetzen lässt. Denn das Buch beschränkt sich – wie sein Titel verrät – nicht auf Langenthal und den Oberaargau, sondern stellt das Thema in seinem ganzen schweizerischen – ja deutsprachigen – Kontext dar. Die Darstellung endet im 19. Jahrhundert – bei Gotthelf eben. Damals entstanden aus der vorher von der Kirche verantworteten Schule die Schule unter der Aufsicht und Verantwortung des Staates und die kirchliche Unterweisung. Zudem bildete sich die Konfirmation als festliche Aufnahme der Jugendlichen in die christliche Gemeinde heraus.

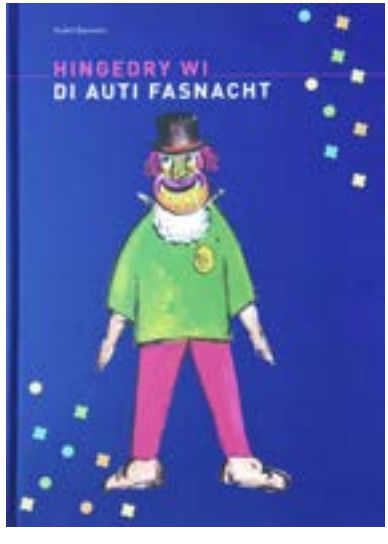
Das 20. Jahrhundert findet dagegen nur eine kursorische Darstellung und würde, wie der Autor selbst schreibt, Grundlage für eine weitere Publikation bilden. In dieser Zeit ist vor allem das Wirken Simon Kuerts selbst als Christ und Pfarrer angesiedelt, das er in einer Einleitung zu biografischem Zugang und Absicht offenlegt. Das ist zugleich der stärkste regionale Bezug, den das Buch aufweist, allerdings nicht sein einziger. Einen beträchtlichen Teil seiner Quellen fand Simon Kuert im Archiv des Pfarrkapitels Langenthal, und dort vor allem in den Akten der Dekane Gottlieb Mesmer aus Lotzwil und Sigmund Gebner aus Niederbipp aus dem 19. Jahrhundert. Eine Verbindung zum Oberaargau weist aber auch Johann Peter Romang auf, der eine wichtige Rolle spielte, als sich reformierte Kirche ihre Unterweisung neben der säkularisierten Schule neu organisieren musste: Er war Pfarrer in Niederbipp und vertrat seine Gemeinde in der Synode.

Simon Kuert zeigt sich vor allem froh darüber, dass seine Materialiensammlung nun für Theologiestudenten und Katecheten in gedruckter

Form vorliegt. Gerade für diesen Adressatenkreis würde man sich allerdings eine Illustration des Textes wünschen, hat er doch in einer vom Bild geprägten Welt zu unterrichten. Wie sah der beschriebene Tafelkatechismus des Zürcher Reformators Leo Jud aus, fragt man sich zum Beispiel während der Lektüre, aber auch die vielen eingestreuten Kurzbiografien von Persönlichkeiten würden ein Gesicht erhalten, wenn sie von einem Porträt begleitet wären. Gemäss Auskunft von Simon Kuert ist eine weitere Publikation seiner Arbeit in einem Fachverlag möglich. Zu hoffen ist, dass dort der Illustration mehr Gewicht beigemessen werden kann.

Jürg Rettenmund

Von Zwingli zu Gotthelf – 350 Jahre kirchliche Unterweisung in Bern. Beiträge zur Geschichte der Kinderlehre, der Unterweisung und der Konfirmation in der Bernischen Landeskirche. Autor: Simon Kuert, erschienen in «Langenthaler Heimatblätter», Sonderband 2016, Format A5, 512 Seiten, Fr. 20.-



Hingedry wie die auti Fasnacht

Bereits vor fünf Jahren erschien von Rudolf Baumann unter dem Titel 11.11.11 eine Broschüre über Fasnachtsbräuche im Oberaargau. Die meisten Texte und viele Bilder finden sich nun wieder in einem schön gestalteten Buch mit einem festen Einband. «Hingedry wie die auti Fasnacht» heisst das Werk und enthält zusätzlich einen schönen Text über «Bänkelgesang und Schnitzelbank», weiter eine wertvolle Fotosammlung von Langenthaler Fasnachtsumzügen aus Alben von Claire Sommer (1920-2011) und eine Dokumentation der Fasnachtsgeschichte der Familie Baumann. Die Langenthaler Fasnächtler sind dem Langenthaler Zahnarzt und Historiker dankbar für seine Aufarbeitung der Langenthaler Fasnacht als Kulturgut der Geschichte der Oberaargauer Metropole.

Simon Kuert

Rudolf Baumann: Hingedry wie die auti Fasnacht. 30 x 21,5 cm, 92 Seiten. Pappband, Fadenheftung, Verlag Trummelhuus Langenthal. ISBN: 978-3-905817-77-5.

Autorinnen und Autoren des Oberaargauer Jahrbuches 2016

Vorwort: Daniel Gaberell (*1969) leitet die Geschäftsstelle und die Redaktion des Oberaargauer Jahrbuches. Er betreibt in Riedtwil das Oberaargauer Buchzentrum OBZ und den Kulturbuchverlag Herausgeber.ch.

Einen frommen Knecht habe lieb. – Sirach [7,23]: Dr. Marianne Derron (*1968) ist ehemalige Mitarbeiterin der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs (HKG, Institut für Germanistik, Uni Bern). In diesem Rahmen kommentierte sie die politische und pädagogische Publizistik Gotthelfs. Im Herbst 2016 erscheint im EWG-Verlag (Bern) ihre kommentierte Neuausgabe von Gotthelfs historischem Roman «Kurt von Koppigen» (gemeinsam mit Norbert D. Wernicke).

Hauptsache Kugel: Cynthia Häfliger (*1994) ist in Langenthal geboren und lebt in Grossdietwil. 2011 bis 2014 Lehre als Floristin EFZ, 2014 bis 2016 berufsbegleitendes Propädeutikum an der Neuen Schule für Gestaltung Langenthal. Ab Herbst 2016 Studiengang für Visuelle Kommunikation an der Hochschule Luzern (Design & Kunst).

Martin Ziegelmüller: Martin Ziegelmüller (*1935), Maler, ist in Graben aufgewachsen und lebt in Vinelz. Er schreibt, weil beim Malen die Geschichten zu kurz kommen und weil er es einfach gerne macht.

Juragämsen: Bettina Riser (*1969), aufgewachsen und Lehrerseminar in Langenthal, wohnt seit fünf Jahren in Walden oberhalb von Niederbipp und arbeitet als Protokollführerin bei den Parlamentsdiensten in Bern.

Flechten: Ernst Grütter-Schneider (*1945) aufgewachsen und wohnhaft in Roggwil. Seit seiner Jugend unermüdlicher Beobachter von Flora und Fauna. Umfangreiche biologische Datensammlung mit ca. 100'000 Fotos und grosser Bibliothek. Weitgehend als Autodidakt in verschiedenen Organisationen und Projekten engagiert.

Die Oschwand in den Buchsibergen: Anne-Marie Dubler (*1940) promovierte in Geschichte an der Uni Basel, arbeitete als Stellvertreterin des Staatsarchivars am Staatsarchiv Basel-Stadt (1968–1972) und als Leiterin der «Luzerner Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte» am Staatsarchiv Luzern (1973–1983). Unter ihren bernischen und aargauischen Rechtsquellen-Editionen (1983–2009) erschien 2001 «Das Recht im Oberaargau» in 2 Bänden. Sie war als wissenschaftliche Beraterin und Autorin beim Historischen Lexikon der Schweiz (HLS) tätig (1990–2013) und ist Verfasserin zahlreicher Freelance-Publikationen zur Agrar-, Handwerks-, Verkehrs- und Industriegeschichte, Rechts- und Verfassungsgeschichte, Herrschafts- und Ortsgeschichte (www.surbek.com).

Die Kirche Roggwil: Walter Gfeller (*1944) lebt seit 1970 in Herzogenbuchsee. Nach 30 Jahren Schuldienst Studium in Kunstgeschichte, Geschichte und Germanistik, Abschluss 2003, Doktorat 2013.

Käsereigenossenschaft Mannshaus: Katja Meister (*1995) befasste sich in ihrer Maturarbeit 2014 am Gymnasium Oberaargau mit der Käserei Mannshaus, mit der ihre Familie eng verbunden ist. Nebst einer Zusammenfassung, die in diesem Jahrbuch überarbeitet abgedruckt ist, umfasste die Arbeit eine Transkription des rund 300-seitigen ersten Protokollbandes der Genossenschaft. Ihr Ururgrossvater, Andreas Meister, gehörte zu den Hauptgründern. Er, wie auch ihr Urgrossvater, ihr Grossvater und ihr Vater, übten in der Käserei verschiedene Ämter aus, unter anderem das Präsidium. Weil ihr Grossvater, Alfred Meister, die Käsertochter Hanni Aeschimann heiratete, ist auch der langjährige Käser Gottfried Aeschimann ihr Urgrossvater.

Die Geschichte des Hans Martin Langhoff: Simon Kuert (*1949), Ausbildung zum Lehrer, Studium der Theologie und Geschichte, war Pfarrer in Madiswil und baute als Projektleiter die kirchliche Unterweisung in der Reformierten Berner Kirche neu auf. Seit 1998 ist er als Beauftragter der Forschungsstiftung Stadtchronist in Langenthal. 2001–2013 Pfarrer in Langenthal. Mitglied der Jahrbuchredaktion.

Entwicklung der Siedlungsfläche: Jürg Rettenmund (*1959), Historiker (lic. phil. 1) in Huttwil. Redaktor bei der BZ Langenthaler Tagblatt in Langenthal, langjähriger Redaktionsleiter (bis 2014) und heute Mitglied der Jahrbuch-Redaktion.

70 Jahre SC Langenthal: Walter Ryser (*1960) ist in Langenthal wohnhaft, verheiratet und Vater zweier erwachsener Kinder. Er ist seit mehr als 40 Jahren als Journalist tätig, zudem ist er Mitinhaber der Kommunikationsagentur artext GmbH in Langenthal. Er hat den SC Langenthal während 40 Jahren journalistisch begleitet und bereits vor vier Jahren im Eigenverlag ein Buch über den Klub herausgegeben («Das Meisterbuch»).
Der Autor dieses Artikels hat zum 70-jährigen Bestehen des SC Langenthal ein Buch verfasst und herausgegeben (136 Seiten, Fr. 58.-). Erhältlich bei www.artext.ch/scl oder im SCL-Fanshop (MANOR Langenthal).

Weitere und ständige Mitglieder der Jahrbuchredaktion

Martin Fischer (*1953) ist seit 1998 Präsident der Jahrbuchvereinigung und Mitglied der Jahrbuchredaktion.

Der Lotzwiler Andreas Greub (*1968) betreut jeweils das Portfolio und die Artikel aus den Themenbereichen Kunst und Kultur.

Der im Oberaargauer Jura lebende Ueli Reinmann (*1974) ist für die naturkundlichen Beiträge im Jahrbuch zuständig.

Herbert Rentsch (*1952) aus Herzogenbuchsee ist Redaktor bei der Berner Zeitung BZ in Bern. In seinem früheren Berufsleben arbeitete er als Lehrer an der Schule Herzogenbuchsee.

Fredi Salvisberg (*1957) lebt in Subigen und kümmert sich, wenn er nicht gerade am Theaterspielen ist, um die Finanzen beim Jahrbuch des Oberaargaus.

Esther Siegrist (*1962) aus Langenthal hält mit ihrem administrativen und organisatorischen Geschick die Jahrbuchredaktion verlässlich zusammen.